

3516

*Erinnerungen*  
*an*  
SAMOA

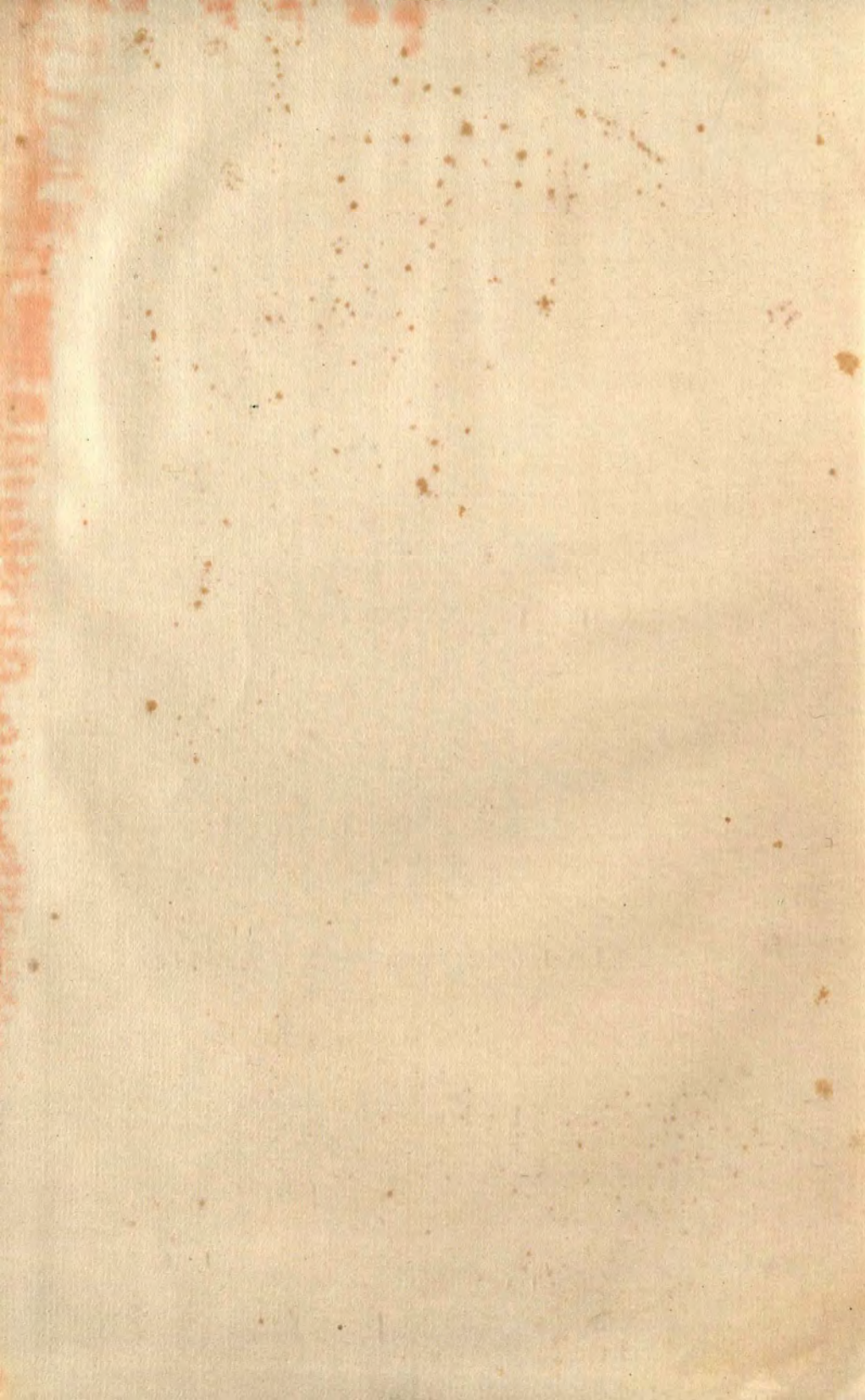


---

*Von Dr. E. Schultz-Ewerth*







Dr. Erich Schulz-Ewerth  
Erinnerungen an Samoa









Phot. G. Noack, Berlin W 30

*Erich Schultz-Dewitz*



# Erinnerungen an Samoa

von

Dr. Erich Schulz-Ewerth  
Gouverneur von Samoa z. D.



Mit 59 Abbildungen

---

August Scherl G.m.b.H. / Berlin SW68

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5164167



3516

Alle Rechte, insbesondere das der Übertragung, vorbehalten  
Copyright 1926 by August Scharf G. m. b. H., Berlin  
Druck von August Scharf G. m. b. H., Berlin

NH-62589/THK

Meiner Frau  
und meinen Kindern

---



## Inhalt

Ein Rätsel der Weltgeschichte . . . . .	5
Wirtschaftliche und politische Bedeutung Samoas . . . . .	10
Mensch, Natur, Kultur . . . . .	14
Rasse und Politik . . . . .	17
Im Zeitalter der Entdeckungen . . . . .	23
Bilanz der Zivilisation . . . . .	30
Im Zeichen des Kreuzes . . . . .	36
Häuptlinge und Demokraten . . . . .	52
Kannibalismus . . . . .	61
Diplomaten und Soldaten . . . . .	64
Drei samoanische Staatsmänner . . . . .	72
Wie Häuptlinge sterben und begraben werden . . . . .	75
Das Grab in Manono . . . . .	81
Aberglauben, Medizin und Regierungskunst . . . . .	82
Massage und Gastfreundschaft . . . . .	88
Die Dorfjungfrau . . . . .	89
Liebe, Ehe und Politik . . . . .	95
Eheirungen, Vielweiberei und Ehereform . . . . .	97
Ehescheidungskuriosa . . . . .	99
Ezogamie, Endogamie und Kolonisation . . . . .	102
Die Ansiedler von Hereheretue . . . . .	104
Alte und neue Kolonisation . . . . .	106
Die Geschichte von Pitcairn . . . . .	108
Rassenmischung und Rassenhaß . . . . .	125
Amof . . . . .	130

Staat und Sippe . . . . .	140
Sippentreue . . . . .	145
Sippenzwist . . . . .	150
Der Samoaner und das Tier . . . . .	152
„Noch!“ . . . . .	157
Koloniale Schuldlüge und koloniale Opposition . . . . .	159
Die Südsee als Kolonialgebiet . . . . .	161
Bilderverzeichnis . . . . .	166
Register . . . . .	168

---

## Ein Rätsel der Weltgeschichte

Jahrzehntelang hielt eine keineswegs bedeutende Inselgruppe die Kabinette dreier Großmächte in nimmerruhender sorgenvoller Arbeit und die Welt in Spannung.

Natürlich war es immerhin ein fetter Bissen, aber über unzweifelhaft größere Werte hatte man sich schneller verglichen, und hier schien eine Einigung platterdings unmöglich.

Was war die Ursache?

Der äußere Hergang bestand in einer regelmäßigen Wiederkehr von Krisen und Ruhepausen. Die Eingeborenen lebten in einem Zustande chronischer Stammesfehden, der nach herkömmlichen Rezepten mit Religion mehrfachen Bekenntnisses, Lieferung von Kriegsmaterial und mit diplomatischen Aktenstücken ausgiebig, jedoch erfolglos behandelt wurde. Jedesmal, wenn es losging, traten die Marinekommandanten und Konsuln der beteiligten Nationalitäten an Ort und Stelle gegeneinander und gegen die eingeborenen Parteien energisch oder maßvoll auf. In angemessenen Zwischenräumen wurden Dörfer bombardiert, Scharmügel geliefert, Köpfe abgeschnitten und unbequem gewordene Häuptlinge deportiert. Weiße und braune Berühmtheiten entstanden und vergingen durch Ehrgeiz und Intrige. Einmal fuhr der Zorn der Götter in Gestalt eines Orkans daher, warf sechs Kriegs- und eine Anzahl Handelsschiffe auf das Riff und vernichtete einige Schock Menschenleben.

Bismarck hat mit seinem „*furor consularis*“ wohl keine Diagnose stellen, sondern nur palliativ wirken wollen. Das Wort ist ein parlamentarisches Bonmot geblieben; es sind ihm keine Flügel gewachsen, trotzdem es im Büchmann steht. Ebensovwenig half's, wenn mal irgendein Geringerer, der den Sinn dieses bunten tropischen Bilderbuches zu ergründen suchte, gelegentlich auf die anscheinende Verhältnislosigkeit zwischen der politischen und der sonstigen Bedeutung des Streitgegenstandes

aufmerksam machte. Selbst Neutralisierung nuzte nichts. Samoa blieb ein Sturmszentrum, ein Zapfen zwischen Deutschland, England und Amerika.

Hatte etwa der Südseezauber die amtlichen und unamtlichen Politiker begehrt? — Die Hochkonjunktur dieser Bewegung war allerdings vorüber. Doch hallten noch in manchem Ohr die lockenden Klänge nach, denen einst unsere Väter lauschten. Der Naturzustand, wie man ihn sich dachte, war von Rousseau philosophisch, von Bernardin St. Pierre poetisch geadelt worden. Je nach Geschmack und Umständen richtete sich die spezielle Bewunderung auf die verschiedenartigsten Rassen. Chateaubriand, Seume, Cooper priesen den roten Mann, der Südafrikaforscher Le Vaillant den Hottentotten, und als die Weltumsegler des 18. Jahrhunderts den Schleier vor den Wundern des Großen Weltmeeres gelüftet hatten, widmeten sich die schönen Geister Europas mit Vorliebe dem sechsten Weltteil, Ozeanien. George Forster, Alexander von Humboldt, Goethe, Heine, Chamisso, Byron und viele andere bis auf Loti und Gauguin verkündeten, jeder in seiner Art und Sprache, Worte der Sehnsucht nach der Südsee. Allmählich wurde es eine Schwärmerei mit doppeltem Boden. Man wußte, daß es dort eine Insel gab, die ihr Entdecker Bougainville\* „La Nouvelle Cythère“ getauft hatte. Man las von ihren Bewohnern: „Leur seule passion est l'amour . . . . une douce oisiveté est le partage des femmes, et le soin de plaire leur plus sérieuse occupation.“ Man erzählte sich, wie die braunen Nymphen in kristallener Flut den einlaufenden Schiffen entgegenschwammen. Man amüsierte sich darüber, wie die nach Grünzeug gierigen Ziegen des Missionschiffes über die schmalen Blättergürtel der an Bord gestiegenen Schwimmerinnen hergefallen waren und die frommen Männer in Verlegenheit gebracht hatten, und man begeisterte sich für Pomare, die ferne geheimnisvolle Beherrscherin Tahitis und der Inseln unter dem Winde. Die hohe Dame ging, mit der ihr von der Königin Victoria geschenkten Krone auf dem Haupte, des

---

\* Voyage autour du monde, S. 219.





Apia. Stadt und Hafen



Wasserfall im Innern von Upolu



Flußmündung mit alten Mangrovebäumen

Abends in den Palmenhainen ihrer Residenz Papeete spazieren und grüßte alle Weißen militärisch, um zu zeigen, daß sie wüßte, was sich schickte. Nebenberuflich wusch und bügelte sie Matrosenhemden. Noch in andern Kleinigkeiten stimmte die Vorstellung nicht völlig mit der Wirklichkeit überein. Es war eben die Blütezeit der Romantik. In unserer Generation war, wie gesagt, noch viel davon zurückgeblieben, und die tiefbohrende Seelenforschung unserer Tage, die nichts verschont, hat ja unter anderem die verborgensten Zusammenhänge zwischen Politik und Erotik bloßzulegen unternommen.

Aber auch als eine romantische Marotte, als ein Abenteuer der Geschichte sind die Samoawirren nicht zu erklären. Die Suche nach glücklichen Inseln ist eine alte Form des unausrottbaren ewigen Verlangens nach einem verantwortungsfreien Dasein, nach bukolischer Ruhe oder schrankenlosem Genuß. Nur der Ort, der Namen und die Art, wie das gehegte Herz sich jeweils das Ideal malt, haben gewechselt. Arkadien, Atlantis, Eldorado, Lotophagien, Orplid, Schlaraffien, Utopien hat das Paradies geheißen, das stets verloren war und nie, auch in der Südsee nicht, gefunden werden wird. Und wer sich endlich, endlich überzeugen muß, daß es keinen Himmel auf Erden mehr gibt, daß sich nirgends auf der Welt ein Rest der vermeintlich schöneren Vergangenheit erhalten hat, die uns abhanden gekommen ist, der vertauscht unentwegt die regressiven mit der progressiven Idee und harret auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, auf das tausendjährige Reich, in dem der Löwe neben dem Lamme liegt und ein jeder glücklich im Schatten des eigenen Weinstocks und Feigenbaums wohnen wird.

Tahiti — Otahete, wie man ehemals sagte — stand einst im Vordergrund des ästhetischen Interesses und fiel doch ohne nennenswerte politische Schwierigkeiten den Franzosen anheim. Manche andere noch herrenlose Gruppe hätte etwa mit dem gleichen Recht wie jenes oder wie Samoa als Perle, Juwel oder Kleinod der Südsee gefeiert werden dürfen und hat doch keine internationalen Verwickelungen hervorgerufen, die mit solch merkwürdiger Hartnäckigkeit allen Lösungsversuchen trotzen.

Als 1900 der größere Teil Samoas — durch eine Art von Zufall — eine deutsche Kolonie wurde, verstummte der Lärm.

Eine gewisse Ernüchterung war, nachdem die Leidenschaften so lange getobt hatten, bei uns unausbleiblich. Gleichwohl hätte man erwarten sollen, daß eine sachliche Denkweise in Deutschland sich bald über die Richtung, in der die wirtschaftlichen Möglichkeiten lagen, schlüssig wurde und frisch ans Werk ging. Statt dessen begann eine Periode langjähriger unerquicklicher Zwistigkeiten zwischen Gouvernement und Pflanzern und trug sehr dazu bei, daß die Teilnahme kolonialfreundlicher Kreise an der neuen Erwerbung erlahmte. Es war dem Publikum schließlich nicht zu verdenken, daß es sich von dem unaufhörlichen Zeitungsgezänk abwandte. Der Hader im eigenen Hause war noch mißtönender als vorher der auf der Straße. War das des Pudels Kern? Hatten darum deutsche Seeleute ihr Leben gelassen? — Samoa wurde nunmehr mit einer Gleichgültigkeit, die es nicht verdiente, gewissermaßen bestraft. Der Druck der öffentlichen Meinung nötigte die Regierung, den känglichen Reichszuschuß ganz zu versagen; denn man verlangte von Kolonien vor allem, daß sie nichts kosteten, und die damalige Finanzlage des Reiches, die uns heute märchenhaft schön dünkt, wurde in amtlichen Erlassen als höchst ungünstig bezeichnet. Die deutschen Ansiedler blieben also auf sich selber angewiesen. Ein unbefangenes Urteil muß ihnen bezeugen, daß sie redlich und hart geschafft haben. Die „*amoenitates exoticae*“ sind nur für den Touristen da. Wer in die Kolonien und gar in die Tropen geht, um ihnen die Bedingungen einer europäischen Existenz abzugewinnen, spürt bald, daß in einer ungezähmten Natur nicht nur die aufbauenden, sondern auch die zerstörenden Kräfte viel mächtiger walten als bei uns, und daß vor allem Kapital erforderlich ist, und gerade dieses war nun „vergrämt“.

Ein einflußreicher Herr in Berlin, den ich noch im Jahre 1913 für Samoa einzunehmen suchte, erwiderte mir mit überlegen-resignierter Miene: „Samoa ist ja so weit, so weit!“ — Dies im Zeitalter der Funktechnik, der Luftschiffahrt und anderer Errungenschaften, mittels deren wir Raum und Zeit in

Fiktionen umzuwandeln auf dem besten Wege sind, und in einer Phase politischen und wirtschaftlichen Aufschwunges ohne gleichen!

Ein Gegenstück dazu erlebte ich bald darauf, als ich auf einem englischen Dampfer von Vancouver nach Fiji reiste. Das Schiff war nur schwach besetzt, daher fiel mir unter den Passagieren der ersten Klasse eine schlichte alte Frau auf, die täglich morgens und abends, ein Gebet- oder Gesangbuch in der Hand, auf Deck hin- und herging und mit leiser Stimme für sich einen Choral sang — unaufdringlich und anspruchslos, so daß die Echtheit der Andacht außer Zweifel stand. Aus treuherzigem Anschluß- und Mitteilungsbedürfnis redete sie mich eines Tages an und erzählte, sie sei geborene Australierin und in Canada, Provinz Saskatchewan, mit einem Farmer verheiratet.

„Ich habe“, sagte sie, „acht Kinder geboren und aufgezogen, die alle schon erwachsen und zum Teil auch schon verheiratet sind und selber Kinder haben, und ich denke, daß ich damit das Meinige getan habe. Nun will ich, ehe ich sterbe, noch einmal meine Heimat sehen.“

Offenbar war sie eine Vertreterin des besten Kolonistentyps, den England hat und dem es seine kolonialisatorischen Erfolge verdankt. Es gibt auch in Australien, das wir uns gewöhnlich von Verbrechern und deren degenerierten Nachkommen bevölkert denken, nicht wenige solcher Leute.

Am folgenden Tage hatte sie von dritter Seite erfahren, wer ich war, und kam wieder zu mir in der Besorgnis, ob sie es etwa an der schuldigen Höflichkeit habe fehlen lassen. Davon konnte nun ganz und gar keine Rede sein. Über einen „governor“ umgibt in der englischen Auffassung eine von Tradition und Etikette geschaffene Aureole, und das gilt auch in den großen Selbstverwaltungskolonien, so wenig im übrigen die von der Krone ernannten Gouverneure dort zu sagen haben; sie sind „unapproachable“. Sicherlich war es in ihrem langen Leben das erste Mal, daß die wackere Frau mit einem Gouverneur gesprochen hatte, wenn es auch nur ein deutscher war. Zum Schluß rückte sie mit der Bitte heraus, eine Frage stellen

zu dürfen, und diese bereitwillig gestattete Frage lautete, warum Samoa denn nicht englisch sei? —

Eine scharfe oder grobe Antwort wäre nicht am Platze gewesen; es war nicht böse gemeint, insbesondere stand Deutschenhaß, der von den Mitwissern des großen Kriegskomplots in den englischen Kolonien systematisch genährt wurde, außer Frage. Sondern es handelte sich um eine naive-abstrakte Überzeugung von dem ausschließlichen kolonialen Verufe Englands, der es einfach unbegreiflich erschien, daß ein kolonisierbares Land nicht englisch war!

## Wirtschaftliche und politische Bedeutung Samoa's

Vielleicht waren wir durch die fiskalische Auaferigkeit ahnungslos auf den richtigen Weg gedrängt worden. Samoa's Entwicklungslinie wies auf eine intensive, Pflanzung und Handel eng verbindende Kolonialwirtschaft, die durch die Bodenverhältnisse und die geographische Lage vorgezeichnet war und aus dem Lande etwas wie ein deutsches Mauritius machen konnte. Wenn Hilfe von Hause fehlte, mußte es langsamer gehen; aber das Bewußtsein, alles der eigenen Kraft zu verdanken, ist auch etwas wert und ein wesentlicher Bestandteil einer gesunden kolonialen Psychologie.

An das innere Rätsel der Samoafrage dachte längst niemand mehr. Und doch hätten wir allen Anlaß dazu gehabt. Denn was sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Samoa zwischen Deutschland, England und Amerika zutrug, war nichts anderes als ein Vorspiel zum Weltkriege. In der kolonialen Sphäre kommen die großen internationalen Konflikte eher zum Vorschein, weil in ihr der menschliche Faktor weniger Hemmungen unterworfen ist als daheim, und Samoa war ein Focus, in dem sich die Strahlen dreier Imperialismen sammelten — wenn es der Kürze halber einmal gestattet ist, dieses Modewort mit der diskreditiven Endung auf den Kraftüberschuß anzuwenden, der

uns jetzt als Begehungsünde angerechnet wird, während selbst der Demokrat Rathenau der deutschen Politik Unterlassungsünden vorwarf, als er — vor dem Kriege — ihren Mangel an Aktivität rügte und schrieb:

„Eine dauernd defensive Staats- und Geschäftspolitik muß Schaden leiden.“\*

Allein wir haben das Zeichen nicht verstanden. Wir waren, in Samoa und anderwärts, eifrig bemüht, eine Verständigung mit England zu suchen, noch zu einer Zeit, als der Krieg durch die englische Einkreisungspolitik virtuell längst unvermeidlich geworden war. Und nicht nur das! Jahrzehntelang hatten wir in Samoa Anschauungsunterricht über das Thema gehabt, daß Blut dicker als Wasser ist, hatten beobachten können, wie die verschiedenen Zweige der angelsächsischen Völkerfamilie sich einem gemeinsamen Feinde gegenüber unter Ausschaltung ihrer sonstigen Mißhelligkeiten zusammenschließen. Als aber der Krieg ausbrach, bildeten wir uns allen Ernstes ein, die englischen Dominien hätten nur darauf gewartet, um von England abzufallen, und noch jetzt finden sich Leute, die eigensinnig dabei bleiben, daß wir die sogenannte Freundschaft Amerikas nur durch den U-Bootkrieg verschärzt hätten. Jedoch solche und noch andere Tatsachen wird der Historiker ans Tageslicht befördern müssen, wie man die ertrunkenen Opfer eines Schiffbruchs aus dem Wasser fischt. Mit unsicherer Hand tastete der Deutsche nach den Sternen. Der Gedanke war größer als wir. So ist denn auch das deutsche Kolonialreich dahin. Eine schöne aussichtsreiche Zukunft haben wir begraben müssen, und niemand vermag zu sagen, ob und was von ihr wieder erstehen wird.

Wenn das Feuer verglimmt, ist es Zeit aufzubrechen. Wir sind vertrieben, wir müssen und wollen weiter. Der Sorge um unser Hab und Gut hat uns der Feind durch die Beschlagnahme- und Liquidationsbestimmungen des Friedensvertrags enthoben. Wir haben nicht viel mehr als ein gutes Gewissen, und damit ist heute nicht viel anzufangen. Wäre das Wohl

\* Zur Kritik der Zeit, Berlin 1912, S. 195.

des Staates durch die Spannweite der Gesinnung bedingt, so brauchen wir an Deutschland nicht zu verzweifeln. Fälle einer erstaunlich prompten Anpassung an veränderte Umstände scheinen zu erweisen, daß große Ereignisse auf manche Zeitgenossen wirken wie die Befehrungsmeetings der Heilsarmee. Immerhin — je älter der Mensch wird, um so mehr Zeit und Stoff hat er zum Nachdenken, und die Unruhe wächst, mögen auch die Akten in Ordnung sein. In seiner letzten Stunde hat sogar Talleyrand sein ganzes Leben dem Papste abgeben. Er war ein Erzverräter, aber er hatte doch wenigstens nicht nur für sich, sondern auch für Frankreich etwas getan!

Also wollen wir uns getrost in das Getümmel wagen, ungeschmückt mit Verdiensten um die innere und äußere Neugestaltung des Reiches. Daß wir nicht verwöhnt sind, hat seine Vorteile. In den Strudeln des wirtschaftlichen Kampfes, der dem Völkerringe gefolgt ist, hat ein jeder so mit sich selbst zu tun, daß es Rücksicht auf den Nebenmenschen nicht mehr gibt. Ganz besonders schwer, wieder Fuß zu fassen, hat es der Kolonial- und Auslandsdeutsche. Er kehrte heim wie der verlorene Sohn, aber kein Kalb wurde für ihn geschlachtet. Der Gegensatz zwischen Bodenständigkeit und Ferntrieb, der sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen läßt und von allen Weltvölkern mehr oder weniger überwunden ist, hatte sich bei uns in charakteristisch-deutscher Sonderart erhalten und stempelte den Deutschen, der sein Heil jenseits der Grenzpfähle suchte, zu einem Landsmann zweiter Güte. Das Zuhausebleiben galt als Merkmal besserer Qualität. Es begann uns eben der erste Schein von Verständnis dafür aufzuleuchten, daß der Mensch als Kolonisationsfaktor der höchsten bevölkerungs- und kulturpolitischen Aufgabe in der Welt dient, daß Kolonialgeschichte Welt- und Menschheitsgeschichte ist und daß unserer Nation Mitwirkung daran gebührt. Hätte Deutschland die glänzende Entwicklung, die in seinen Kolonien etwa fünf Jahre vor dem Kriege einsetzte, länger erleben dürfen, so hätte sich auch der deutsche Auswanderer, der deutsche Kolonist im öffentlichen Bewußtsein durchgesetzt als das, was er ist: Nicht



schlechter oder besser, sondern anders als der Binnendeutsche, hervorgegangen aus besonderen Bedingungen der Anlage und der Umwelt und dazu bestimmt, vermöge seines ausgeprägteren Individualismus das Seinige beizutragen zur Entfaltung eines den Anforderungen des internationalen Wettbewerbens gewachsenen, in Intellekt und Willen ausgeglichenen Nationalcharakters. Damit ist es nun vorbei. Wertvolleres als Kapitalrente, Rohstoffe und derlei materielle Güter haben wir mit den Kolonien verloren. Unter dem Druck des sozialen und politischen Elends ist der Außentrieb schier unbezähmbar geworden: Bloß weg von hier! Unzählige Augen starren über die Grenze begehrlieh ins Freie. Nichts da! Der deutsche Kuli muß eingesperrt bleiben, um für die Gebieter der Welt zu scharwerken. Und wehe dem, der wohlgemeinte, wohlbegründete Warnungen in den Wind schlägt und ohne Mittel das Weite sucht! Er wird erst recht verflucht und sinkt noch unter den Kuli herab, der durch Masse und die jetzt Achtung heischende gelbe Farbe imponieren kann. Die Glücklichen aber, die das Reisen wählen dürfen, weil sie was erzählen wollen, auf daß erfüllet werde, was Jesus Sirach spricht Kap. XLIII am sechsundzwanzigsten: Die auf dem Meere fahren, die sagen von seiner Gefährlichkeit, und die wir es hören, verwundern uns — ihre Zahl ist, im Verhältnis zur Vorkriegszeit, immer noch gering. Der deutsche Globetrotter mag der Regel nach nicht sonderlich Figur gemacht haben, er war noch im Werden; aber ein wenig brachte er immer mit nach Hause.

Es verlohnt sich also wohl, die Erinnerung daran grün zu erhalten, daß auch wir einst Teil an der Erde hatten. Unaufhörlich drängen sich die sogenannten Forderungen des Tages oder gar der Stunde in den Vordergrund, und es könnte allerletzten Endes dahin kommen, daß nur noch der Briefmarkensammler sich für die verfllossene Kolonialpolitik des Deutschen Reiches interessiert.

Erinnerung ist für den Deutschen tatlose Versunkenheit. Er liebt es, in efeuumrankten Ruinen zu weilen und dahinzudämmern. Er geht in der Vergangenheit so auf, daß er sie am liebsten lassen würde, wie sie ist. Die Romantik, die doch auf der Erkenntnis der

unbefriedigenden Gegenwart beruht, erhält dadurch im Spiegel des deutschen Geistes den Charakter unfruchtbarer Beschaulichkeit. Andern Schlags ist sie bei den westlichen Kulturvölkern, wo sie einer beständigen praktischen Aktivität förderlich entgegenkommt. Uns beschert die Vorsehung nur in langen Zwischenräumen einen Großen, der uns aus unsern Träumen weckt und uns lehrt, an ihre Verwirklichung zu gehen. Ist es dann mit ihm vorbei, so beschleicht uns das bittere Gefühl, daß er immer hätte bleiben oder niemals kommen sollen.

Vorerst nicht mehr als einen Erinnerungswert beanspruchen denn auch diese Blätter, eine Zusammenstellung von Eindrücken, Beobachtungen, Betrachtungen, Studien und Geschichten, die sich im Laufe der Zeit in den Schubfächern des Gedächtnisses abgelagert hatten und beim Herumkramen wieder zum Vorschein kamen, als ich Inventur machen und die Dokumente, mit denen eine Lebensarbeit von zwei Jahrzehnten in der pazifischen Welthälfte den Schrank gefüllt hatte, kurzerhand zur Makulatur erniedrigen mußte. Auf eine systematische Ordnung konnte ich verzichten, nachdem ich bei der ersten Sichtung gefunden hatte, daß es sich stets um den M e n s c h e n handelte und daß ich immerdar meine Erfahrungen mit diesem merkwürdigsten aller Naturerzeugnisse in die Formel kleiden konnte: Der Mensch ist überall gleich, soweit er nicht verschieden ist, — ein Satz, auf dessen Entdeckung ich mir etwas zugute tue und der außerdem den Vorteil bietet, daß er sich unbeschadet seines Inhalts umkehren läßt. Ob damit im ganzen oder je nach Wahl in einer der beiden Fassungen etwas gewonnen ist, möge der Leser entscheiden.

## Mensch, Natur, Kultur

Besonders gern werde ich bei dem tropischen Naturmenschen in der ozeanischen, der polynesischen Abart verweilen\*. Ob er dolicho-, meso- oder

\* Der Einfachheit halber unterscheide ich in der Südsee zwei braune Rassen, die Poly- und die Mikronesier, und eine schwarze, die Melanesier (Papua), und fasse sie als Ozeanier zusammen.

brachycephal, opisto-, ortho- oder prognath ist oder dergleichen, war mir nebensächlich, und eine methodische Schilderung seiner psychologischen Merkmale wäre Sache einer gelehrten Feder. Ich versuche lediglich darzustellen, wie er sich mir und anderen gegenüber gab, die mit ihm zu tun hatten. Ein Kolonialbeamter, zumal in leitender Stellung, hat sich mit vielem und vielerlei zu befassen. Mir waren Eingeborenenangelegenheiten stets anziehend erschienen. Ein gütiges Geschick erhob mir den Gegenstand einer Neigung zu einer Pflicht ersten Ranges. In Kolonien, die, wie Samoa, nicht unmittelbar durch militärische Gewalt, sondern indirekt, in Anlehnung an die ursprünglichen Machtverhältnisse, beherrscht werden, ist die Eingeborenenpolitik und -behandlung das wichtigste Kapitel der Verwaltung. Der verantwortliche Beamte, der weniger auf Akten und Bureaubetrieb als auf lebendige Anschauung eingestellt ist, muß in dauernder enger persönlicher Fühlung mit den Eingeborenen stehen; er muß den Finger am Pulse des Volkes haben, noch dazu, wenn es sich um eine so widerspruchsvolle, so schwer berechenbare Völkerpersönlichkeit handelt wie die polynesische. Ich bin, in erregten Zeiten — wenn „die See hoch ging“, wie die politische Bildersprache der Samoaner sich ausdrückt —, oft des Nachts von zuverlässigen und unzuverlässigen Häuptlingen und Gemeinen aus dem Schlafe geweckt, mit wahren und falschen Nachrichten versehen, mit guten und schlechten Ratschlägen versorgt worden und habe immer das Gefühl gehabt, als gleiche meine Lage unserm geologischen Zustande — bedroht von unterseeischen vulkanischen Kräften, die in einer Tiefe von mehreren tausend Metern an dem Sockel der Inseln rütteln. Und den beiden Ausbrüchen auf der Insel Sawaii entsprachen denn auch ungefähr zwei große eingeborenenpolitische Bewegungen, die zu Konflikten mit der Regierung führten. So wird es verständlich sein, daß ich, innerhalb selbstgezogener Grenzen, das Leben und Treiben der Eingeborenen mitmachte. Ich habe in ihren Hütten gewohnt, ihren Spielen und Tänzen zugehört, an Fischfang und Jagd teilgenommen und mit ihnen bei Kawa\*

---

\* Bergl. S. 88 Anm.

und Tabak lange Abende „geklönt“. Unter den Europäern mag manch einer mißbilligend dazu den Kopf geschüttelt haben. Es gab da eine Richtung, die zu peinlich auf der Hut war vor allem, was als ein „Herabsteigen“, als ein „Sich-auf-eine-Stufe-Stellen“ hätte gedeutet werden können. Die Samoaner dagegen haben mir meine Anteilnahme an ihrem Wesen mit einer dankbar-freundlichen Stimmung vergolten, die sich bei der Erledigung amtlicher Angelegenheiten vortrefflich verwerten ließ. Die Wahrheit, daß man durch Überzeugen oder wenigstens Überreden meist mehr erreicht als durch Befehlen, gilt auch bei den Antipoden. Als Pose ist Befehlen natürlich effektvoller und im übrigen weniger umständlich — im Falle gehorcht wird! Aber mit dem Gehorsam ist der nicht so schnell bei der Hand, dem ein überliefertes Pflichtbewußtsein fehlt. Die ultima ratio gab es in Samoa nicht. Ihre Beschaffung hätte Geld gekostet und hätte dargetan, daß man mit den Leuten aus Eigenem nicht fertig werden konnte, und man war doch dazu da, die eingeborene Bevölkerung zu erhalten.

Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß ich mich unter Eingeborenen immer sehr wohl befunden habe, namentlich wenn ich das einzige Bleichgesicht war, und — wenn ich über den Grund Rechenschaft ablegen soll — daß ich mich bei ihnen der Natur näher fühlte — der Natur, der wir alle entstammen und alle angehören, trotz des Wahnes, daß sie uns gehöre. So ganz scheint Rousseau doch nicht unrecht gehabt zu haben. Sein Gedanke war durch Dogmatisierung dem einfachen Verstande, durch Idealisierung dem Enthusiasmus teuer geworden. Aber die Verbreitung, die er dadurch gewann, erweckte den Geist des Widerspruchs, den mächtigen Zerstörer und Schöpfer. Die Forschung untersuchte die sogenannten Naturvölker, die als lebende Vertreter des Urzustandes in die Gegenwart hineinragen, und drang in die untersten Entwicklungsstufen des menschlichen Seelenlebens ein, und die Wissenschaft des Spatens hat uns sogar den Urmenschen selber nähergebracht. Nun war es leicht, Übereilungen an die Wand zu stellen, und dabei sind wir, einem allgemeinen Gesetze folgend, in die Richtung des Gegenpols getrieben worden. Die Suche nach Erkenntnis geht im Zickzack.



Tätiger Krater und Lavafeld, Sawaii (zu S. 15)



Krater und Lavafelder, Hawaii (zu S. 15)

Hundert Jahre nach Rousseau hat Maeterlinck zur Abwechslung den Kultureuropäer auf den Altar gehoben. Haben wir es nötig, uns selber anzubeten, wenn wir wirklich Heilige sind? Die Intelligenz hat vor der Menge ein Sonderrecht auf Enttäuschung, aber auch die Sonderpflicht, zu retten, was gerettet zu werden verdient. Etwas mehr Gerechtigkeit und Bescheidenheit täten uns gut, damit wir nicht glauben, wir hätten das Ziel erreicht, weil wir es erkannt haben. Mit ein paar Federstrichen entwertet ein Gelehrter unbestreitbare Vorzüge gewisser Naturvölker, indem er sie aus Tugenden in bloße Ergebnisse eines Mangels an äußeren oder inneren Versuchungen umdeutet\*. Als ob in Europa die hundertprozentige Tugend daheim wäre!

## Rasse und Politik

Von dem Standpunkt einer grundsätzlich wohlwollenden Stimmung aus hätte sich auch außenpolitisch den Beziehungen zwischen Weiß und Farbig die vorteilhaftere Seite abgewinnen lassen. Leider ist uns Deutschen dies infolge einer willkürlich erzeugten Abirrung der öffentlichen Meinung mißlungen. Etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde bei uns die Rassenfrage in den Kreis der öffentlichen Betrachtung gezogen. H. St. Chamberlain hatte die Theorien des Grafen Gobineau aufgewärmt und sammelte Anhänger um sein Panier. Auf der Gegenseite machten die Verfechter des Milieuprinzips mobil, und die beiden Gewalthaufen wurden handgemein. Aber es war kein Meister, kein Staatsmann, der die Geister gerufen hatte. Wozu der Lärm? fragte erstaunt der gesunde Menschenverstand. Die Rassenfrage gehört zu den Kontroversen, in denen sachliche, wissenschaftliche Argumente keinen Eindruck machen, sondern nur das Gefühl entscheidet, und das Rassengefühl ist, wenn es sich massenweise regt, eine äußerst gefährliche Waffe in der Hand eines entschlossenen Führers. Wer ohne begründeten Anlaß, nur um Resonanz zu suchen, diese Instinkte reizt, handelt töricht und

\* Bierlandt im Globus, Band 76 (1899), S. 149.

vermessen. Nichts hätte in unserer damaligen Lage uns und unserer Sache fremder sein sollen als Rassengegensätze. In unserm Kolonialgebiet stand die Überlegenheit der weißen Rasse an sich noch nicht auf dem Spiele. Unsere Schutzbefohlenen waren, von geringen Ausnahmen abgesehen, durch zivilisatorische Überernährung („overeducation“) noch nicht so weit gebracht, daß sie unser Herrschaftsrecht in Frage zogen. In älteren fremden Kolonien ist dies das immer bedrohlicher werdende Hauptproblem. Vor bald hundert Jahren hat Macaulay in Indien die Eingeborenen gesetzlich gleichgestellt und eine Organisation des Unterrichts geschaffen, von der er wähnte, der Eingeborene werde dafür dankbar sein und englandfromm werden. Es kam anders. Die auf Schulen und Hochschulen erworbene Bildung wurde in den Dienst der indischen National- und Unabhängigkeitsbewegung gestellt, und der weiße Herr steht vor der Alternative, um die Herrschaft zu kämpfen oder neue Regierungsmethoden zu erfinden.

„Das kann mich nicht zufriedenstellen!  
Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,  
Nach seiner Art behäglich nährt,  
Sogar sich bildet, sich belehrt —  
Und man erzieht sich nur Rebellen\*.“

In unseren Kolonien war, wie gesagt, davon noch keine Rede. Dort herrschte größtenteils noch die idyllische Ruhe des patriarchalischen Systems. Doch wenn die Gemüter erhitzt sind, schweigt die Vernunft. Fanatiker und Angstliche horchten auf, als beifallsbedürftige Zionswächterei dröhnend ins Horn stieß und von den Zinnen rief, unserm völkischen Bestande drohe aus den Kolonien Unheil, und auch die liebe Eitelkeit war mit dabei; man fühlte sich als Rassen- und Kulturaristokrat gegenüber Barbaren.

Dieser Gefahr sind wir ja nun glücklich entronnen, indem wir keine Kolonien mehr haben. Ehe es uns recht gelungen war, den natürlichen Verlauf der Dinge voreilig zu stören, brach der Krieg aus, und die Ubergrieffe der feindlichen

\* Goethe, Faust II 5543—7.



Truppen, die in unsere Kolonien einfielen, verdarben den Alliierten die Rolle des Befreiers, die sie so gern gespielt hätten. Aber wir waren so emsig beschäftigt gewesen, im eigenen Hause mit dem Feuer zu spielen, daß wir gar nicht an den Zündstoff gedacht hatten, der im Lager unserer Feinde so reichlich vorhanden war und den wir, rechtzeitig abwehrend, hätten in Brand setzen sollen. Uns war entgangen — um in der Propagandasprache zu reden —, daß die von der Entente unterdrückten, nach Freiheit ringenden farbigen Völker unsere natürlichen Bundesgenossen waren und bei planmäßiger Vorbereitung uns unschätzbare Dienste leisten konnten. Alles, was während des Krieges, als uns endlich die Augen aufgegangen waren, in dieser Richtung improvisiert wurde, kam hoffnungslos zu spät. Unergeßlich werden mir die Sympathiekundgebungen bleiben, die mir in Fiji, auf der Durchreise als Kriegsgefangener, von den dortigen Indern zuteil wurden — ein plastisches Bild einer unwiederbringlich verlorenen goldenen Gelegenheit! Was hätte sich mit diesen Leuten nicht alles anfangen lassen! Von der Verwirrung, die in deutschen Köpfen angerichtet worden war, zeugt u. a. das folgende Geschichtchen: In einer von den Engländern besetzten deutschen Kolonie hatten sich zwei deutsche Pflanzer mißliebig gemacht und wurden daher deportiert. Als das Schiff in dem nächsten englischen Hafen angekommen war, begaben sich wie üblich außer den amtlichen Persönlichkeiten auch zudringliche Zeitungsreporter an Bord und erhielten Erlaubnis, die gefangenen Hunnen zu interviewen. Bereitwillig, vielleicht auch ein wenig geschmeichelt über die ihnen gewidmete Aufmerksamkeit, beantworteten die beiden braven Deutschen die vorgelegten Fragen, darunter einige über die inneren Ursachen des Krieges zwischen Deutschland und England, und sie machten kein Hehl daraus, daß die Nachricht von der englischen Kriegserklärung sie wie ein Donnerschlag gerührt hatte; sie hätten gedacht, England und Deutschland würden sich verbinden, um gemeinsam die farbigen Rassen zu bekämpfen. Man hätte ihnen erwidern können: Wartet nur erst, bis wir euere Kolonien haben; dann sollt ihr uns bei jener Aufgabe willkommen sein.

Ganz im Gegenteil hatten wir farbige Hilfsvölker der Alliierten aus allen außereuropäischen Erdteilen zu bekämpfen, und es ist ein kümmerlicher Behelf, zornig das ein Kulturverbrechen zu schelten, was doch im Endablauf nur die Folge unserer eigenen Torheit war. Die farbige Gefahr, mit der wir in der Welt hausieren gingen, gab es für die alliierten Staatsmänner damals nicht, oder sie war ihnen „second consideration“ (spätere Sorge). An erster Stelle stand ihnen die Frage, wem die Führung innerhalb der weißen Rasse zufallen sollte; um ihre Lösung durch Unschädlichmachung des deutschen Konkurrenten zu vereinfachen, dazu war ihnen farbige Hilfe eben recht. Diese Skrupellosigkeit war nichts Neues. In Amerika z. B. erinnert man sich zuweilen noch daran, daß im Unabhängigkeitskriege die von England aufgehegten Indianer Ansiedler skalpierten. Burkes Protest dagegen im Londoner Parlament verhallte ebenso wirkungslos wie unser Appell an das Weltgewissen wegen der farbigen Schmach im besetzten Gebiet. In dieser Erniedrigung stieg die Ironie der Weltgeschichte ins Groteske. Nicht der geringste der Schäden, die uns daraus erblühen, ist der, daß das beginnende kolonial- und weltpolitische Verständnis des Deutschen dauernd Einbuße erleiden könnte. Es ist nicht anzunehmen, daß die Eignung eines Volkes zum Herrschen gefördert werden wird, wenn es sich selber beherrschen und von farbigen Schergen bewachen lassen muß. Deshalb sei, so verzeihlich hier die Erregung des Rassegefühls sein mag, vor ungerechtfertigten Verallgemeinerungen gewarnt. Die schwarzen, braunen und gelben Franzosen kamen ja nicht aus freiem Willen an den Rhein und die Ruhr, sondern sie wurden von ihren weißen Ausbeutern dorthin verschleppt, und letztere allein trifft die Verantwortung\*. Auch ziemt es uns, der Treue eingedenk zu sein, die die Mehrzahl der Eingeborenen unserer Kolonien uns im Kriege und darüber hinaus bewahrt hat.

\* Die Zeitungen berichteten von einer Szene bei einer der zahlreichen Ausweisungen. Die französischen Offiziere und Soldaten sahen die Not der Ausgewiesenen kalt lächelnd mit an. Ein Schwarzer aber war erschüttert. Er zerschlug sein Gewehr, zerriß seine Uniform und brach in den Ruf aus: „Franzos — schlecht — schlecht!“

Unter allen Umständen beanspruche ich für die Polynesier im allgemeinen und für die Samoaner im besonderen eine bevorzugte Stellung unter den farbigen Rassen, und die einzige Einschränkung, zu der ich allenfalls bereit wäre, betrifft das jüngste Geschlecht; die neuseeländische Mandatsregierung könnte auch den Charakter dieses gefittetsten aller eingeborenen Völker zu verschandeln begonnen haben. Wenn wir, wie oben bemerkt, in fiskalischer Hinsicht unter dem deutschen Regiment vielleicht etwas stiefmütterlich behandelt wurden, so war das unsere eigene Angelegenheit und eine Bagatelle gegenüber der greulichen Mißwirtschaft unter fremder militärischer Besetzung und Völkerbundsverwaltung.

Ich bekenne mich zu dem Urteil der beiden Südseeforscher Thurnwald und Krämer, von denen ersterer selbst für den geringsten Primitiven, den unsere Kenntnis heute erfassen kann, den Titel Mensch verlangt\*, während Krämer mit besonderer Beziehung auf die Samoaner in der „Anerkennung dieser Wilden als Mitmenschen“ Ziel und Erfolg der wissenschaftlichen Tätigkeit erblickt\*\*. Wir fühlen uns durch eine Welt anderer Anschauungen von den Primitiven getrennt, und doch hat es etwas auf sich, daß unsere sozialen Zustände aus uralten, höchst verwickelten Begriffssystemen hervorgegangen sind, unter deren Herrschaft der Naturmensch noch heute lebt und deren Geschichte an sich allein aufschlußreich ist als ein Beispiel des Wachstums menschlicher Einrichtungen.

Ohne wissenschaftliche Gebärde frage ich schließlich als Laie den Laien: Wäre die Menschheit nicht über die Maßen langweilig, wenn sie nur aus Kulturelite bestünde? Je blasierter unser Empfinden wird, desto stärker sollte die Anziehungskraft, die von den Naturvölkern ausgeht, auf uns wirken: *The call of the wild!* — Der Ausdruck ist von dem amerikanischen Schriftsteller Jack London wenn nicht geprägt, so doch populär gemacht worden. Der Held seiner gleichnamigen Meisternovelle

\* Psychologie des primitiven Menschen, im Handbuch der vergleichenden Psychologie, München, E. Reinhardt, Band I Abt. 2, S. 154.

\*\* Die Samoa-Inseln, Stuttgart 1903, Band II, S. 20.

ist ein Hund, der in die Wildnisse Alaskas entläuft und wieder zum Wolfe wird.

Auch unter den Menschen ereignen sich vereinzelt unheilbare Fälle einer sentimental en atavistischen Entartung, eines ermüdeten Zurückfallens in primitivere Stadien. Sollen wir das Schwimmen unterlassen, weil es dabei Unglücksfälle geben könnte? Der beste Schutz gegen die gedachte Gefahr ist eine gesunde koloniale Denkweise; geläutert durch die Erfahrung, gepaart mit Humanität führt sie ganz von selbst zu einer ruhigen, reifen Sicherheit, die sich nicht vergift und im Bewußtsein ihrer Überlegenheit diese nicht mehr zu betonen braucht.

In solchen Überzeugungen werden mich die vereinigten Snobs des Abendlandes nicht irre machen. Andersgesinnte befehren zu wollen, unterfange ich mich nicht; denn niemand vermag „durch Schriften des Menschen  
„Schon entschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden“.

Meinen alten samoanischen Freunden — unbedenklich will ich sie jetzt so nennen — bin ich noch das Zeugnis schuldig, daß keiner von ihnen jemals den mir schuldigen Respekt auch nur durch den Schatten eines Anspruchs auf Gleichberechtigung zu mindern versucht hat. Sie blieben innerhalb ihrer Voraussetzungen und mißbrauchten nie die herzlich-kameradschaftliche Vertraulichkeit, die sich unter patriarchalischen Verhältnissen so gut mit der Autorität verträgt. Ich war fraglos wo und wann immer als der Höherstehende anerkannt, allerdings auch stets bestrebt, in meinen Verhandlungen mit ihnen genau so gewissenhaft zu sein wie sonst, wenn ich Interessen wahrzunehmen hatte, die nicht mehr meine eigenen waren. Fast alle sind schon zum ewigen „Fono“, zur Ratsversammlung im Jenseits, eingegangen.

Es waren Menschen, mit manchen Fehlern behaftet — wer hätte deren nicht? —, aber es waren prächtige Naturen unter ihnen, und ich bewahre ihnen allen ein freundliches, achtungsvolles Andenken.

## Im Zeitalter der Entdeckungen

Entdeckungsreisen in wilde Länder und Meere haben stets menschliche Opfer erfordert, darin macht die Südsee keine Ausnahme. Aber ein eigentümliches Fatum hat fast alle die Kühnen, die suchend und forschend ihren Kiel in die große, fast ein Drittel der Erdoberfläche bedeckende Meereswüste hineinlenkten, mit Verderben gestraft, oft erst, wenn sie den örtlichen Gefahren bereits entronnen waren.

**Balboa**, der erste Europäer, der die Südsee erblickte, wurde des Hochverrats gegen denselben Monarchen angeklagt, in dessen Namen er Besitz von ihr ergriffen hatte, und starb unter dem Beil des Henkers.

**De Solis** wurde von den Wilden am Rio de la Plata ermordet.

**Magelhaens** fiel im Kampfe gegen die Filipinos.

**De Lope**, der zuerst von einem Schiffe Magelhaens' in der nach diesem benannten Straße das offene Meer sichtete, hatte ein Schicksal, das einem christkatholischen Spanier als das schrecklichste erscheinen mußte — er wurde Mohammedaner.

**Saavedra**, der zuerst den Nordpazifik von Manila nach Mexiko zu durchqueren versuchte und Neuguinea entdeckte, starb auf See.

**Mendoza**, der Entdecker der Salomon- und der Marquesas-Inseln, starb auf Isabel.

**Drake** wurde nach seinem mißlungenen Anschlag gegen Panama vom Fieber dahingerafft.

**Cavendish**, Spieler, Verschwender und Kaperkapitän, fand den Tod auf der Rückreise von der Magelhaensstraße, die er nicht zu durchfahren vermocht hatte.

**Dampier**, der Piratenhäuptling, Entdecker Neu-Britanniens, das von 1884 bis 1919 Neu-Pommern hieß, verkam elend und arm in einer Vorstadt Londons.

Ähnlich erging es **Quiros**, der es vom Matrosen zum Admiral gebracht hatte.

Auch **Roggeveen**, der als der erste Entdecker Samoas an-

zusprechen ist, erntete übeln Lohn; er wurde in Batavia eingekerkert und starb bald nach seiner Freilassung.

Cook, „The great English navigator“, der Gefeiertste von allen, wurde auf Hawaii erschlagen.

La Pérouse, der die erste Landung auf Samoa unternahm und mit dem Blute seiner Mannschaften bezahlen mußte, ging samt der von ihm geführten Expedition auf den Neuen Hebriden zugrunde.

Dumont d'Urville verbrannte lebendigen Leibes bei einem Eisenbahnunglück auf der ersten französischen Bahnstrecke zwischen Paris und Versailles.

Die Liste könnte durch zahlreiche minder bekannte Namen vervollständigt werden.

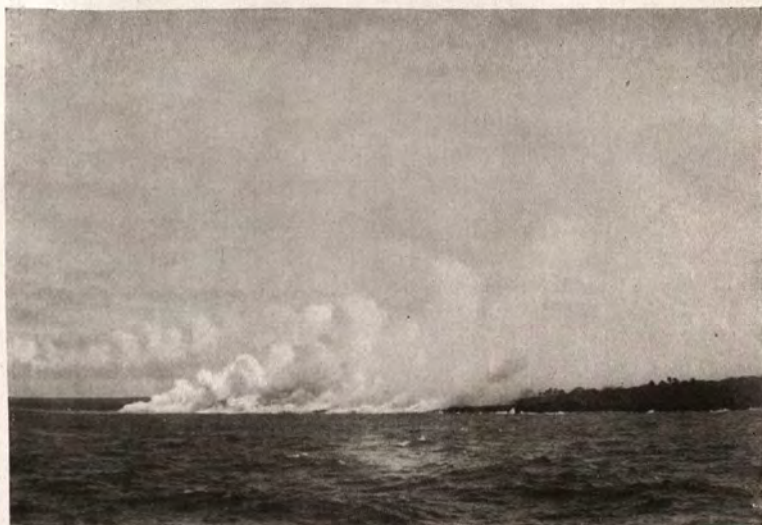
Es ist, als habe die Natur ihre Unentweihtheit und das Leben ihrer Kinder durch Terror schützen wollen; denn nur wenigen dieser Führer kann ein völlig einwandfreies Verhalten gegen die Eingeborenen nachgerühmt werden.

Die ersten waren die Spanier, aber ihre geschichtliche Verantwortung im eigentlichen Ozeanien ist gering. Kolonial überfüllt, begnügten sie sich bald mit ihren amerikanischen Besitzungen, mit den Philippinen, deren Bevölkerung sie nie ganz bemeistert haben, und mit den Marianen, wo sie einen langen Vernichtungskrieg gegen die Chamorros führten. Die geographischen Ergebnisse ihrer Fahrten hielten sie sorgfältig geheim und beschränkten sich auf den Verkehr zwischen Acapulco und Manila, der durch das historische Silberschiff jährlich einmal vermittelt wurde, die erste transpazifische Schifffahrtslinie. Außerhalb der angegebenen Grenzen erinnern heute nur noch drei Überlebens an die Zeiten des spanisch-portugiesischen Imperiums: die fast auf allen Inseln gebräuchlichen Wörter für Gefängnis — calabus (von calobozo) — und Ente — pato —, sowie ferner das Kanakerpferd, das zwar keinen spanischen Namen trägt, aber seinen Ursprung durch einen charakteristischen Paßgang verrät; es ist wahrscheinlich aus Valparaiso über Tahiti eingeführt und durch Inzucht degeneriert.

Anderere Völker traten auf, wiederholten und erweiterten die Entdeckungen der Spanier und wurden die Totengräber der



Lätiger Krater, Savaii (zu S. 15)



Die aus dem Krater talab fließende glühende Lava ergießt sich ins Meer, Sawaii (zu S. 15)



einheimischen Rassen. Niemals fehlte es, nachdem die ozeanische Periode der Weltgeschichte eingeleitet war, an Persönlichkeiten, die der abergläubischen Furcht vor den Schrecken der unheimlichen Ferne trotzten und den Neid der Götter herausforderten. Und man muß es den Trägern der alten Zeit lassen: Was sie auch sonst, menschlich oder unmenschlich, waren, — es waren Männer, harte, erbarmungslose, aber heroische Kerle größten Ausmaßes, keine verantwortungscheuen Pharisäer. Die Konquistadoren bahnten den Weg für die politische und wirtschaftliche Erschließung der neuesten Welt, und selbst die Bukkanier machten Geschichte; durch die Ausdehnung ihrer Raubzüge auf die Südsee in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts öffneten sie denen, die es anging, die Augen über den Verfall und die Ohnmacht des spanischen Kolonialreichs.

Allmählich änderten sich die Zeiten, die Sitten wurden milder, man begann zu ahnen, daß Forschung und Kolonisation tunlichste Schonung des Vorhandenen erheischen; man bemühte sich, die Eingeborenen zu verstehen, und man machte Fortschritte in dieser Kunst.

Wer an diesen Fahrten ins Blaue teilnahm, hatte, ob ihn Wanderlust, Ehrgeiz oder das Goldfieber hinaustrieb, ein Schauspiel zu erwarten, das auch an Unempfänglichen nicht ganz spurlos vorüberging: Menschen zu sehen, die von einer weißen Rasse noch nichts wußten! Und als die Lehre: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen, alles entartet unter den Händen der Menschen“ sich durchzusetzen begann, da wurde das Schauspiel zu einem Erlebnis ersten Ranges. Diese Wilden waren „bessere Menschen“, und doch begrüßten sie den Weißen, der zum ersten Male reinere Gestade betrat, mit göttlicher Verehrung! Freilich, es zeigte sich bald, so weit, wie es dem Herrn Europäer passen konnte, ging die Ehrfurcht doch nicht. Cook, der bei seiner Landung von den Hawaiiern als Gott Lono (Herkules oder Mars) angebetet wurde, bedachte nicht, daß noch andere Götter neben ihm waren. Er ließ einen Tempel niederreißen, weil er

Holz brauchte, und führte dadurch einen unzeitigen Abschluß seiner Laufbahn herbei. Die polynesische Religion war ein pantheistisch angehauchter Polytheismus. Ozeanische Gnostiker hatten in ihrer Abgeschlossenheit ein tief sinniges Welt-system ergrübelt, einen Gedankenbau von großartiger Weite, in dem die Philosophen Europas bewundernd das genaue Seitenstück dessen fanden, was die Metaphysik der Kulturländer zusammengedacht und -geschrieben hatte — „neuzeitliches Zusammentreffen mit frühester Sehnsucht des menschlichen Gemüths“\*. Daneben gab es Skeptizismus und populäre Göttergeschichten. Tangaloa, der Nationalgott, Wurzel alles Seins, Mittelpunkt der Kosmogonie, weilte im unendlichen Raum, ehe noch die Erde, der Himmel, das Meer, der Mensch waren. Aber er teilte die Regierung des Alls mit zahlreichen Dämonen, die die unablässig arbeitende Phantasie geschaffen hatte. Wenn sich einmal erwies, daß es mit der dämonischen Macht nicht klappte, ging der Glaube entrüstet oder höhnisch in die Brüche. „Götter sind Unsinn!“ rief ein König von Tonga, als ihn in der Schlacht ein feindlicher Speer traf; die Priester hatten ihm Unverwundbarkeit verheißen. Aber er packte den Täter und hielt ihn fest, bis seine Mannen herbeieilten.

Dämonen waren es denn wohl auch, die einst auf ungeheueren, vogel- oder fischartigen, mit weißen Flügeln oder Flossen ausgestatteten Wesen — oder waren es schwimmende Inseln? — an die Küste Samoas getragen wurden und durch ihre hellen Gesichter, meerwasserfarbigen Augen, merkwürdig gefaltete Haut und dergleichen Staunen, Entsetzen und Abscheu erregten. Dämonen sind klug oder dumm, mutig oder feig, gut oder böse — meist das Letztere. Sie zu übertölpeln, zu bekämpfen und zu besiegen, ist rühmlich. Ti'iti'i o Talanga, ein samoanischer Heros, hatte dem Gott des Erdbebens und der Vulkane, Mafui'e, das Feuer entrungen und es dem Menschen gebracht, nota bene ohne sich zur Strafe fesseln zu lassen wie sein griechischer Kollege. Diese und andere Sagen müssen es gewesen sein, die die

---

\* Bastian, Einiges aus Samoa und anderen Inseln der Südsee. Berlin 1889, S. 68.

Herzen der samoanischen Jünglinge stark machten, als La Pérouse Leute in der Bucht von Fangasā, nachher Massacre Bay genannt, an Land kamen. Der Feuerstrahl und Donner, den die Fremden aus dünnen Röhren in die Luft sandten, schreckte nicht. Aber wunderbar nützliche Gegenstände hatten sie, das mußte der Neid anerkennen —, also geht her oder sehet zu, daß wir nicht mit List oder Gewalt nehmen, was uns gefällt (der Europäer nennt das stehlen!). Ein Waghals prügelte einen Franzosen gar und fand es ungemein spaßhaft, als der fremde Häuptling ihn zur Strafe dafür ins Meer werfen ließ, nicht wissend, daß der Samoaner im Wasser daheim ist wie ein Fisch. Als jedoch einige Franzosen sich bei den Weibern schweinisch aufführten, hörten die Männer auf, Spaß zu verstehen, und das Ende vom Liede war, daß die Franzosen zwölf Tote und ihre beiden besten Schaluppen verloren und mit Mühe zwanzig Verwundete auf die Schiffe zurücktraten. Die prekäre Lage, in der sich die Expedition damals schon befand, hinderte La Pérouse, einen Versuch zur Wiederherstellung seines Prestiges zu machen.

In anderen Fällen — und das ist sicherlich die Mehrzahl — waren die Weißen die Angreifer.

So oder so — es ist nach beiden Seiten hin immer gefährlich, wenn eine gut bewaffnete Minderheit sich unter eine waffenlose oder schlecht bewaffnete Menge begibt. Begierde, Furcht, Mißtrauen und Mißverständnis arbeiten in den Hirnen beider Parteien und zeitigen unberechenbare Begebnisse.

Solche Zusammenstöße konnten den Lauf des Verhängnisses nicht aufhalten, sondern nur anfänglich stellen- und zeitweise verlangsamten. Man wurde etwas behutsamer, wo es nottat, und der Weiße blieb in Ozeanien eine Art höheren Wesens, bis er selber nach und nach die Illusion gründlich zerstörte. Er wurde überhaupt eine so häufige und dauernde Erscheinung, daß die Eindrücke sich verwischten und in den Überlieferungen kaum noch eine Spur von dem Ereignis seiner ersten Ankunft, so aufsehenerregend und folgenschwer es war, zu finden ist. Aus Hawaii, dem Lande der Vulkane, dessen höchste Gipfel mit ewigem Schnee gekrönt sind, klingt vorgeschichtliche Kunde her-

über, die darauf schließen läßt, daß schon lange vor Cook Weiße auf Hawaii und Tahiti gewelt haben. Wir dürfen in ihr einen Kern historischer Tatsachen vermuten; denn die mündlichen Archive der Polynesier sind durch vergleichende Forschung als Geschichtsquellen von großer Zuverlässigkeit erwiesen worden.

Zwischen den Eingeborenen von Hawaii und Tahiti bestehen trotz der 40 Breitengrade betragenden Entfernung viele innere Zusammenhänge, aus denen gefolgert werden kann, daß die eine Gruppe vor alters von der andern kolonisiert worden ist. In dem Wissensschatze der alten Hawaier erscheint der Name Tahiti (mundartlich Kahiki) teils in der Bedeutung des Mutterlandes, der Urheimat, teils als ein entlegenes fabelhaftes Reich voller Pracht und Wunder. In letzterem Sinne wird es in einem alten Götterhymnus, dem Mele o Kualii, besungen, woselbst es heißt:

E i n e Art Menschen lebt in Tahiti, — der W e i ß e.  
Er gleicht einem Gott,  
Aber ich bin ein Mensch,  
Nichts als ein Mensch\*.

Eine andere Überlieferung meldet, daß achtzehn Generationen vor Kamehameha I., unter der Regierung des Kahoukapa oder Riana, d. h. etwa im 16. Jahrhundert, ein Schiff an der Insel Oahu gestrandet sei. Nur der Kapitän und seine Schwester seien gerettet und liebevoll aufgenommen worden, und sie hätten schließlich, da keine Hoffnung auf Rückkehr gewesen, in die hohen Häuptlings Sippen geheiratet. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten Nachkommen von beiden oder Leute, die sich rühmten, es zu sein, und mit den Stammbäumen Bescheid wußten. Um dieselbe Zeit wie das Geschwisterpaar soll ein weißer Priester in Hawaii angekommen sein und einen neuen Glauben mitgebracht haben.

Andererseits wissen wir aus der spanischen Kolonialgeschichte,

\* Hookahi o Kahiki kanaka — he haole;  
Me ia la he akua,  
Me au la he kanaka,  
He kanaka no.

Bgl. Fornander, The Polynesian race, II p. 285, sowie I p. 135.

daß Cortez bald nach der Eroberung Mexikos drei Schiffe nach Kalifornien sandte. Auf dem 29. Grad nördlicher Breite angelangt, ging eines zurück, um Bericht zu erstatten. Die beiden anderen fuhren weiter, und man sah und hörte nie wieder etwas von ihnen. Bei der späten Öffnung der spanischen Archive kam außerdem eine alte Karte ans Tageslicht, auf der eine von dem Seefahrer Juan Gaetano schon Anno 1542 entdeckte Insel nur zehn Grad östlicher als Hawaii eingetragen ist. Der Längenunterschied ist in Anbetracht der unvollkommenen Ortsbestimmungsmethoden jener Zeit so unbedeutend, daß man Gaetano mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als Entdecker Hawaiis ansehen darf.

Aus diesen Bruchstücken erwuchs eine Legende, die in der englischen überseeischen Literatur eine gewisse Berühmtheit erlangte. Sie war schon fast in Vergessenheit geraten, als in der Nähe von Honolulu ein Bildwerk eingeborenen Ursprungs gefunden wurde, das eine steinerne Illustration zu ihr, ein Beweis für die Kongruenz von Überlieferung und Geschichte zu sein schien. Es ist eine fast lebensgroße Büste, Abbild einer männlichen Person mit gewelltem Haar und Halskrause nach der spanischen Mode des 16. Jahrhunderts. Der damalige deutsche Generalkonsul Pflüger erwarb das Stück und schenkte es dem Berliner Museum für Völkerkunde, in dessen Südseeabteilung es zu sehen ist. Die Gesichtszüge sind nur angedeutet. Andere Partien sind genauer behandelt und verraten, wie der ganze Entwurf, eine beachtenswerte künstlerische Begabung. Die Arbeit ist offenbar unvollendet. Vielleicht war das Material, eine körnige Lava, doch zu hart für den primitiven Meißel. Sicherlich handelt es sich um ein Idol, und insofern, als es ebenso sicher einen Europäer darstellt, ist es einzig in seiner Art. Im Pauahi-Bishop-Museum in Honolulu, das einen Gipsabguß besitzt, versicherte man mir 1913, daß die Eingeborenen vor dem Bilde bis zu seiner Entfernung noch Opfergaben niedergelegt hätten. Ob es aber den Namen „The Spanish captain“, den es nun in der Öffentlichkeit erhielt, wirklich verdient, dürfte zweifelhaft sein; denn auf der Rückseite ist ein Zopf, wie er im 18. Jahrhundert Mode war, deutlich zu erkennen. Denkbar

wäre allerdings, daß die Figur doch aus älterer Zeit stammt und der Zopf nachträglich hinzugefügt wurde, als bezopfte Europäer erschienen.

Den Hawaiiern hat der Götzendienst vor dem weißen Manne nichts geholfen. Als der braune Künstler sein Werk schuf, waren sie ein zahlreiches Volk. Zur Zeit Cooks schätzte man sie auf 400 000. 1823 waren es noch 140 000, und von da ging es ständig weiter bergab. Heute gibt es nur noch wenige Tausend; die Bevölkerung besteht jetzt im wesentlichen aus Weißen, Japanern, Chinesen, Koreanern, Negern und Mischlingen.

## Bilanz der Zivilisation

Den anderen Südseevölkern ist es ähnlich ergangen. Der letzte Tasmanier starb 1877. Die Ureinwohner des australischen Kontinents werden in absehbarer Zeit verschwunden sein. Die Volkszahl der Neuen Hebriden ist, wenn die frühesten und die letzten Angaben zutreffen, von 200 000 auf 27 000 heruntergegangen. Neben den sichtbaren akuten Verlustquanten einher geht eine langsame ständige Verminderung durch Unterbilanz der Geburten. Es ist ein wahres **B ö l k e r s t e r b e n**. Wahrlich, wenn der Europäer individuell auch nichts weniger als ein Gott war, so war er doch das Werkzeug einer unwiderstehlichen, zerstörenden Gewalt, eines unerbittlichen Vertilgers.

Die Zivilisation war im Anmarsch.

Als Marodeure erschienen noch vor dem Abschluß der Entdeckungen die sogenannten beachcomber (Strandkammer), flüchtige Sträflinge aus den neubegründeten Deportationskolonien und desertierte Matrosen. Diesem Gelichter kam, so große Gefahren der Aufenthalt unter Wilden noch mit sich brachte, dennoch zustatten, daß die letzteren ihr Verhältnis zum Weißen mehr und mehr vom Nützlichkeitsstandpunkt auffaßten. Der Vergleich der eigenen armseligen Mittel mit der reichbesetzten europäischen Kulturtafel sprach zu eindringlich. Der Weiße konnte zwar einfach beraubt, aber er konnte auch zu einem Kanal gemacht werden, durch den die Güter der Außenwelt und der Geist,

der sie geschaffen, in einem ständigen Strom hereinfließen. Wenn der Weiße es verstand, diesen seinen Dauerwert begreiflich zu machen, und daneben Mut und Geistesgegenwart besaß, hatte er gewonnenes Spiel und war vor Unbill sicher, solange er es nicht zu arg trieb. Leider haben die meisten dieser Beachcomber ihre Stellung inmitten einer barbarischen Umwelt den vulgärsten Zwecken ihres persönlichen Eigennuzes dienstbar gemacht, zum Schaden der Eingeborenen und des Ansehens der weißen Rasse. Ihre Abenteuer, über die aus zeitgenössischen Berichten genug bekannt ist, bilden in der Südseechronik ein eigenes Kapitel. Die Namen Schwedenkarl (Fiji), Kannibalenkarl (Neue Hebriden), Jimmy der Teufel (Tonga), irischer Tom und Jimmy Dickbein (Samoa) u. a. wurden in ihrer Art berühmt. Unter polygamischen Zuständen erzeugten sie mit Töchtern des Landes die ersten Mischlinge.

Die ersten Handelsschiffe, die den Großen Ozean befuhren, suchten Pelze an der Nordwestküste Amerikas oder Sandelholz, Trepang\*, Kokosnußöl\*\* und Perlschalen auf den tropischen Inseln, mitunter alle diese Handelszweige vereinigend. Da der Gewinn hoch und das Geseß fern war, entwürdigten bald schnöde Mißbräuche ein an sich honettes Gewerbe. Es wurde sprichwörtlich, daß der liebe Gott westlich von Amerika nichts zu sagen habe und daß man auf der Ausreise sein Gewissen am Kap Horn aufhängen könne. Insbesondere die Sandelholzschiffer standen wegen ihrer Ausschreitungen in einem üblen Rufe. Ein englischer Marineoffizier nannte in einem amtlichen Bericht den Sandelholzhandel „little better than plundering expeditions“ und „ruinous to the morals of the islanders“ (wenig besser als Raubzüge, verderblich für die Sitten der Insulaner\*\*\*).

---

\* Handelsname für Solothurien (Seegurken), die geräuchert oder gedörrt nach China ausgeführt werden, wo sie eine gesuchte Delikatesse sind.

\*\* An Stelle des Kokosnußöles wurde später, weil rationeller, Kopra aufbereitet und verschifft. Kopra heißt das gedörrte und in Streifen geschnittene Fruchtfleisch der Kokosnuß. Vgl. S. 163.

\*\*\* Erffine, *Journal of a Cruise among the islands of the Western Pacific*, London 1853, p. 309, 400. Die Tonne Sandelholz brachte in Sydney 15—20 £. Hauptabnehmer war China.

Übrigens wurden dabei die Sandelholzbestände durch Raubwirtschaft so geschädigt, daß dieser wertvolle Baum aus der Südsee fast verschwunden ist.

Von etwa 1828 ab kamen zu den Handelsschiffen die Walfischfänger, wie jene gleichfalls hauptsächlich unter englischer oder amerikanischer Flagge. Sie liefen die Inseln an, um frische Nahrung und Wasser einzunehmen oder zu überwintern; für letzteren Zweck waren die Bay of Islands im nördlichen Neuseeland, Lahaina in der Hawaii-Gruppe (Maui) und Ponape (Karolinen) beliebte Stelldicheinplätze. Die Reisen waren lang, der Dienst an Bord schwer und gefahrvoll, die Mannschaft ein bunt zusammengewürfeltes, rohes, verwegenes Pack; wenn sie an Land gelassen wurde, tobte sie sich aus.

Von vielen beglaubigten Berichten nur einige:

1842 besuchten drei englische Schiffe die Insel Vate in den Neuen Hebriden und nahmen mit Gewalt eine große Menge Lebensmittel fort. Die Eingeborenen setzten sich zur Wehr. In dem Kampfe fielen 26, der Rest wurde in eine Höhle getrieben. Die Schiffer ließen am Eingang der Höhle Holz anhäufen und in Brand setzen, so daß die darin befindlichen Menschen erstickten.

Auf anderen Inseln derselben Gruppe haben englische Schiffskapitäne masern- und pockenranke farbige Matrosen ausgesetzt oder infizierte Kleidungsstücke als Geschenke verteilt und durch diese teuflische Hinterlist die Bevölkerung dezimiert\*.

Auch auf Ponape und Kusaie (Karolinen) wurden Seeleute, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, ohne Wissen der Eingeborenen oder gegen deren Widerspruch an Land gesetzt. Die Folge war, daß Tausende an Pocken oder anderen Epidemien starben\*\*.

---

\* Alexander, *The Islands of the Pacific*, New York 1895, p. 32.

\*\* F. W. Christian, *The Caroline Islands*, London 1899, p. 168: . . . introduced by the brutal and lawless crews of visiting whalers whom Dr. Rife, from some heart-rending medical experience, with perfect justice denounces as the vilest miscreants, the enemies of God and men. Little cause indeed have Pacific islanders to bless the greater part of their white brethren. Vgl. ferner Georg Frig, *Ad majorem Dei gloriam*, Leipzig 1912, S. 19.





Cooks Landung in Tawna, Neue Hebriden (zu S. 25)  
Nach einem alten Stich



Landung La Pérouses auf Vakemba, Fiji (zu S. 25)  
Nach einem alten Stich

Das Aufkommen der Petroleumindustrie und die Zerstörung der amerikanischen Schifffahrt durch die südstaatlichen Kreuzer im Sezessionskriege machten dem Walfischfang in der Südsee ein Ende. Inzwischen waren auf verschiedenen Inseln europäische Pflanzungen gegründet worden. Fiji zumal suchte in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Ausfall der amerikanischen Baumwollernte durch die selbstgezoogene Sea-Island-Art zu decken. Auch die Zuckerpflanzer in Queensland sowie die Kaffeepflanzer und Bergwerksbesitzer in Mittel- und Südamerika hatten Bedarf an billigen Arbeitskräften. Dadurch wurde eine neue Kategorie von Quälgeistern ins Leben gerufen, die *recruiters*, auch *blackbirders* (Amselkäufer) oder *kidnappers* (Seelenverkäufer) genannt. Ihre Methoden waren Gewalt und List. Am meisten hatten wiederum gerade die Völker zu erdulden, die dem Europäer mit Vertrauen und Gefälligkeit begegneten. Besonders schlecht erging es den gutherzigen Bewohnern der durch ihre steinernen Statuen und durch noch unentzifferte Schriftdenkmäler (Hyloglyphen) merkwürdigen Osterinsel. Schon ihr Entdecker Roggeveen hatte dort mit Pulver und Blei gewüthet. Cook und La Pérouse, die die Insel 1774 und 1786 besuchten, benahmen sich menschlicher. Aber bereits 1806 führte ein amerikanisches Schiff eine Anzahl der Insulaner in die Sklaverei. Der Vorgang wiederholte sich verschiedene Male, und 1863 räumten peruanische Menschenjäger auf der Insel gründlich auf. Die Behandlung bei der Zwangsarbeit in den Guanogruben der Chincha-Inseln war miserabel; überdies brachen die Pocken aus, so daß wenige die Heimat wiedersehen. Letzteres dürfte überhaupt die Regel gewesen sein. Ich entfinne mich, daß noch im Anfange dieses Jahrhunderts einige Gilbert-Insulaner aus Guatemala, wohin sie Jahrzehnte vorher verschleppt worden waren, über Samoa heimkehrten. Eine Statistik über die Gesamtzahl der Entführten ist selbstverständlich nicht vorhanden; schätzungsweise nennt ein zuverlässiger langjähriger Beobachter im südwestlichen Pazifik 70 000.

Kein Wunder denn, daß auf vielen Inseln eine große Erbitterung gegen die Weißen entstand. Nicht selten wurden die Schandtaten des einen an einem anderen vergolten, Unschuldige

niedergemetzelt. Solche Vorfälle erleichterten denen, die an dem Fortbestehen der Gesetzlosigkeit ein Interesse hatten, die Entstellung der Tatsachen und brachten auch Völker, die es nicht verdienten, in den Ruf verräterischer Barbaren.

Die englische Regierung, die die Initiative zur Unterdrückung des Sklavenhandels ergriffen hatte, als wirtschaftspolitische Gründe den Forderungen der Humanität Nachdruck verliehen, sah sich schließlich genötigt, auch im pazifischen Gebiet einzuschreiten. Der Skandal war zu groß geworden, die Queensländer Arbeiterpartei agitirte gegen den Wettbewerb farbiger Lohn-drücker, die All-White-Australia-Politik begann sich geltend zu machen. Die Kommandanten der britischen Kreuzer erhielten also entsprechende Instruktionen. Aber es dauerte noch lange, bis aus dem systematischen Menschenraub eine gesetzlich beschränkte, behördlich überwachte Anwerbung wurde. Wenn mal ein Übeltäter gefasst wurde, mußte die Aburteilung durch australische Gerichte erfolgen, die sich von dem Einfluß des in Queensland interessierten Unternehmertums und der durchweg farbigenfeindlichen Landesstimmung schwer freimachen konnten. „The bare idea,“ schrieb einer dieser Marine-Kommandanten, „of a white man being hanged for shooting down a native, or any number of natives, is too much for the sensitive consciences of some people.“ (Der bloße Gedanke, daß ein Weißer wegen Niederschießens eines oder einer beliebigen Zahl von Eingeborenen gehängt werden könnte, ist zu viel für die empfindsamen Gemüter mancher Leute.)\*

Wirksamer noch als die unmittelbare erwies sich die mittelbare Ausrottung. Die modernen Waffen, die der bedenkenlose Händler einfuhrte, erhöhten die Verlustziffern der Stammeskriege; der Schnaps, den der Eingeborene teils kaufen konnte, teils aus Palmen- oder Orangensaft u. a. selber zu brauen lernte, war physisch und moralisch unendlich schädlicher

---

\* Palmer, *Kidnapping in the South Seas*, Edinburgh 1871, p. 161. Vgl. ferner Erskine, a. a. O. S. 308, wo er darlegt, wie schwierig es sei, Beweismaterial zu beschaffen, das für Geschworene in Sydney genüge, „selbst in dem zweifelhaften Falle, daß sie die Ermordung eines Wilden als eine tadelnswerte Handlung betrachten“.

als die einheimische Kawa, und die Krankheitskeime, die der Europäer auch unwissentlich mitbrachte, fanden in Ozeanien unvergleichlich günstige Entwicklungsbedingungen, nämlich einen Überfluß von unverbrauchten Nährstoffen und einen Mangel an Feinden und Gegengiften, wie sie die Natur durch ihre Immunisierungstendenz in Europa bereits erzeugt hat. Darin beruht ja hauptsächlich die geringe Widerstandskraft der Naturvölker gegen den scharfen Hauch der Zivilisation, daß selbst Krankheiten, die bei uns als verhältnismäßig harmlos gelten, dort draußen einen heftigen Charakter angenommen haben und oft geradezu verheerend aufgetreten sind. Und wiederum, scheint es, hat sich die Natur, die nicht gegen ihre eigenen Gesetze handeln konnte, auf andere Weise zu schützen versucht; sie pflanzte eine Vorahnung dieser Gefahr in das Herz des Polynesiens, eine Furcht vor Einschleppung neuer Krankheiten über See. Auf empirischem Wege, in Verfolg des Umgangs mit Europäern, kann sie nicht entstanden sein; denn sie war von vornherein zu beobachten, am auffälligsten bei den Niue-Inulanern, die aus Angst vor Krankheiten jeden Schiffbrüchigen töteten, den das Meer an ihre Küsten trieb, ebenso jeden der ihrigen, der die Insel verlassen hatte und wiederkam; und später, als der Verkehr sich Zugang erzwungen hatte, wurden noch lange Zeit hindurch neueingeführte Gegenstände mehrere Wochen im Inlandbusch aufgehängt, ehe sie in Gebrauch genommen werden durften, eine kindlich-naive Quarantäne, die selbstverständlich nutzlos blieb. Freie Bahn eröffnete sich all dem Gewächs, Geziefer und Ungeziefer, das an den Fersen des Europäers klebte. Ein wahres Heer von Plagen und Schädlingen überschwemmte unberührte Gefilde. Bescheidene Rug- und Zierpflanzen, wie die Lantana, die Mimose, der Ginster und das Besengras, wurden zu wucherndem Unkraut. Moskitos und Flöhe sind erwiesenermaßen erst durch europäische Schiffe auf den Inseln der Seligen verbreitet worden, desgleichen die Bettwanze und die Wanderratte, die mit dem Menschen die Ehre des erfolgreichsten Kolonisators teilen\*.

\* Die kühnen Ersteiger des Mount Everest, des höchsten Berges der Welt, fanden auf 6000 Meter Höhe, wo sie nur mit Sauerstoffapparaten existieren konnten, freche Ratten, die alles Eßbare fraßen, das ungeschützt umherlag.

Allmählich dämmerte in diesem dem Tode geweihten Teile der Menschheit überall das Bewußtsein eines unabwendbaren Schicksals auf. Die *Maoris*, jenes kriegerische Volk, das den landhungerigen englischen Kolonisten einen zähen Widerstand entgegensetzte, lasen ihren Untergang aus den Veränderungen, die in ihrer Umwelt vor sich gingen:

Wie die *Pakeha*\*-Fliege die *Maori*-Fliege vertrieb,  
Wie das *Pakeha*-Gras das *Maori*-Gras verdrängte,  
Wie die *Pakeha*-Matte die *Maori*-Matte tötete  
Und der *Pakeha*-Klee den *Maori*-Farn aushungerte,  
So wird der *Pakeha* dem *Maori* ein Ende machen.

Viele dieser polynesischen Legenden und Sagen durchzieht eine düster-melancholische Unterströmung. Der *tahitische* Seher *Avira* sagte das Ende seines Stammes voraus:

Die *Hibiscus*blätter verwehen,  
Die *Koralle* wird zermürbt,  
Der Mensch wird dahinschwinden\*\*.

Der *Fijianer* weiß keine Antwort auf die Fragen an das Leben, durch die man zum Philosophen wird: Woher? Warum? Wohin? — und er bekennt ermüdet:

Sterben ist leicht,  
Was nützt das Leben?  
Der Tod ist die Ruhe\*\*\*!

---

\* *Maori*wort für *Europäer*.

\*\* *E haere te fau,*  
*E mou te faa'arero,*  
*E nao te taata.*

\*\*\* *A mate na rawarava.*  
*Me mbula — na ni çava?*  
*A mate na cegu.*

## Im Zeichen des Kreuzes

Das Bild wäre nicht vollständig ohne einen Blick auf die Stellung der *Missionen*. Es muß ihnen bezeugt werden, daß sie für die Eingeborenen eingetreten sind, obwohl es ihnen von Anfang an schwer gemacht wurde. Während sie eifrig

beschäftigt waren, die Verstocktheit des Heidentums zu überwinden, fiel ihnen die Christenheit mit Angriffen auf die Berechtigung ihres Berufes in den Rücken. Die Waffen entstammten der Kistkammer der Enzyklopädisten und waren gern in das Gift der Satire getaucht; Leute, denen nichts heilig ist, finden stets heraus, daß das Lächerliche dicht neben dem Erhabenen steht. Auf der Bank der Spötter saß auch einer der bedeutendsten deutschen Humoristen, Lichtenberg, selbst eines Pfarrers Sohn. Er ergötzte sich an der Idee, einen ganzen Hof voll Profeln mit einer Feuerspritze zu taufen, und erzählte mit Behagen, wie eine Gemeinde Grönländer, als ein Missionar ihnen die Flammen der Hölle recht fürchterlich malte und viel von ihrer Hitze sprach, sich alle nach der Hölle zu sehnen angefangen hätten. „Es hat lange rechtschaffene Menschen gegeben,“ sagt er im Ernst, „ehe Christen waren, und es gibt gottlob! auch da noch welche, wo keine Christen sind.“ Und darin hat er auch hinsichtlich der Naturvölker nicht so unrecht. Die Hawaiier schafften noch als Heiden das Tabu ab, das allgemein polynesisches System strenger Verbote, das, zur Polizei über die Geister erfunden, in Hawaii zu einer argen Tyrannei des Aberglaubens ausgeartet war. Die Missionare schreiben sich ein indirektes Mitverdienst daran zu, insofern, als die Nachricht von der Christianisierung Tahitis durch europäische Schiffe nach Hawaii gelangt sei und dort erst den Gedanken und den Mut zu dieser befreienden That erzeugt habe. Nicht der geringste Zweifel aber ist daran möglich, daß die Abschaffung des Kanibalismus in Samoa und anderwärts eine von europäischem Einfluß gänzlich unabhängige Handlung inneren Fortschritts war.

Der katholischen Mission erstand wenigstens ein Kämpfer aus der Geisteswelt: Chateaubriand schrieb „Atala“ und „Génie du Christianisme“.

Die Protestanten fanden keinen Apologeten von ähnlicher Bedeutung.

Heute haben die Gemüter sich beruhigt. Doch ist in dem Niederschlag, den Gelesenes und Gelerntes in dem Durchschnittsmenschen zurücklassen und den man allgemeine Bildung zu nennen pflegt, noch allerhand übrig. Wir sehen in dem Missio-

nar, der das eigene Leben opfert, nichts als einen gewöhnlichen Märtyrer.

Und nicht einmal diese Höchstleistung entgeht der Verzerrung. Das Kreuz, der antike Galgen, ist uns etwas Ehrwürdiges geworden und geblieben; aber das Ende im Kochtopf wirkt auf unsere Auffassung recht wenig heroisch. Wer da weiß, daß der urzeitlichen Denkweise das Gefressenwerden als die schimpflichste Todesart galt, möchte unbewußte Fortwirkung vermuten; die Missionarsrubrik der gewiß nicht frivolen „Fliegenden Blätter“ wäre ein letzter Ausläufer der Gepflogenheit, den Leib des Feindes vor dem Schmause zu schmähen.

Minderwertigere Gegner waren es, die sich die Mission durch ihre Bemühungen zum Schutze der Eingeborenen zuzog. Von dem, was der Arger über die Störung unbegrenzter Ausbeutungsmöglichkeiten zutage gefördert und kolportiert hat, müssen reichliche Abstriche gemacht werden. Dahin gehört die teils törichte, teils niederträchtige Beschuldigung, die Missionare hätten europäische Kleidung auf den Inseln eingeführt und dadurch bei den daran nicht gewöhnten Eingeborenen zur Verbreitung von Krankheiten der Atemungsorgane beigetragen. Richtig ist in dieser Hinsicht, daß sich mancherlei geändert hat, seitdem der Dichter sang:

Except a shell, a bangle rare,  
A feather here, a feather there,  
The South Pacific niggers wear  
Their naked nothingness.

(Im schönen Südsee-niggerland  
Ist recht bescheiden das Gewand:  
Ein Federschmuck, ein Muschelband  
Und sonst — das nackte Nichts!)

Das Lendentuch aus Rattun, mit einem über die Südsee weitverbreiteten, bis nach Afrika gewanderten samoanischen Wort *lavalava*\* genannt, billige Buntdruckware aus Manchester, hat bei beiden Geschlechtern den ursprünglichen Blätter- oder Fasertstoffschurz (*maro, titi*) verdrängt, und unter ihm wird vielfach

\* Variationen: *valavala, lavalap*; in Fiji *sulu*, in Tahiti *pareu*.



das Hemd getragen. In den französischen Südseemetropolen ist sogar die Hose obligatorisch. Wahrscheinlich war die alte Tracht für das leibliche Wohl des Naturmenschen zuträglicher, und sie empfahl sich auch aus Geschmacksgründen. Aber wie unsere alten Volkstrachten verschwinden, weil sie eben unmodern sind, so wirken draußen der Nachahmungstrieb des Wilden und der Handelstrieb des Weißen in der gleichen Richtung. Die Außerlichkeiten der Zivilisation sind das gemeinsame Ziel des Ehrgeizes und der Gewinnsucht; denn der Mensch wird nach der Quantität und Qualität des Stoffes beurteilt, womit sein Leib bedeckt ist. Man kann von Missionaren nicht erwarten, daß sie Nuditätsfragen nach dem Grundsatz *Naturalia non sunt turpia* behandeln. Aber es wäre genau so geworden, wie es ist, ohne daß jemals ein Missionar die Inseln hätte zu betreten brauchen. Ein Sonderfall ist der weibliche Busen, dessen Entblößung dem Frommen greulich ist. Es steht damit jedoch, zumal in Samoa, immer noch so, daß es der Kirchenpönn nur bedarf, wenn es sich um etwas wirklich Sehenswertes handelt. Im entgegengesetzten Falle sorgt die Betreffende aus einem etwas andersgearteten Schamgefühl von selbst dafür, daß sie — nicht angeulkt wird.

Ebensowenig sind die Missionen allgemein und ausschließlich dafür verantwortlich zu machen, daß das Christentum der Insulaner nur Firnis ist. Von neubekehrtem Volk ist nichts anderes zu erwarten. Will etwa jemand behaupten, daß die friesischen Neophyten des heiligen Bonifazius sofort den alten Adam erfäuft hätten? — Keiner weiß besser als der Missionar selbst, daß seine Arbeit eigentlich erst mit der Bekehrung anfängt. Jeder von ihnen darf sich als Träger einer moralischen Kraft fühlen, die, im ganzen nicht ohne Erfolg, auf Hebung der Sittlichkeit hüben und drüben, auf Humanität gegenüber der antiken und der mittelalterlichen Weltanschauung hingestrebt hat.

Borbekaltlos sind jedoch ihre Verdienste nicht. Zelotentum und konfessioneller Hader haben ein Werk gestört, das man so gern ganz rein sehen möchte, und sind der Förderung des christlichen Gedankens abträglich gewesen. Es hat da Vorgänge gegeben, die sich fast wie Miniaturen zu der Geschichte unserer eigenen großen Glaubenskämpfe ausnehmen, und zwar zu einer

Zeit, wo das religiöse Motiv dem Abendländer längst nicht mehr das Schwert in die Hand zu drücken vermochte. Der skandalöseste Fall ereignete sich in Tahiti. Dort brach 1844 zwischen den Anhängern der Londoner und denen der katholischen Mission ein regelrechter Religionskrieg aus, dem der politische Hintergrund nicht fehlte. Tahiti war damals noch unabhängig, konfessionell eine von der Londoner Missionsgesellschaft betreute protestantische Domäne. Als nun 1839 zwei katholische Priester erschienen und etwas Abwechslung in das Einerlei brachten, erwirkten die Londoner bei den eingeborenen Machthabern die Entfernung der Störenfriede. Frankreich nahm sich seiner Missionare an und benutzte gleichzeitig das Zwischenfällchen, um ein Protektorat über Tahiti zu erzwingen. Die Protestanten versuchten die französische Oberherrschaft durch einen Aufstand abzuschütteln, der unzweifelhaft ein Werk englischer Missionare und berechnet war, eine Intervention Englands herbeizuführen; aber er wurde mit Hilfe der katholischen Partei niedergeschlagen. Der englischen Regierung war an Tahiti weniger gelegen als an der Freundschaft Frankreichs. Sie hatte sich bereits unter der Hand mit Frankreich über ihr *désintéressement* verständigt und blieb untätig.

Die *congregatio de propaganda fide* machte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts überall in der Südsee bedeutende Anstrengungen, den englisch-protestantischen Missionen den Rang abzulaufen. Die Nachrichten von den äußerlichen Massenerfolgen, die die Londoner Mission als erste auf diesem neuen Felde errungen hatte, und der ältere Ruhm, den die katholische Mission in Amerika dem großen Las Casas verdankte, mahnten zur Tätigkeit. Frankreich war die einzige See- und Kolonialmacht, die zur Deckung katholischer Interessen in der Südsee imstande und bereit war. Die böse Welt munkelte, daß außer der religiösen Anteilnahme der Königin von Frankreich an der Katholisierung Ozeaniens auch geschäftliche Pläne Louis Philipps, der ein König im Stile Leopolds II. war, mit im Spiele wären. In Wahrheit verfügten die Katholiken durchaus nicht über so große Geldmittel wie ihre glücklichere Konkurrenz, die eigene Missionschiffe auszurüsten in der Lage war, und mußten zu einer beschei-



Cooks Ermordung in Hawaii, 1779 (zu S. 24, 25)  
Nach einem alten Stich



Überfall der Samoaner auf die Expedition La Pérouses in Tutuila, 1787 (zu S. 26)  
Nach einem alten Stich

deneren Taktik greifen. Ihre Sendboten tauchten vereinzelt hier und dort auf und errichteten zunächst kleine Läden, aus deren Erträgnissen sie ihren Lebensunterhalt bestritten. War dann ein Grund gelegt und die hierarchische Organisation vollzogen, so wurde der Ladenbetrieb endgültig eingestellt. Der Vorwurf des *Merkantilismus* trifft also die katholischen Missionen nicht. Gerade auf angelsächsisch-protestantischer Seite findet sich eine Verbindung, von *Kirche und Kontor*, die unserem Empfinden sehr zuwider ist. Am schlimmsten steht es damit bei den Wesleyanern. Der *Methodismus*\* ist die Religion des englischen Kleinbürgertums, *trading and artisan England*, und bezieht auch seine Missionare aus diesen Schichten. Daran liegt es wohl, daß die Missionsleitung ihren Angestellten weltlichen Nebenverdienst nicht verbieten will oder kann. Nicht alle machen davon Gebrauch. Wer es tut, vermag aus dem Umsatz europäischer Waren unter Ausnutzung seines parochialen Einflusses erkleckliche Gewinne zu erzielen. Noch dazu entzieht sich dieses Gewerbe aus Schamhaftigkeit und Spesenscheu gern der Handelssteuer. Wir hatten in Samoa mehrere solcher Amphibien. Einer von ihnen verriet sich selbst durch ein naiv-komisches Mißverständnis. Er hatte wieder einmal verdächtig große Warenmengen importiert. Unter anderem lagerten nicht weniger als 60 Kisten Seife (je 40 Kiegel) und drei Zentner Epsom-Salz (ein da draußen beliebtes, drastisch wirkendes Abführmittel) im Zollschuppen. Als er in Apia auf dem Zoll- und Steueramt erschien, um sein Gut gegen Entrichtung des unvermeidlichen Zolles abzuholen, machte der von Amts wegen mißtrauische Beamte mit Bezug auf das Epsom-Salz eine Andeutung etwa des Inhalts, daß das denn doch ein bißchen viel sei — nämlich für einen Selbstversorger. Der Hohehrwürdige aber verstand, die Behörde wolle ein Auge darüber zudrücken, daß er sich um die Verdauung seiner Schäflein kümmere, wenn nur die Dosis nicht zu groß würde, und meinte treuherzig-scherzend: „Oh no, Sir, they eat it like sugar!“ (O nein, sie fressen es ja wie Zucker!)

Zuweilen wird der Missionar sogar zum Landspesulanten. In

\* John Wesley, Stifter dieser Sekte, 1703—1791.

großem Maßstabe geschah das in Hawaii, wo Nachkommen amerikanischer Missionare führende Mitglieder der Pflanzearistokratie sind: Alexander, Baldwin, Dole usw. Diese Art der Einigung zwischen zwei Parteien, die sich einst so bitter um den Eingeborenen stritten, hat etwas von einer Versöhnung über der Leiche des Erblassers. In Honolulu war es auch, wo 1831 Dr. Meyen, Schiffsarzt der dritten preussischen Erdumsegelung, Anstoß daran nahm, daß Missionarsfrauen sich auf Rikschas von eingeborenen Missionszöglingen herumkutschieren ließen.

Die *Londoner Missionsgesellschaft* hat sich von solchen Flecken freigehalten. Dagegen mißfällt auch sie, wie die Wesleyaner, durch maßlose Übertreibung des Kollektenwesens. Von dem Schwung, mit dem der Klingelbeutel in der Südsee gehandhabt wird, macht man sich schwer einen Begriff. Die Sammelfreudigkeit begnügt sich nicht mit Geld, sondern erfaßt auch Naturalien und Erzeugnisse eingeborener Kunstfertigkeit; sie stützt sich stillschweigend auf den Umstand, daß der Missionar gewissermaßen an die Stelle des heidnischen Priesters — *tufunga, tohunga, kahuna* — getreten ist, und fügt dazu eine raffinierte, die lokalen Eifersüchteleien geschickt ausnutzende Agitation. Legt doch auch mancher weiße oder chinesische Händler sein Scherflein auf den Teller, um die protestantische Kundschaft zu erfreuen.

Von den *katholischen Missionaren* geht persönlich ein entschiedener Zug größerer Uneigennützigkeit aus. Armlieh und ungepflegt, im schlichten schwarzen Kleid, das die Kosten häufigen Waschens erspart, erscheinen ihre Vertreter neben ihrem protestantischen Widerpart, der tadellos weiß, täglich frisch gewaschen und gebügelt, seine Zugehörigkeit zu dem Volke der respektablen Wohlhabenheit und guten Kleidung nicht verleugnet. Aber an Selbstüberwindung und tätiger Nächstenliebe steht der katholische Missionar voran. Die Pflege der *Leprakranken* liegt in der ganzen Südsee ausschließlich in den Händen der katholischen Mission, weil sich keine andere dazu bereit findet. Diese eine Tatsache würde genügen. Wir machten in Samoa die gleiche Erfahrung. Als wir darangingen, die festgestellten wenigen Fälle zu isolieren, um der Ausbreitung der scheußlichen

Krankheit vorzubeugen, boten wir der Londoner Mission, zu der sich, wenn ich nicht irre, alle, jedenfalls aber die meisten Kranken bekannten, die Betreuung der Station an; doch sie lehnte dankend ab, da ihr das erforderliche Personal mangle. Die katholische Mission stellte anstandslos zwei weiße Schwestern zur Verfügung; ohne sie wären Einrichtung und Betrieb der Station platterdings unmöglich gewesen. Ehre diesen Helden und Heldinnen, denen jeder Gedanke an Heldentum fehlt, die in einem von Ekel und Furcht der übrigen Menschheit gebauten Käfig leben, um das Elend der Elendesten zu lindern und zu teilen! Die Ansteckungsgefahr soll bei vorsichtigem Verhalten nicht groß sein. Aber sie ist täglich, stündlich, ununterbrochen, lebenslänglich da, und die Inkubationszeit dauert Jahre! Wer kennt *B a t e r D a m i a n*? Er ist eine der Größen, die verdienen, berühmt zu sein, und es nicht sind. Er widmete sein Leben den Aussätzigen Hawaiis. An der Nordküste der Insel Molokai liegt die Leproserie, eingeschlossen zwischen den mächtigen Brechern des Ozeans und der Schroffenkette Kalaupapa, deren kahle, abweisende, gigantische Härte in ein Infernobild paßt. Dort hausen über tausend dieser Unglücklichen, eine Musterkollektion sämtlicher Völkerschaften, die auf Hawaii vertreten sind, physischer Auswurf, und dort ist ihm ein einfaches Denkmal errichtet worden, als er, ein Opfer seiner Barmherzigkeit, selber den Tod langsamen Verfaulens gestorben war. Alsdann „enthüllte“ ein amerikanischer Missionar, daß der Verbliehene eine fleischliche Sünde auf dem Gewissen gehabt hatte. Und wenn es so wäre . . .!

*M i ß g u n s t* ist deswegen der katholischen Mission nicht erspart geblieben. Freidenker und protestantische Polemiker haben allerhand Geschichten und Geschichtchen kolportiert, von heimlichen Tausen und frommem Betrug, von Wundern wie dem Marienbild in Kauai, das beim Ave Maria jedesmal das Haupt neigte, bis es eines Tages mitten im Gottesdienst damit aufhörte und ein Kanaker seinen Kopf aus einem Vorhang dahinter steckte mit dem Rufe: *Ua moku ka kaula!* (Der Strick ist gerissen.) Aber die öffentliche Meinung, die dort ebenso wankelmütig ist wie daheim, häufiger böse als gutartig, hat vor einem aller Berechnung auf Wirkung baren Altruismus endlich

doch kapituliert. Schon in der verständnislosen Verwunderung, die jemand mal darüber äußert, daß in der Gegenwart sich noch Menschen einem wurmförmigen Ideal, einer verlorenen Sache weihen, liegt eine Anerkennung. Nie habe ich mit Mißachtung von katholischen Missionaren reden hören.

Trotzdem sind die Katholiken auf vielen polynesischen Gruppen zahlenmäßig im Hintertreffen, und es heißt doch außerdem noch, der Katholizismus sei für Naturvölker die geeignetere Form des Christentums! In ihrer Allgemeinheit widerspricht diese Annahme den Abweichungen, die die einzelnen Rassen in ihrer geistigen und moralischen Beschaffenheit aufweisen. Den mitredede- und mitratelustigen polynesischen Häuptlingen mag die freiere, bis zur Selbstverwaltung gehende protestantische Kirchenverfassung schon recht sein und einstweilen der Anziehung, die von der glanzvolleren Symbolik des katholischen Gottesdienstes ausgeht, ebenso die Wage halten wie der Neigung zur Unterwerfung unter eine Autorität von dem imponierenden, ehrwürdigen Alter der katholischen Kirche. Die Katholiken kamen nach jenen Inseln, als die Haupternte ohne Wettbewerb bereits von den Protestanten eingebracht war. Aus einem Konglomerat von übriggebliebenen Heiden und protestantischen Renegaten bildeten sie ihre Gemeinden. Es handelte sich nur noch um Abwandelung eines Gedankens, dessen Neuheit bereits abgeblaßt war. Der Vorsprung war zu groß, um noch eingeholt werden zu können. Dies dürfte der wahre Grund des jetzigen Bestandes sein.

Werbend kommt die katholische Kirche bekanntlich den Besonderheiten der einzelnen Völker sehr entgegen. Der berühmte Akkommodationsstreit, der nach 100jähriger Dauer von Benedikt XIV. gegen die Jesuiten zugunsten der Dominikaner entschieden wurde, betraf nur die Frage, wie weit der Missionar sich den Landesitten anpassen dürfe, und es waren keineswegs nur die alten Kulturen des Ostens, die den Nutzen der Akkommodation einleuchten ließen. Der Grundsatz selbst, in verschiedenster Gestaltung nichts anderes als das argumentum ad hominem, blieb unangefastet, und das unbestrittene Anwendungsgebiet war eigentlich das wichtigere. Wenn schon der Jesuit Roberto de Nobili



dadurch Erfolge erzielte, daß er im Brahmanenkleide, mit Schnur und Stirnzeichen, einherging, so ist doch die *seelische* Einkleidung, in der die Begriffe der neuen Lehre vorgeführt werden, viel eindringlicher. Die anthropomorphe Gottesauffassung z. B. ist selbst bei uns inolge des konkreten Charakters aller Vorstellungen noch nicht erloschen; bei den Naturvölkern mit ihrem kindlich-unvollkommenen Vorstellungsvermögen spielt sie eine um so größere Rolle. Man kann sich darauf verlassen, daß der Eingeborene, sowie er einigermaßen zur Bewußtheit gelangt ist und über das Verhältnis beider Rassen nachzudenken begonnen hat, sich Gott und Christus farbig denkt. Darum nur wird es geduldet, daß die Mutter Gottes von Guadalupe (Mexiko) braun, Notre Dame d'Afrique in Algier, la Vierge des Nègres, schwarz ist. Diese Politik soll aber nicht nur gewinnen, sondern auch der Gefahr vorbeugen, daß der Eingeborene in seinem religiösen Lebenslaufe die römische Vormundschaft sachte abstreifen könnte. Er erlebt den Weißen zu oft in profanen Betätigungen, zu oft als Feind, um ihn als Heilsvermittler dauernd unbescholen hinzunehmen. Folgerichtig müßten die Missionen, katholische wie protestantische, einen Idealzustand herbeiwünschen, in dem sie vor Störung ihrer Arbeit durch das Laienelement sicher sind, und es hat in der That an Versuchen dazu nicht gefehlt. Die Geschichte kennt die eigenartigen kolonial-administrativen Gebilde, die der Jesuitenorden in Paraguay und die Franziskaner im altspanischen Kalifornien geschaffen haben. In der Südsee hat die Londoner Mission auf den Inseln der Cook- (Marotonga- und Hervey-) Gruppe, die katholische auf Mangareva (Gambier-Gruppe) ein solches Abschließungssystem durchzuführen unternommen. Wenn sich das Reich Gottes wenigstens oasenweise auf Erden verwirklichen ließe, sollten die polynesischen Inseln dafür geeignet gewesen sein. Eine Sonne, deren Glut durch frische Seewinde gemildert wird, grüne Berge und Fluren, ein klarer Horizont, ein zum Frohsinn geborenes Volk — kurz es finden sich hier ähnlich wirkende Voraussetzungen beisammen, wie sie in Galiläa aus Ernst Renans entzückter Phantasie den feinsinnigen Traum vom Leben Jesu erstehen ließen. Aber solange die Pforten geschlossen werden konnten, haben die, denen der Zutritt

verwehrt war, nicht aufgehört, etwas daran auszufehen, und ungefähr alles gesagt, was einer Priesterherrschaft vorgeworfen zu werden pflegt. Die Autorität, die in jenen modernen Theokratien unumschränkt waltete, war auf rein psychischer Grundlage errichtet. Ihr Ziel war strenge Einschränkung des Trieb- lebens und strenge Regelung des verbleibenden Überrestes von persönlicher Freiheit. Auf Mangaia durfte niemand während der Dunkelheit sein Haus verlassen, es sei denn mit einer hellbrennenden Fackel, so daß zu sehen war, wohin er ginge, und die Polizei hatte das Recht, bei Tag und bei Nacht die Häuser zu durchsuchen. Nicht nur das Konkubinat war verboten, sondern es bestanden auch Verdachtsstrafen; es wurde schon geahndet, wenn jemand am Grabe einer weiblichen Person, mit der er nicht nahe verwandt war, Tränen vergoß. Die frommen Väter in Kalifornien erinnerten gar ihre Schützlinge durch eine mitternächtliche Glocke an ihre ehelichen Pflichten. Diese Bäume konnten nicht in den Himmel wachsen. Unvermeidlich mußte der Eingeborene sich einmal höchst persönlich mit der individualistischen Kultur auseinandersetzen. Er war, als die grobschlächttige Mechanik des Weltgeschehens das Stilleben zertrümmert hatte, den ihn bedrohenden Gewalten gegenüber hilfloser als vor der Bevormundung.

In dem Berufe des Missionars liegt ein innerer Widerspruch. Wir wollen den Eingeborenen unsere Bildung bringen, sie uns also angleichen und sie dabei beherrschen. Herrschaft setzt aber notwendig Ungleichheit voraus. Die Religion verspricht demnach dem Eingeborenen mehr, als sie halten kann. Die Enttäuschung läßt sich schließlich nicht verhindern. Aus ihr ergibt sich dann, daß entweder die Herrschaft ins Wanken gerät oder die Religion. Wo letzteres der Fall ist, entsteht der farbige Prophet, eine Figur, die uns überall in der modernen Missionsgeschichte entgegentritt und uns a posteriori bestätigt, was wir a priori wissen könnten: daß Religion eine Sache des Gefühls ist und daß die unendliche Mannigfaltigkeit dessen, was wir Gefühl nennen, eine Gemeinsamkeit des Weges zu einem dennoch gemeinsamen Ziele unmöglich macht.

In Polynesien dämmert diese Erkenntnis eben erst herauf.

Am weitesten sind in ihr die Maoris gelangt, die sich bereits für den großen zehnjährigen Aufstand von 1860 bis 1870 eine eigene Religion, einen Mischmasch aus christlichen und heidnischen Bestandteilen, den fanatischen Hauhau-Glauben, als moralisches Bindemittel zusammengebraut hatten. Später tat sich in dem unwegsamen Urewera-Lande der Maori-Prophet Ruatapu auf. Er hielt sich für eine Verkörperung Christi und trug Bart und Haupthaar à la Oberammergau\*. Im großen ganzen sind jedoch die Polynesier, namentlich die Samoaner, noch recht missionsfromm. Weniger sanftmütige Völkerschaften haben heftiger reagiert. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts strandete an der japanischen Küste ein spanisches Schiff. Der Pilot wurde gerettet und erklärte mit seemännischer Offenheit den Japanern die spanische Kolonisationsmethode dahin, daß man zuerst Missionare entsende und dann mit Hilfe der Befehten das Land zu unterwerfen trachte. Diese Indiskretion gab den Anstoß zu der ersten Christenverfolgung in Japan, die ihrerseits eine jahrhundertelange Unterbrechung in der Erschließung des Ostens zur Folge hatte.

Ob eine nationale Einstellung für einen Missionar ethisch sich rechtfertigen läßt, ist eine Frage, die nur mit einem Werturteil beantwortet werden kann. In jedem Falle kommt nach meinen persönlichen Erfahrungen der deutsche Missionar beider Konfessionen durchschnittlich den Anforderungen seines Berufes am nächsten; denn der Deutsche ist von allen Völkern vermöge seiner starken Innerlichkeit am besten befähigt, eine Aufgabe zu erfüllen, die an Entbehrungen reich ist und wenig Anerkennung verspricht. Ich habe mir, sowie ich dazu imstande war, persönlich Mühe gegeben, die Zahl der deutschen Missionare in Samoa zu mehren, namentlich der protestantischen. Der einzige deutsche Missionar, den die Londoner dort des bessern Aussehens halber in ihren Dienst genommen hatten, war zwar ein tüchtiger und sympathischer Theologe, vermochte aber allein natürlich den Ein-

---

\* Die Regierung störte ihn nicht in seinem Schlupfwinkel, gestattete ihm sogar stillschweigend Vielweiberei, und schritt erst ein, als er 1917 öffentlich Sympathie für Deutschland bekannte.

fluß des englischen Elements nicht zu brechen. Er hat mich bei jener Aufgabe redlich unterstützt, und ich bedauere noch heute, daß der Krieg unsere Bestrebungen überholte. Der englische Missionar ist vor allem Schrittmacher des englischen Expansionsdranges — man darf ruhig sagen: politischer Agent — und nebenbei Missionar. Die Franzosen nahmen sich die Ereignisse in Tahiti zu Herzen und sorgten für Ersetzung der Londoner durch eine französisch-reformierte Mission. Anders die deutsche Regierung in Samoa. Sie ließ die Londoner und die Wesleyanische Mission, die zusammen etwa vier Fünftel der eingeborenen Bevölkerung hinter sich hatten, unbehelligt, trotzdem wenigstens die Londoner ihre Hand in allen Wirren der internationalen Zeit gehabt hatten und eine missionsfreundliche Politik im Interesse der Eingeborenen auch mit deutschen Missionaren durchaus möglich gewesen wäre. Die Maulwurfsarbeit ging daher unter der Decke einer äußerlichen Loyalität weiter. Übrigens wäre allein schon die Anwesenheit englischer Missionen in einem national so gefährdeten Lande bei völlig korrektem Gebaren der Missionare vom Übel gewesen. Der Großhäuptling Tamasese zwar und sonst noch viele blieben unantastbar deutsch. Doch mancher andere hatte sich, aus Missionspatriotismus oder Mangel an Vertrauen, offenbar beizeiten auf eine Änderung eingerichtet. Bei der Besetzung Samoas stellten die Neuseeländer mit einiger Bewunderung fest, daß wir ihnen das Bett gerichtet hatten\*. Der ganze Vorgang blieb an sich ohne schwerwiegende Allgemeinsolgen. Aber er ist sehr bemerkenswert als ein Einzelfall in einer Reihe entsprechender Erscheinungen, Symptome einer unheilvollen Geistesbefangenheit, die unser nationales

---

\* E. P. Leary, *New Zealanders in Samoa*, London (Heinemann), p. 105: The (English) Missions had built up a pro-British feeling among a large section of the natives . . . we can undoubtedly say that the unfeigned delight of the Samoan at the arrival of the New Zealanders was due to the steady work of the missionaries. (Die englischen Missionen hatten bei einem großen Teile der Eingeborenen eine englandfreundliche Stimmung geschaffen . . . wir können unzweifelhaft sagen, daß die ungeheuchelte Freude des Samoaners bei Ankunft der Neuseeländer der standhaften Arbeit der Missionare zu verdanken war.) Ferner Watson, *History of Samoa*, Whitcomb & Tombs Ltd., 1918, p. 37: The influence

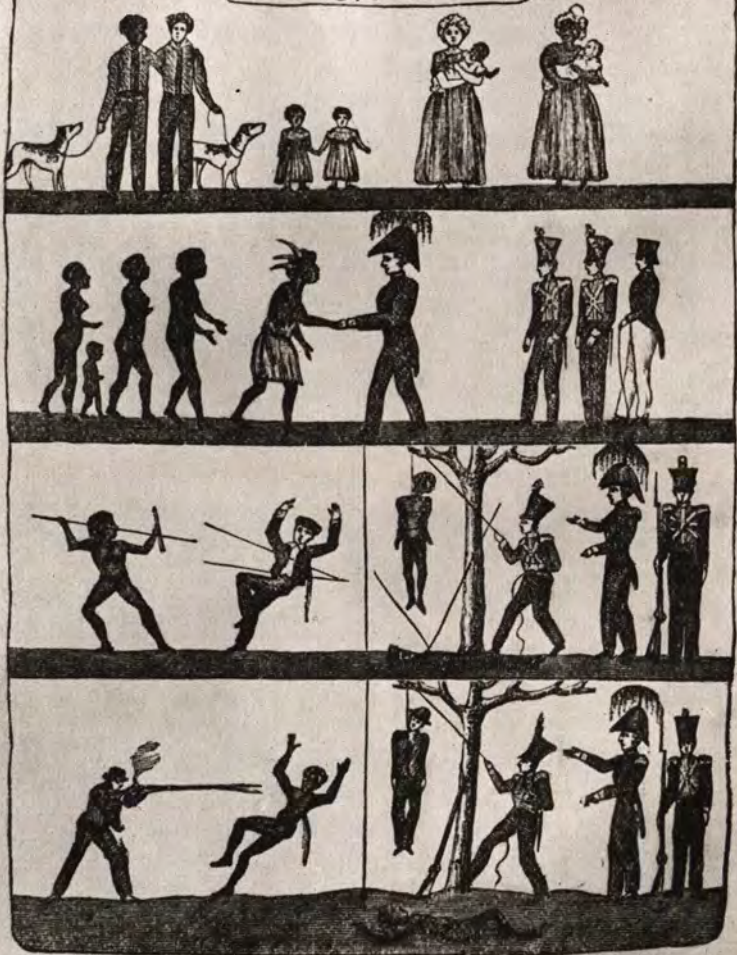


Phot. Aug. Scharf

Der „Spanische Kapitän“, im Berliner Museum für Völkerkunde (zu S. 29)

572

GOVERNOR DAVEYS  
PROCLAMATION  
TO THE ABORIGINES  
1816



Bildhafte Proklamation des englischen Gouverneurs Daveys von Tasmanien 1816 an die Eingeborenen. Die darin verheißene unparteiische Gerechtigkeit blieb ein leerer Wahn (zu S. 30)

Zielbewußtsein gegenüber unserm gefährlichsten Feinde lähmte. Eine Geschichtsforschung, die ernsthaft ergründen will, warum das große weltgeschichtliche Drama zu unserm Verderben führen mußte, wird diesen Zustand eingehend würdigen müssen. An der orthodoxen deutschen Geschichtsauffassung sind freilich die Fortschritte, die die Wissenschaft seit Heeren und Hegel gemacht hat, bisher noch verloren. Sie sitzt fest auf dem Wüste der geschäftlichen Akten, deren Funktion, wie jeder Kenner weiß, doch hauptsächlich nur darin besteht, die trivialen persönlichen Motive ihrer Verfasser hinter den Banalitäten des Kurialstiles zu verstecken.

Mittlerweile haben übrigens die Samoaner alle erkannt, was es mit der neuseeländischen Verwaltung auf sich hat. In einer Petition vom Juni 1921 an den König von England baten die vereinigten Häuptlinge, „wegen ihrer zunehmenden Unzufriedenheit mit der Regierung von Neuseeland“, sie von dieser Kontrolle zu befreien. Der Inhalt der Petition läßt deutlich erkennen, daß die Samoaner im ganzen mit der deutschen Herrschaft durchaus einverstanden waren und den unter dem Vorwand der Befreiung ihnen aufgezwungenen Wechsel als ungerechtfertigt empfinden.\*

Der Nationalismus der englischen Missionare mußte ihnen selber um so peinlicher sein, als die Entvölkerung der Südsee zum weitaus größten Teil auf dem Konto der angelsächsischen Kolonisation steht. Den andern haben die Franzosen in ihrem Teile Ozeaniens vollbracht. Dies aussprechen heißt nur eine Wahrheit feststellen, die auch von englischer und amerikanischer

---

of the English Missions with the natives has been enormous . . . almost the whole of the native education is received at their hand. (Der Einfluß der englischen Missionen auf die Eingeborenen ist enorm . . . Fast der ganze Eingeborenenunterricht liegt in ihren Händen.) Vgl. ferner Haushofer, Geopolitik des Pazifischen Ozeans, Berlin-Grünwald 1924, S. 112, und das daselbst erwähnte Werk „Christianity and Civilisation in the South Pacific“, London 1922, dessen Verfasser Allen Young die „Borarbeit“ der angelsächsischen und französischen Missionare verdienstlich nennt und ihre Ablehnung durch die Deutschen absprechend beurteilt.

\* H. Schnee, Die koloniale Schuldfrage, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1924, S. 130.

Seite mit mehr oder weniger Bedauern zugegeben worden ist. Ein amerikanischer Schriftsteller hat gesagt, die Geschichte der Südseevölker müßte mit einem Trauerflor um den Arm geschrieben werden.\* Engländer haben die Eingeborenenbehandlung in Australien einen Schandfleck auf dem Namen Englands genannt. Sir Charles Dilke aber, der mit seinem berühmten Buche „Greater Britain“ die Ara des neuzeitlichen allbritischen Imperialismus eingeleitet hat, rühmt geradezu die angelsächsische Rasse als eine „extirpating race“ (eine vernichtende Rasse). Für ihn ist das Verschwinden der schwächeren Rassen „a blessing to mankind“\*\* (ein Segen für die Menschheit). Danach wäre also die Beseitigung des Naturmenschen gar noch ein Verdienst. Indem er das schrieb, war ihm anscheinend nicht mehr erinnerlich, daß er an einer anderen Stelle des Buches von den entwichenen Sträflingen gesagt hatte: „Many got down to the coast and crossed to the Pacific islands, whence they spread the infamies of New South Wales throughout all Polynesia. A Select Committee of the House of Commons reported . . . that these convicts committed, in New Zealand and the Pacific, outrages at which humanity shudders and which were to be deplored as being injurious to our commercial interests in that quarter of the globe.“ (Viele gelangten an die Küste und hinüber zu den pazifischen Inseln, von wo aus sie die Schandtaten von Neusüdwales über ganz Polynesien verbreiteten. Eine Sonderkommission des Hauses der Gemeinen berichtete . . . daß diese Sträflinge in Neuseeland und im Pazifik Frevel begingen, die die Menschheit schaudern machen und die wegen der dadurch verursachten Schädigung unserer Handelsinteressen in jener Hemisphäre zu beklagen sind.)

Diese und viele andere Bekenntnisse verlieren nicht dadurch an Wert, daß sie älteren Datums sind. Sie sind im Gegenteil deshalb um so unverdächtiger. Als der Weltkrieg in Sicht kam, verstummte die Wahrheit, und es begann die Literatur der Blaubücher über Deutschlands koloniale Leistungsunfähigkeit. Aus

\* Churchill, Easter Island, Washington (Carnegie), 1912, p. 134.

\*\* a. a. O., 8. Aufl. p. 88, 217, 374.



ihr erstand, dank der Charakterchwäche Wilsons, der uns eine unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche zugesagt hatte, die verschleierte Annexion ohne Entschädigung, das kompromißgestaltete koloniale Mandat.

Die Samoaner vermochten sich gegen die schleichende Gefahr, die Krankheiten, aus eigener Kraft natürlich nicht zu schützen. Das Schiff mit dem schönen Namen „Der Friedensengel“ brachte 1830 unter den Auspizien der Londoner Mission nicht nur das Evangelium, sondern auch eine erste Sendung von Influenzabazillen. Andere epidemische und ansteckende Krankheiten folgten, darunter die Masern, die 1896 aus der englischen Kolonie Fiji herüberkamen, von den Engländern aber freundlichst als „German measles“ klassifiziert wurden. Aber die furchtbaren Verwüstungen, die die Grippe 1918 angerichtet hat, wird noch besonders zu reden sein.

Dagegen wußten die Samoaner unmittlere An- und Eingriffe einigermaßen abzuwehren. Der üble Empfang, den sie den Franzosen La Pérouses bereitet hatten, diente als Warnung. Einige Beachcomber\*, die Samoa heimsuchten, machten ebenfalls schlechte Erfahrungen; sie wurden im Wege der Selbsthilfe beseitigt. Samoa hatte lange Zeit in diesem Sinne keinen guten Ruf. Was später kam, war vorsichtiger. Die Menschenjäger haben Samoa wohlweislich gemieden. Der letzte Beachcomber alten Stiles, ein amerikanischer Schiffskapitän Bullly Hayes, hatte sein Hauptquartier in Apia, aber die Schauplätze seiner Taten lagen außerhalb, wo immer sich Gelegenheit bot, zwischen Shanghai, San Franzisko, Valparaiso und Sydney.

Bully Hayes wurde in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf See in der Marschall-Gruppe von seinem Steuermann mit einem eisernen Belegnagel erschlagen. Seitdem ungefähr übertrug sich das Wort Beachcomber auf die heruntergekommenen, mittellosen Weißen, die manchmal arbeitend, meistens schmarozend auf den Inseln herumlungerten und ihren Aufenthaltsort nach Laune, oder wenn ihnen der

---

\* S. 30.

Boden zu heiß unter den Füßen wurde, wechselten. Von ihren Vorgängern unterschieden sie sich durch ihre größere Harmlosigkeit sowie dadurch, daß sie, während jene von Beruf meist Seeleute waren, allen möglichen Gesellschaftsschichten entstammten. Doch auch dieses Nebenprodukt der Zivilisation konnte nur unter ungeordneten Zuständen gedeihen. Überall, wo eine Rasse über eine oder mehrere andere eine Vorherrschaft ausübt, haben schon die minderbemittelten und einflußloseren Mitglieder des Herrschervolkes es schwer, sich nach unten sozial durchzusetzen. Wer nichts hat oder gar noch bemakelt ist, wird Gegenstand allseitiger Verachtung. Der Farbige hält sich an ihnen instinktiv für seine eigne Minderwertung gewissermaßen schadlos, und der höherstehende Weiße schämt sich ihrer, obwohl er sie gelegentlich als Arbeiter gebraucht. Die Folge ist, daß man durch Reglementierung der Einwanderung unerwünschte Elemente fernzuhalten und abzuschieben sucht. Damit wurde der neuere Beachcomber das, was man in Indien „destitute European“ oder „white loafer“ nennt, und sein Schicksal war besiegelt. Ganz verschwinden wird er freilich nie. Z. B. wird die Südsee durch ihren alten Ruf und ihr verhältnismäßig gesundes Klima stets den „remittance-man“ anziehen, den verdorbenen Sohn aus guter Familie, der eine Rente unter der Bedingung erhält, daß er nie wieder zurückkehrt. Im allgemeinen hat sich aber der Zustrom der Weltvagabunden erheblich gemindert. Die Veteranen sterben allmählich aus, und wehmütig reden die Ubriggebliebenen zuweilen von den schönen Zeiten, als noch wirklich Leben war in Honolulu, in Papeete, in Levuka und Apia und diese Städte einander den Namen „The Hell of the Pacific“ streitig machten.

## Häuptlinge und Demokraten

Wir Deutsche sind dermaßen in den Bann des Gesetzes-, Verwaltungs- und Kodifikations-, überhaupt des Schriftwesens geraten, daß wir die lebendige Kraft, die allein die Familie, den Staat und noch vieles andere geschaffen hat und in der her-

kömmlichen Denk- und Handlungsweise, in dem ganzen Gebaren eines Volkes zutage tritt, kaum noch kennen. Herr Frobenius in München-Nymphenburg verdient also Dank für seine Bemühungen, uns die Augen zu öffnen. Aber ich fürchte fast, daß der Prachtbau, den er errichtet hat, eine zu vornehme Behausung für den einfachen Menschenverstand ist. Kulturmetaphysik, experimentelle Kulturkartographie, Kulturpendelschwingungen im Sinn und Gegen Sinn der Erdrotation und dergleichen sind schon harte Nüsse, aber was soll der gewöhnliche Sterbliche, auf den es doch schließlich ankäme, erst mit „Paideuma“ anfangen? Das heißt doch, beim Zeus, nur die alten Scheuklappen durch neue ersetzen.

Sin und wieder dämmert es von selber ein wenig. Nachdem z. B. unsere neuesten politischen Errungenschaften in Gestalt einer verbrieften artikulierten Verfassung unter Dach und Fach gebracht waren, sind manchem ihrer Bewunderer einige leise Zweifel aufgestiegen, ob es damit denn auch getan sei. Anderswo wußte man längst, daß *Demokratie* die Massen je nach ihrer völkischen Sonderart in verschiedener Weise bewegt. Ein geistreicher Franzose hat gesagt: Die Form ist nichts, aber nichts ist ohne Form. Wenn dies Bausch- und Bogenurteil der *Regierungsform* unrecht tut, wenn sie mehr als ein Inbegriff von bloßen Formalien, mehr Ursache als Erzeugnis ist, dann sollte nicht verschwiegen werden, daß gerade bei den westlichen Kulturvölkern, deren Einrichtungen wir unter Verzicht auf Originalität kopierten, hervorragende Geister sich über moderne demokratische Zustände melancholisch-resigniert wie über ein unvermeidliches Übel ausgesprochen haben. Zu einer Zeit, wo noch keine Rede von der heutigen Krise des demokratischen Gedankens war, wird bereits geklagt, daß die Wirkung der Demokratie auf die *Unabhängigkeit der Gesinnung* zermalmend sei, schlimmer der Byzantinismus vor der öffentlichen Meinung und ihren Trabanten als vor einem persönlichen Autokraten.\* Und doch sind es die Demokraten, die das Eigenschaftswort aufrecht gepachtet haben.

---

\* Sir Charles Dilke, a. a. D., p. 320.

Als Gegenstück dazu sind mir von den Samoanern häufige Beweise einer Demokratie des Charakters in angenehmer Erinnerung, obwohl das Volk noch ganz patriarchalisch-autoritativ nach der Väter Art lebt, vertikal in Sippen, horizontal in Stände geordnet. Die alte samoanische Sitte, das fa'a-Samoa, hat der Europäer erst wenig zu ändern vermocht. Dort also kann ein unbefangener Sinn sich noch an der kindlichen Unmut ergötzen, die Gustav Freytag bei Betrachtung unserer Vorfahren als anziehende und rührende Eigenschaft eines jungen begabten Volkes preist.\*

Um mich in dieser Welt zurechtzufinden, mußte ich allerdings zunächst die Folgen einer einseitigen und unvollständigen juristischen Vorbildung abstreifen. Die Soziologie war, als ich studierte, auf deutschen Universitäten noch Stiefkind. Man hörte viel von der römischen familia, und auch von der germanischen Sippe war die Rede; aber niemand sagte einem, daß beides im Grunde dasselbe war, zu schweigen von den vielen anderen gleichen oder wesentlich gleichen Begriffen, als da sind Clan, Sept, Zadruga u. s. f. bis zur samoanischen ainga.

Das Gefühl, daß ich mich unter anständigen Menschen befand, wurde noch gesteigert durch die guten Manieren, die diese Leute völlig aus sich heraus entwickelt haben und die jedem, ausnahmslos jedem von ihnen zu eigen sind. Bei uns ist die Kultur der Umgangsformen zweifellos im Niedergang. Ja, eine jener vielen zwangsläufig gewordenen Gedankenverbindungen verleitet uns zu glauben, daß Unmanierlichkeit wenigstens auf ein ehrliches Gemüt schießen lasse, weil die einzelne Rüpelei als solche ehrlich gemeint sei. Aber gerade die Etikette, die das öffentliche und private Leben der Samoaner beherrscht, die gewählten Sonderausdrücke, die im Verkehr zwischen Standesgenossen und Höherstehenden gegenüber vorgeschrieben sind, bieten unvergleichliche Gelegenheit, feine Wahrheiten statt ungeschlachter Lügen zu sagen, — wie bei uns der Hofmann durchaus nicht immer Höflichkeit sein muß. Die samoanische Wohlredenheit wird vom Europäer leicht mißverstanden; er erfreut sich an der Blumenpracht

---

\* Bilder aus der deutschen Vergangenheit, I. S. 103.

der Sprache, an den schöngeschweiften Ergebenheitsfloskeln, ohne den Sinn zu erkennen, und nennt dann nachher enttäuscht gern Unaufrichtigkeit, was doch nur mangelndes Verständnis mit ein wenig Eitelkeit auf seiner Seite war. Unter Samoanern sind solche Irrtümer ausgeschlossen. Ein Häuptling z. B., den seine Umgebung von einer falschen oder törichten Handlung abzuhalten bestrebt ist, weiß sehr wohl die zärtlich-respektvolle Form, in der es geschieht, zu würdigen — es klingt fast so wie die Ermahnung einer Amme oder Wärterin an ein vornehmes, etwas selbstbewußtes oder eigenwilliges Kind, und in der Tat heißt denn auch ein hoher Häuptling bei seinen Hintersassen *tama pele* — Liebling, Schoßkind —, selbst wenn er schon bei Jahren und obwohl er andererseits *tamā* — Sippenchef, Hausvater im patriarchalischen Sinne — ist. Es kommt nur darauf an, ob er auch zu beurteilen weiß, wie weit er ohne Gefahr gehen kann. Er darf in der Jugend die Flegeljahre absolvieren, über die Stränge schlagen, aber er muß sich die Hörner auch endlich wirklich ablaufen und für seine hohe Aufgabe geeignet bleiben. Er soll nicht nur durch das Prestige seiner Abkunft, sondern durch eine gerechte Regierung nach innen und durch eine verständige energische Politik nach außen dafür sorgen, daß seine Sippe gedeiht und andern gegenüber nicht ins Hintertreffen gerät. Wenn sich erweist, daß er das nicht will oder nicht kann, erlahmt die Geduld seiner Untertanen. Ein ehrgeiziger, fähigerer Verwandter spürt und schürt die Unzufriedenheit, sammelt insgeheim eine Partei und setzt eines schönen oder unschönen Tages den mißliebig Gewordenen an die Luft, wenn ihm nicht noch etwas Schlimmeres passiert. Gewiß, der *taule'ale'a*, der gemeine Mann, wird stramm gehalten. Wehe ihm, wenn er nicht parieren will! Wehe aber auch dem Häuptling, wenn er nicht befehlen kann! Das Bedürfnis nach Schutz, nach Arterhaltung hatte einst die Häuptlinge geschaffen. Die Würde ist erblich, aber der Erbe muß selber würdig sein. Noblesse oblige!

Das Zusammenleben der Sippe unter großenteils noch naturalwirtschaftlichen Verhältnissen, das tägliche Beieinander von hoch und niedrig ist gut für beide Teile und schult auch den Schlechtesten im Umgang mit Großen, ohne der sozialen Differenzierung

Abbruch zu tun. Es dauert natürlich eine Weile, bis unserer die von Hause mitgebrachten Maßstäbe beiseite legt und begreifen lernt, wie auch unter diesen Umständen sowohl die Disziplin als auch die Menschlichkeit zu ihrem Rechte kommen kann. Ehe ich so weit war, daß ich Vorkommnisse als selbstverständlich hinnahm, die mir anfänglich völlig fremdartig erschienen waren, habe ich mich z. B. doch recht gewundert, als ich hörte, wie ein Großhäuptling der Landschaft Uana, bei dem ich zu Gaste war, abends beim Herrichten der Moskitoneze einem meiner Diener, einem treuen, aber ganz gewöhnlichen Kerl, gemüthlich zurief: „Komm her, Benisea, hier unter meinem Netz ist Platz für dich zum Schlafen!“ — Niemand fand etwas dabei, außer mir. Dieser Häuptling war königlicher Abstammung und über den Durchschnitt stolz darauf; ihm wurde alle Verehrung gezollt, die ein Prinz von Geblüt beanspruchen kann, und er theilte das Lager mit einem Knecht! Um mich darüber zu beruhigen, daß der Vorgang nichts Außergewöhnliches hatte, zitierte ich mir die Anekdote von dem Alten Dessauer, der, einst über Land fahrend, einen Schweinehirten vom Felde zu sich in den Wagen nahm, um sich schnellstens seiner Ortskunde zu bedienen. Aus Furcht vor dem schnurrbärtigen, bärbeißigen Fürsten wagte der Armste nicht, seine schmutzigen Füße in den Wagen zu stellen, und ließ sie herabhängen, worauf ihn der Fürst anschauzte: „Saukerl, steck' die Pfoten herein! Denkt Er, meine sind von Marzipan?“ — Aber diese Kreuzung von Feldwebel und Duodeztyrann war doch, zumal im zierlich-zimperlichen Rokoko, eine Nummer für sich. Willkürlich warf er die in der harten Zucht des Mittelalters entstandenen Schranken über den Haufen, als es um Anneliese ging, und in dem Falle des Schweinehirten überwog das nivellierende militärische Prinzip: Im Felde werden alle Füße dreckig, und die feindliche Kugel fragt nicht nach Rang und Würden.

Der Europäer, der sich nolens volens als Häuptling estimiert sieht, kann dadurch zuweilen in groteske Situationen geraten. Auf einer Dienstreise hatte ich unter den Trägern einen Gefangenen namens Reioti mit, den ich selber wegen Mordes zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt hatte. Es war eine Eifersuchtstat



Fijianer, mit Halsband aus Bottwalzähnen



Salanoa, samoanischer Häuptling aus Falefā, Upolu



Englische Missionskirche, Samoa, von eingeborenen Handwerkern erbaut



Inneres der obigen Kirche (zu S. 36 ff.)



gewesen, nach samoanischer Auffassung vollkommen zulässig; unsere Rechtsbegriffe sind jedoch andere, wir schätzen und schützen das Recht auf das eigene Leben über alles und erkennen einen Anspruch auf das Leben eines anderen, wenn er es durch Ehrlosigkeit befleckt hat, nicht mehr an. In einem Dorfe, wo wir rasteten, wurde nach Erledigung der Empfangsförmlichkeiten das obligate Bad genommen, — stets eine köstliche Erfrischung nach langer Wanderung oder Bootfahrt in glühender Sonnenhitze. Von Rechts wegen hätte die taupou, die Dorfjungfrau kateochen, das heißt die Häuptlingstochter, die das Dorf bei allen öffentlichen Gelegenheiten mit repräsentiert, auch beim Bade die Honneurs machen müssen. Aber sie war ortsabwesend, da ich unangemeldet gekommen war, und so begleiteten mich einige meiner Leute zur Badestelle\*, halfen mir beim Entkleiden, und gerade Reioti war es, der mit mir ins Wasser sprang, mich über die spizen Steine des Grundes geleitete, mich abseifte, abspülte und überhaupt alle Dienste eines sorgsamten Bademeisters an mir verrichtete. Er tat nichts als seine Pflicht; denn die Gefangenen bilden, wie auch die Teilnehmer einer Reisegesellschaft, eine Gemeinschaft, eine Art Sippe für sich und müssen den Vorgesetzten oder Führer, den sie natürlich gleichfalls mit dem schon genannten Worte tamā (Sippenchef, Vater) bezeichnen, persönlich betreuen und pflegen — tausī —. Aber man stelle sich etwa einen Berliner Gerichtsvorsitzenden mit einem von ihm ins Zuchthaus gesteckten Sträfling gemeinsam im Freibad Wannsee badend vor!

Die in einem solchen Milieu waltenden Gefühlsarten sind uns nur abhanden gekommen. Denn bei uns ging es einst ähnlich zu. Das samoanische Wort a l o f a , gewöhnlich mit Liebe übersetzt, reziprok fealofani, ist innerhalb der Sippe gleichbedeutend mit T r e u e , die als gegenseitige Pflicht die Rechtsgrundlage des Feudalsystems war. Es muß darin etwas Hochideales gelegen haben, — bis die Pflicht, die die Ehre und die Kraft des

\* Die Dörfer sind, des reichlichen Wasserbedarfs halber, an Flüssen oder Flußmündungen oder an den charakteristischen Felsbecken angelegt, die zwischen den Strandklippen das von der porösen Oberschicht durchgelassene atmosphärische Wasser in klaren Quellen sammeln.

Systems gewesen war, außer Mode kam und dem Interesse Platz machen mußte. Diese fortgesetzte Felonie wiederholt sich am anderen Ende der Welt. Während jedoch in Europa der Verfall der Organisation von innen heraus begann, ist die Fäulnis nach der Südsee von außen gelangt. Der Europäer ist es, der eine hochvirulente Form des Selbst- und Habsuchtbazillus dorthin verpflanzt und dadurch den Südseemenschen moralisch ebenso geschädigt hat, wie physisch durch die Keime leiblicher Übel. Diesen Völkern hat ein hartes Geschick die Gunst stufenweiser Entwicklung versagt. In unvermittelter Folge, übergangslos wie das Erscheinen des Tropenmorgens, schließt sich dort die moderne Zivilisation an das Steinzeitalter. Sie wirkte revolutionierend von oben, der Häuptling fing an zu vergessen, daß er nicht Eigentümer, sondern nur Verwalter des Sippenvermögens war. Zwei Ideologien stießen aufeinander, Individualismus und Kollektivismus, der eiserne Kessel und der irdene Topf. Dafür, daß es so kommen mußte, gibt es keine andere Erklärung als die im Gewande von Erkenntnissen einherstolzierenden Hypothesen der Geschichtsphilosophie.

Für uns sind diese Zeiten dahin und kehren nicht wieder. Aber man kann heute, auf Gebieten, wo die neue Zeit alle veralteten Vorstellungen vermeintlich abgeschafft und die Freiheit des Individuums hergestellt hat, bei genauerem Zusehen entdecken, daß das menschliche Anlehnungsbedürfnis noch nicht ganz erloschen ist und nach Bindungen sucht, die sich nicht durch Schrift und Vertrag knüpfen lassen. Nicht nur im häuslichen, sondern auch im weitern wirtschaftlichen Kreise bildet sich zwischen Arbeitgeber und -nehmer mitunter ein Gemeinsamkeitsgefühl, das von keinem Gegensatz der Interessen wissen will. Es ist zu verstehen, daß Klassenkämpfer diesen wirtschaftlichen Patriarchalismus ablehnen; leider aber verkümmert er auch häufig unter den Folgen des Klasedünkels.

In Samoa wurde das Schlimmste, die völlige Enteignung der Sippschaften, glücklicherweise verhindert. Zwei typisch polynesischen Eigenschaften, Familiensinn und ein zähes Festhalten am angestammten Grund und Boden, sind bei den Samoanern noch

besonders intensiv und kamen der neueren humaneren Kolonisationsmethode zu Hilfe.

Ein samoanischer Häuptling scheut sich noch heute nicht, selber mit anzufassen. Ich habe viele von ihnen bei Arbeiten gesehen, die uns mit ihrer Herrenstellung unvereinbar dünken würden; homerische Schilderungen meldeten sich im Gedächtnis. Wenn der Polynesier, wie man aus sprachlichen und anderen Argumenten geschlossen hat, ein Better des Malaien und in unvordenklicher Zeit aus Asien eingewandert ist, so drängt sich die Frage auf, wie es kommt, daß der politische Trieb in Ozeanien zwar Anläufe, aber keine vollen Entwicklungen zur orientalischen Despotie genommen hat. Man kann das anthropogeographisch, wie Nagel sagte, oder kulturmorphologisch, wie es heute heißen soll, begründen. Erbaulicher ist es, aus alten Überlieferungen herauszuhören, wie selbst in der Oberschicht der einschlämmernde Instinkt gelegentlich wieder erwachte und den verirrtten Untertanenverstand durch einen Rippenstoß zurechtwies.

War da in Samoa vor Alters ein Großhäuptling namens Tupuivao, ein Mann von leidenschaftlichem, unbändigem, ja grausamem Wesen, dessen Schicksale im Munde des Volkes fortleben. Auf einer seiner Fahrten betrat er mit seinem Gefolge ein Haus, in dem einige Greise beisammen saßen und Kokosbast flochten, beiläufig in Samoa eine Beschäftigung für müßige Hände, wie bei uns Schäfer und kaffeeklatschende Damen stricken. Tupuivao führte nichts Böses im Schilde, er wollte sich nur einen Spaß machen und fragte jeden einzeln in barschem Ton: „Bist du ein sināāiunga oder ein sināmatua?“ (d. h. ein dummer oder ein kluger Graukopf)\* Unterwürfig erwiderten die ersten: „Euerer Hoheit zu dienen, wir sind dumme Grauköpfe.“ Bei den folgenden aber stieg die Angst vor dem berüchtigten Häuptling so, daß sie nichts mehr zu antworten wagten, sondern nur

---

\* Wörtlich: Grauhaarig vom unga-essen und grauhaarig vom Alter. Die Samoaner glauben, daß man vom unga (Einsiedlerkrebs) -essen graue Haare bekomme. Daher sināāiunga = ein törichter Graukopf, weil sein Haar nicht durch Alter (= Erfahrung) wie beim sināmatua, sondern nur durch unzumutbare Diät grau geworden ist.

an dem vor ihnen liegenden Kokosbast kauen. — Für die Opferung des Intellekts auf dem Altar der Devotion hat der Samoaner ein unmittelbares Wort, fa'aaloalovalea, wörtlich: aus Ehrerbietung dumm sein, vernunftlose Hochachtung. Er zieht jedoch, um recht anschaulich zu sagen, wie man es nicht machen soll, und zur Bezeichnung eines über die Maßen törichten Verhaltens allgemein einen bildlichen Ausdruck in Anlehnung an diese Geschichte vor und sagt: „Wie einer jener Narren, die Kokosbast fraßen!“ Das schallende Gelächter, das diesem Sprachornament jedesmal folgt, ist angesichts der nationalen Furcht vor Lächerlichkeit eine dringliche Warnung, kein Polonius zu sein. Übrigens war Tupuivao einer von denen, die den Bogen überspannten und dafür büßen mußten; er starb in der Verbannung.

Noch drastischer war die Lehre, die ein alter König von Hawaii seinem Volke erteilte. Dieser ließ einmal in seinem ganzen Reiche verkünden, daß er an dem und dem Tage Haifische angeln und an der Menge der Zuschauer die Liebe seiner Untertanen ermessen wolle. Der Haifischfang ist ein in der Südsee sehr beliebter, nicht ungefährlicher Sport; das Haifischfleisch gilt, trotz oder wegen seines penetranten Geruches, als Leckerbissen und ist für Standespersonen reserviert. Als der Tag gekommen war, strömten die Scharen herbei, hoch und niedrig, alt und jung, Männlein und Weiblein, alle erschienen sie, um den König fischen zu sehen. Geduldig und mit gütigem Lächeln wartete der Monarch, damit das Volk beisammen sei, und ließ dann die Angel herbeibringen. Sie war groß, wie ein Haifisch es verlangen darf, aus Krummholz geschnitzt und mit einer scharfen Knochen Spitze bewehrt, und sie mußte nun mit Köder beschickt werden. Was nahm der König als Köder? — Den in passende Stücke zerlegten Leichnam des Saumseligen, der zuletzt gekommen war! Es wird berichtet, daß der König mehrere Fische damit fing und noch Lust nach mehr hatte, als der Köder aufgebraucht war. Also befahl er, den Hafen zu reinigen und von neuem zu beschicken, diesmal aber mit dem Leichnam dessen, der zuerst gekommen war! Der hatte die anderen übertrumpfen wollen, hatte sich vielleicht ein gutes Pöfchen im Hof- oder

Staatsdienst erhofft, und fand nun ein klägliches, wenn auch nützliches Ende. Moral: Das Gute liegt in der Mitte zwischen Trägheit und Besessenheit.

Gegen diesen Kanakerhüuptling war König Lear ein seniler Trottel, und der Hohenstaufe Friedrich II., der einen Menschen schlachten ließ, nur um zu sehen, wie er inwendig beschaffen sei, ein wissenschaftlicher Dilettant.

## Kannibalismus

Weniger harmonisch nimmt sich in dem Bilde des Polynesiens der Kannibalismus aus, dem viele Zweige der Rasse huldigten. Zwar waren es der Regel nach gefangene Feinde, die daran glauben mußten. Der mythologische Gedanke, daß man durch Genuß von Teilen eines menschlichen Leibes die darin vermuteten Eigenschaften erwerbe, ist weit verbreitet auf der Erde. Daneben hat jedoch, in Polynesien wie anderswo, auch der Appetit auf Menschenfleisch eine Rolle gespielt, zumal die Vorratskammer der Natur in Ozeanien mit eßbaren Landtieren nur recht mäßig versorgt ist, und so kam es, daß mancher Hüuptling in Friedenszeiten sich an seinen eigenen Hinterlassen vergriff. Das ist ja allerdings abscheulich! Aber gemach! Wenn wir uns überwinden und in diesen Abgrund von Verworfenheit blicken, sehen wir allerhand, was wir uns ruhig zu Gemüte führen dürfen. Unsere Märchen vom Menschenfresser und von der Knusperhexe deuten uns wie ein Klang aus längst verschollener Zeit an, daß unsere Urahnen gleichfalls nicht ganz stubenrein gewesen sein dürften. Aus den mitteleuropäischen Zwischenzeiten sind sehr verdächtige Funde erhalten, und es ist z. B. bekannt, daß noch Karl der Große den unterworfenen Sachsen verbieten mußte, das halbverbrannte Fleisch hingerichteter Hexen zu verschlingen.

Die Samoaner sind, zu ihrer Ehre sei's wiederholt, das einzige Südseevolk, das die völlige Beseitigung dieser Unsitte nicht den Missionaren überlassen hat. Die Märe meldet: Ein Großhüuptling aus dem Geschlechte der Malietoa ließ sich all-

wöchentlich zwei Menschen darbringen. Sie wurden wie Fische in Kokospalmblätter geflochten, vor ihn hingelegt, abgetan und zubereitet. Des erbarmten sich die beiden jungen Söhne des Ogers, und eines Tages ließen sie sich selber einflechten. Der Vater erkannte sie rechtzeitig, verstand das stumme Flehen und ging in sich.

Ohne Widerspruch hoffe ich behaupten zu dürfen, daß diese Geschichte, selbst wenn sie nur ein Mythos wäre, ein Dokument echter Menschenliebe ist, das neben berühmter gewordenen genannt werden darf.

So groß ist der Abscheu der Samoaner vor dem Kannibalismus, daß sie noch heute das Kind nicht beim rechten Namen nennen. Sie schämen sich, die der Überlieferung bekannten Kannibalen als solche zu bezeichnen, und ziehen einen Schleier über diese schändliche Periode ihrer Geschichte, indem sie statt des unmittelbaren Ausdrucks 'ai tangata (Menschenfresser) die Eigenschaftswörter faingā (anspruchsvoll, schwierig zu behandeln, tyrannisch), fe'ai (wild) oder höchstens sauā (grausam) gebrauchen. Im Unmut entschlüpft einem wohl mal die Drohung tao 'oe i se umu (mögest du in einem Ofen geröstet werden!) oder 'ia fai 'oe ma supo (mögest du zu Suppe verkocht werden!). Es sind für uns lächerlich nichtsagende Phrasen, aber in Samoa gelten sie als schwere Beleidigungen und haben förmliche Wutausbrüche sowie Vergeltungsmaßregeln zur Folge, deren richterliche Erledigung mir oft Mühe verursacht hat. Ein weiteres Überbleibsel aus der Kannibalenära ist die ifonga-Zeremonie. Sie ist ein Akt der Selbsterniedrigung, eine inständige Bitte um Vergebung begangenen Unrechts, ein Besänftigungsmittel und besteht darin, daß der Schuldige oder Fürsprecher früh vor Sonnenaufgang mit Feuerholz, Steinen und Blättern, also den Elementen des samoanischen Kochherdes, vor dem Hause des Beleidigten erscheint. Das heißt auf deutsch: Ich habe mich wie ein Schwein benommen, nimm mich und verfare mit mir danach! Während der langen Zeit, wo ich in verschiedenen Stellungen das Gesetz gegenüber den Samoanern zu vertreten hatte, sind mir häufig Gnadengesuche in Form von ifonga „aufgetischt“ worden. Zuerst war ich immer sehr beeindruckt, mußte aber bald härter werden. Es

hatte sich im Lande herumgespröchen, daß ich damit zu nehmen sei. Große Kinder sind wie kleine oft überraschend schlau!

Bei den Tahitiern fanden die ersten Entdecker noch einen symbolischen Kannibalismus vor. Die Götter verlangten zuweilen Menschenopfer, und der Oberhäuptling hatte dann das Recht und die Pflicht, die Augen des Opfers zu verzehren.

In einem schlechten Rufe standen die Marquesas-Inselaner, und sicherlich wurde in diesem paradiesischen Archipel „gefressen“. Aber ganz so schlimm, wie die Südseefama es haben wollte, scheint es doch nicht gewesen zu sein, wenn die anziehenden Schilderungen, die uns der Amerikaner Herman Melville über einen unfreiwilligen Aufenthalt in einem Gebirgstal der Insel Rukuhiva hinterlassen hat\*, zuverlässig sind.

In Fiji war der Kannibalismus bei allen Häuptlingen zu einer völlig eingewurzelten Gewohnheit geworden und schwer auszurotten. Doch sprechen da melanesische oder papuanische Einflüsse mit; denn die Fijianer sind eine schwarze Rasse mit polynesischem Einschlag und nur oberflächlich von der polynesischen Kultur beleckt.

Bei den Maoris endlich, in Neuseeland, war es so, daß der Priester, der tohunga, Menschenfleisch nicht genießen durfte, der Häuptling dagegen es mußte, wenn er nicht in den Ruf der Unmännlichkeit kommen wollte, und auf dieser Grundlage hatte sich auch dort eine Feinschmeckerei entwickelt, die den Zuständen in Fiji kaum etwas nachgab. „Oh, wie lecker ist Menschenfleisch!“ war der letzte Seufzer eines alten Kriegers, der der Sitte gemäß von seinen Angehörigen umgeben starb. Ein Engländer, der der Szene beiwohnte, hat sie uns aufbewahrt\*\*. Durch häufige Fehden sorgten die Maoris dafür, daß die Nachfrage stets gedeckt war.

Ihre kulinarische Unart gleichen die Maoris durch manche sympathischen Charakterzüge aus, namentlich durch eine wilde, aber doch ritterliche Tapferkeit. Die jahrelangen Kämpfe, die sie gegen

---

\* Typee; A Peep at Polynesian Life, 1846.

\*\* Judge Manning in seinen Erinnerungen Old New Zealand, London 1893.

die englischen Landspekulanten führten, endeten allerdings mit ihrer Unterwerfung, nötigten aber ihren Gegnern doch solche Achtung ab, daß sie seitdem weit rücksichtsvoller behandelt werden.

## Diplomaten und Soldaten

Der unablässige, rege und wechselvolle, freundliche und feindliche Verkehr der Polynesier untereinander und später mit den Weißen hat die in der Häuptlingsklasse durch Vererbung und Erziehung gesicherte politische Begabung erprobt und geläutert, so daß man in ihren Reihen viele Persönlichkeiten findet, die sich *mutatis mutandis* mit Anstand in der europäischen Geschichte sehen lassen könnten. Auf die Gefahr hin, das Entsetzen eines unrettbar klassisch eingeschworenen Philologen zu erregen, erkläre ich, daß die einzige Schwierigkeit bei der Abfassung eines polynesischen Plutarchs in der Unmasse des Stoffes bestünde, und empfehle zur biographischen Behandlung, da gerade von den Maoris die Rede war, zunächst den Häuptling *Hongi*, der *Napoleon der Maoris* genannt.

Der Unabhängigkeitsinn dieses Volkes war so stark, daß er kein Stammesfürstentum duldete; nicht einmal die Sippen gehorchten e i n e m Haupte. Nur für Kriegszwecke fügten sich Sippen oder Sippenverbände der Leitung eines Tüchtigen. *Hongi* war ursprünglich nur ein Häuptling wie viele andere, vom *Ngapuhi*-Stamm. Doch in ihm steckte mehr. Als die Missionare in Neuseeland die ersten Fühler auszustrecken wagten, biederete er sich mit ihnen an und wußte ihnen so zu gefallen, daß sich einer von ihnen entschloß, ihn nach England mitzunehmen. Dort wurde *Hongi*, der allein schon durch die nie gesehene Ornamentik seiner Gesichtstätowierung das größte Aufsehen erregte, das Ziel allgemeiner Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeiten. Er wurde mit Geschenken überhäuft und sogar vom König empfangen — ein *Wiz* der Weltgeschichte; denn es war *Georg IV.* Man kennt diese männliche Kokotte aus *Thackerays Essay*. Eine verdorbene Gesellschaft nannte ihn „*the first gentleman of*





Alter Häuptling mit Tochter, Samoa (zu S. 52 ff.)



Mataafa (zu S. 73)



Alter Häuptling im Tanzschmuck (zu S. 52 ff.)

Europe". Der andere war ein Anthropophage, und dennoch kann kein Zweifel sein, wer von beiden der bessere Mann war.

Beladen mit Schätzen reiste Hongi zurück. Unterwegs, in Sydney, machte er alles, was er mitgeschleppt hatte, zu Gelde, ausgenommen eine Rüstung, das Geschenk eines Enthusiasten, kaufte Gewehre und Munition und begann damit, in Neuseeland angekommen, eine Reihe von Feldzügen, die von ihm mit einer selbst nach Maoribegriffen bemerkenswerten Energie und Rücksichtslosigkeit geführt wurden. Nicht allein die technische Überlegenheit seiner Waffen — auch seine Gegner waren teilweise bereits europäisch ausgerüstet —, sondern vor allem seine militärische und politische Begabung verließ ihm Sieg auf Sieg. Fast die ganze Nordinsel hatte er unterworfen, vom Nordkap Keinga an, wo die Seelen der Verstorbenen in den Hades hinabsteigen, bis zur Cookstraße — und sein rastloser Geist plante die erste Expedition in die Südinsel, da streckte ein Lungenschuß den unermüdblichen Krieger nieder. Auf langem Krankenlager blieb er ungebeugt. Spartanisch ulkte er mit derbem Spaß über das pfeifende Geräusch, mit dem die Luft durch die offene Wunde ein- und austrat. Als er das Ende nahe fühlte, verkündete er vor versammelter Sippe seine letzte Botschaft: Kia toa, kia toa! Seid tapfer, — auf daß euer Land nicht vom Feinde geraubt und ihr nicht Sklaven werdet! Und er warnte sein Volk vor den Weißen, den Engländern. Denn er hatte, obgleich die englische Regierung damals noch gar nicht an Annexion dachte, wohl erkannt, daß von dorthier die Gefahr drohte, und er hatte ferner erkannt oder instinktiv erfaßt, daß die dem Feinde Vorschub leistende Uneinigkeit nicht durch Reden: „Seid einig, einig . . .“, sondern nur auf dem Wege der Gewalt zu beseitigen war. Er ist ein schönes Beispiel des Typs, der als Individuum stirbt und dadurch die Fortdauer der Art gewährleistet. An ihm hat sich das Nationalgefühl der Maoris erhoben. Der Nachruhm war sein Lohn.

Streng und unabweisbar steht die Pflicht, das Erbe der Väter unter eigener Verantwortung zu verteidigen, vor den Nachkommen. Der Kampf der Individuen ist gemildert durch die Gemeinschaft, aber die Gemeinschaften unter sich liegen in einem

unaufhörlichen erbitterten Kampfe mit und ohne Waffen; Sippe und Stamm, die sich nicht aus eigener Kraft oben zu halten wissen, gehen rettungslos unter. Kurz und kalt drückte das im Sterben der alte *Karotonga*-Kämpfer *Ngaapai* aus, der durch Taten und Untaten alle ihm erreichbar gewesenen Inseln befriedet und geeint hatte. Er lag im Sterben, und man fragte ihn: „Hast du nicht Angst, daß die von dir besiegten Feinde an deinem Sohne *Tuku-Naea* Rache nehmen könnten?“ Der grimme, eisenharte Mann gab folgende Antwort, die sofort ein Sprichwort wurde:

„*Ta Taku-Naea rapunga ake;*  
*Kua aere Ngaapai.*“

(*Tuku-Naea* mag sich selber vorsehen;  
*Ngaapai* ist dahin.)

Das Leben im Pazifik ist so wenig pazifistisch wie anderswo.

Die *Tonganer* waren von jeher ein unternehmungslustiges, seebefahrenes Volk. In einer Zeit, die nach den Stammbäumen etwa in das 13. Jahrhundert unserer Chronologie zurückverlegt werden kann, eroberten sie Samoa und beherrschten es, bis sie von den Freiheitshelden *Tuna* und *Fata*, den Gründern der *Malietao*-Linie, vertrieben wurden. Ihre Geschichte ähnelt der altjapanischen. Ein geistlicher und ein weltlicher Herrscher regierten nebeneinander, letzterer mit überwiegendem Einfluß. Aber im Lande der aufgehenden Sonne wurde schließlich das weltliche, in *Tonga* — vor ungefähr hundert Jahren — das geistliche Oberhaupt abgeschafft. Unter den Häuptlingen beider Linien mangelt es nicht an hervorragenden Charakteren. Bemerkenswert darunter sind: *Finau*, der nebenbei den englischen Kaper „*Port-au-Prince*“ kaperte und in dem dazu erforderlichen Gemehel den jungen Schiffsaspiranten *Mariner* schonte; er adoptierte ihn, und wir verdanken dieser Episode eine romantisch anziehende, aber dennoch wahrheitsgetreue Darstellung der ursprünglichen Zustände *Tongas*. Ferner *Tubou*, der sich zum König von ganz *Tonga* emporshawang und mit dem Christentum den Namen *Georg* annahm, und sein Better *Mafu*. Letzterer stand dem Throne zu nahe; er war durch Ehrgeiz und

Talente so gefährlich, daß der König ihn nach Fiji sandte mit dem Auftrage, sich in die dort herrschenden Wirren zu mischen und das wesleyanische Glaubensbekenntnis, sowie die Eroberung Fijis für Tonga ins Werk zu setzen. Vermutlich hätte der König seinen Schmerz zu mäßigen vermocht, wenn Maafu auf dem Felde dieser Ehre geblieben wäre. Aber es war doch keine Sendung à la Urias, sondern Georg Tubou war vor allem Imperialist. Keiner der beiden Männer hatte Geschichte oder Staatskunst studiert, eine Hochschule für Politik besucht, Examina gemacht, und trotzdem widmeten sich beide mit verteilten Rollen in vorbildlicher Weise einer gemeinsamen patriotischen Aufgabe, der König daheim als Leiter des Ganzen mit dem Ziele, der Lehnherr der künftigen Kolonie zu werden, das er durch gelegentliche Staatsvisiten betonte, Maafu als Vizekönig in spe an Ort und Stelle durch diplomatische und militärische Operationen. Ein Strom tonganischer Kolonisten besiedelte die Fijigruppe und stellte zugleich Mannschaften für das Expeditionskorps, das stets in ausreichender Stärke gehalten wurde; ein europäischer Bericht erwähnt ein tonganisches Geschwader von über fünfzig großen Doppelkanus. Wenn es Maafu gelungen war, den überall vorhandenen Zündstoff zu einer neuen Fehde zu entflammen, ergriff er die Offensive, während die fijianische Gegenpartei sich hinter den landesüblichen Palisaden verkroch. Nach den Grundregeln der militärischen Psychologie handelnd, umrahmte er die unzuverlässigen fijianischen Streitkräfte mit tonganischen Veteranen. War ein Sieg errungen, sah er seinen Leuten durch die Finger. Zwischen Cakombau und Tuicakau, den beiden mächtigsten Häuptlingen Fijis, hin- und herlavierend, abwechselnd zusammen mit dem einen den anderen bedrohend oder bekämpfend, war er nahe an der Verwirklichung des Unternehmens, da zwang ihn ein Größerer, die Beute fahren zu lassen. England annectierte 1874 die Fiji-Inseln. Maafu erhielt eine Pension und zog sich in das Privatleben zurück. Seine geschichtliche Tat ist wesentliche Teilnahme an der Wesleyanisierung Fijis und an der Tonganisierung der östlichen Inseln.

Alle diese Männer und ihresgleichen verbinden in charakteristischer Weise militärische und diplomatische Tüchtigkeit, also

zwei Geistesvermögen, die im Bereiche der Kulturvölker getrennter Ausbildung und Ausübung unterliegen. Allerdings, wenn wir uns in Europa nach Höchstleistungen umsehen, finden wir Spezialisierung als Ausnahme angesichts einer Galerie von Größen, die allein in der Abteilung für die neuere Zeit Wilhelm den Schweiger, den Großen Kurfürsten, William III., Marlborough, den Prinzen Eugen, Friedrich den Großen und Napoleon enthält. Wenn man es recht überdenkt, möchte man meinen, daß die in diesen Persönlichkeiten und bei den Naturvölkern vorhandene Vereinigung das Normale und die durch unseren Schematismus erzwungene Arbeitsteilung etwas Unnatürliches, Gefünsteltes ist, daher sie in der Regel nur Mittelmäßigkeiten erzeugt. Den internationalen Beziehungen haftet noch viel vom Urstande an. Die Gefahr ist in Permanenz, nur ihre Intensität wechselt. Es geht zu wie im Dschungel, im wilden Westen oder nächtlich im Verbrecherviertel einer Großstadt: Homo homini lupus. Man hat wohlweislich die Hand in der Tasche und erregt schon durch diese rein defensive Haltung Verdacht, der Gegenmaßregeln auslösen kann. Das Völkerrecht wird periodisch ab- und wieder angeschafft, damit zwischenzeitlich die Bestie sich ungehindert austoben kann. In solcher Lage müssen alle zum Selbstschutz nötigen Eigenschaften vereinigt stets auf dem Plan sein. Mindestens sollten die beiden Funktionen, um die es sich hier handelt, wenn nicht personell verbunden, in dauernder engerster Fühlung miteinander stehen. Leider aber finden wir bei genauerem Zusehen, daß die Vertreter der respektiven Berufe durchaus nicht auf freundschaftlichem Fuße leben, und erholen uns von unserer Bewunderung darüber erst, wenn wir uns klar geworden sind, daß die mit den Fortschritten der Technik und der Wirtschaft Hand in Hand und bis ins kleinste gehende Abschichtung der modernen Gesellschaft einen vervielfältigten und verschärften Wettkampf all der verschiedenen Interessenverbände und der Individuen selber unvermeidlich macht. Und hier dreht es sich gar noch um die Ehre, erster Hüter des Staates zu sein! Soweit es auf die Anerkennung ankommt, ohne die wir nun einmal nicht leben können, hat der Soldat vor dem Nichts-als-Politiker einiges voraus. Die militärische Uniform ist eindrucksvoller

und zweckbewußter als der barocke Diplomatenfrack mit dem Zierdegen, und kriegerische Erfolge sind dem Verständniß der Massen zugänglicher als diplomatische. Das muß man sich vergegenwärtigen, wenn man den unter seiner Verkanntheit leidenden Diplomaten seufzen hört:

„Die stille Geisteskraft,  
Die prüft, wie viele Hände wirken sollen,  
Wenn's Zeit erheischt, und durch mühsame Schätzung  
Vorausbestimmt, wie schwierig sei der Feind —  
Das alles hält man keines Fingers wert,  
Bettarbeit nennt man's, Stubenkrieg und Schreibwerk.“\*

Ungemischt ist freilich auch die Lebensfreude des Soldaten nicht. An einem Schilderhaus in Gibraltar fand ich die Inschrift:

God and the soldier all men adore  
In time of trouble and no more.  
For when war is over  
And all things righted,  
God is neglected  
And the old soldier slighted.

(Gott und den Soldaten ehret man  
In Zeiten der Noth, und zwar nur dann.  
Ist der Krieg vorüber  
Und die Zeit gewandelt,  
Wird Gott wieder vergessen  
Und der Soldat schlecht behandelt.)

Zu Ehren Deutschlands wollen wir annehmen, daß der Soldat bei uns weniger Anlaß zu dieser Klage hat als in England und Amerika. Aber es ist vor allem die berufliche Mißgunst des „Diplomatikers“, wie der alte Blücher zornig sagte, die den Soldaten seines Daseins, seiner Taten nicht froh werden läßt.

Das Herzbewegende des Kampfes auf Leben und Tod wird, von allen Außerlichkeiten abgesehen, in der Meinung des Durchschnittsmenschen dem militärischen Berufe stets den Vorrang geben. Der eine riskiert sein Leben, der andere nur Hämorrhoi-

\* Shakespeare, Troilus und Cressida.

den und Verdauungsbeschwerden. „Wären nicht die häßlichen Kanonen, er selber wär' geworden ein Soldat!“ Die berufsmäßige Waffe des Diplomaten ist die List. Zugegeben, daß diese so primitiv ist wie die Gewalt, daß die eine uns so wenig vom Tier unterscheidet wie die andere —, der Löwe ist uns eben doch ein edleres Tier als der Fuchs, und wenn der letztere sich bei uns einer gewissen Sympathie erfreut, so beruht das lediglich auf heimatlich-sentimentalen Gründen; man hätte ebensogut z. B. die Ratte als Sinnbild der Schlaueit wählen können. Die Welt ist nicht immer gerecht. Sie gewährt zwar das Prädikat „groß“ auch der rein politischen Tat, in Anbetracht des Gemeinwohles, aber sie verlangt dazu das Gelingen. Dem Löwen wird Achtung gezollt, auch wenn er besiegt ist. Wer sich hat überlisten lassen, wird verspottet oder verachtet.

In Polynesien beschränkt sich also der Begriff Politik nicht auf die zivile Seite des staatlichen Lebens, sondern umfaßt auch die Anwendung der realen Machtmittel. Träger dieser Staatskunst ist vielfach eine besondere Klasse von Häuptlingen. So teilweise in Samoa, wo dieselben, nach ihrer vornehmlichsten Betätigung, der Vortführung in Frieden und Krieg, *failaunga* — Redner — oder auch *tulafale* genannt werden. *Tulafale* bedeutet eigentlich Hausplatz, übertragen den Besitzer eines solchen, den bodenständigen Freisassen, der verpflichtet ist, dem Häuptling als dem Repräsentanten des Staatsgedankens mit Rat und Tat zu dienen. Über diese Stellung sind die *Tulafale*, wenn Schwäche und Bequemlichkeit der Häuptlinge die Schranken versallen ließen, hinausgewachsen und, nach Art der fränkischen Hausmeier, aus Befehlsübermittlern und -bearbeitern selbst Befehlende geworden, worauf dann ihre Häuptlinge auf politisch nichtsagende Ehrenrechte angewiesen blieben. Durch Vererbung des so gewonnenen Einflusses hat sich der Stand dieser *Tulafale* vollkommen befestigt, so daß er an sozialem Ansehen den hohen Häuptlingen etwa gleichsteht und auch begabte und tatenlustige Häuptlingsöhne es für eine Ehre erachten, das Amt eines *Tulafale* zu übernehmen, wenn ihnen durch Adoption oder Verwandtschaft der Weg dazu offensteht. Übrigens ist damit das verlockende Privileg verbunden, für staatsrechtliche wichtige Akte



mit den in Samoa so hochgeschätzten feingewebten Matten\* belohnt zu werden. — In anderen Gegenden haben die Häuptlinge ihre traditionelle Herrschaft zu wahren gewußt und machen ihre Politik selber. Dort ist dann der Tulafale das bloße Mundstück des Häuptlings.

Im Reden sind alle diese Leute Meister. Sie sprechen frei, gern, lange, oft. Kein Ereignis des Familien- oder öffentlichen Lebens wird ohne begleitende Reden in die Vergangenheit entlassen. Aber die polynesishe Oratorik folgt anderen Gesetzen als die unserige. Unsere sachlich gerichtete Auffassung verlangt eine kurze, knappe Ausdrucksweise. Eine gelungene abstrakte Formulierung gefällt uns durch ihre kristallene Klarheit, obwohl wir auch gelegentliche Verbildlichungen als belebenden Wechsel empfinden. In der Südsee sind dagegen Metaphern, Gleichnisse, Parabeln und dergleichen unentbehrlich; sie zwingen durch ihre konkrete Anschaulichkeit die naiven Herzen, und Häufigkeit wirkt nicht als Überladung. — Aus demselben Grunde ist die Wiederholung, als Tautologie und Pleonasmus, die Regel. Das geht so weit, daß der Begriff Wortverschwendung, unter dem wir überflüssigen Wortschwall, Gebrauch zu vieler Worte, verstehen, in Polynesien eine geradezu umgekehrte Bedeutung bekommt: In der polynesischen Vorstellung ist der Nutzen des Wortes so absolut mit seinem Gebrauch verbunden, daß der Nichtgebrauch als unwirtschaftliches Gebaren, als Verschwendung gilt. Es herrscht also gewissermaßen Inflation des Wortes —, wie denn ja auch zur Zeit der Entwertung des Papiergeldes der Sparer in Wirklichkeit ein Verschwender war und umgekehrt. — Auch die Modulation ist eine andere. Die einzelnen Sätze werden wie Sentenzen aneinandergereiht und durch kurze Pausen geschieden, wobei nur die zwei oder drei letzten Silben jeder Sentenz durch Stimhebung betont, gewissermaßen emporgeschleudert werden. Die Einförmigkeit dieser Sprechweise wird in Samoa noch verstärkt durch das Fehlen der Geste. Der Redner spricht im Freien, auf den geschnittenen Rednerstab gelehnt; wenn die Versammlung im Hause stattfindet, sitzend wie die übrigen Teil-

\* Bgl. S. 77, 95.

nehmer, und die einzige Bewegung ist die Handhabung des anderen Attributes seiner Würde, des Fliegenwedels. — Das Publikum ist immer aufmerksam, aber kritisch.

Unzweifelhaft haben, wie oben schon bemerkt, auch die Beziehungen dieser Naturpolitiker zu der europäischen Kolonisation die Schulung ihrer Anlagen gefördert. Aber von der europäischen Kultur als solcher hatten sie in puncto der Politik wenig zu lernen. Im Gegenteil! Das Wesen des Urstandes ist Handlung, stets entschlußbereite Willenskraft. Die Kultur fügte dazu den blassen Gedanken. Durch ihn hat sie Philosophie, Ethik, Aesthetik, Kunst, Wissenschaft und andere Erzeugnisse der Meditation geschaffen, die den Willen belasten, lähmen und endlich ersticken. Die Entartung kann überraschend schnell vor sich gehen, wenn eine fremde, hohe Kultur einem neuen, aufnahmefähigen Volke eingepflegt wird. Der Totenkönig Theodahad war bereits dermaßen mit Bildung überfüllt, daß er im Streit mit Ostrom ernstlich erwog, ob er sich nicht lieber friedlich fügen solle; die freche Bemerkung des byzantinischen Gesandten, er als Philosoph müsse sich unterwerfen, Justinian dagegen sei Kaiser und Herrscher, machte ihn nachdenklich statt wild. Und er hatte doch klassische Vorbilder, wie man Philosophie und Herrschaft vereinigen kann. — Dieser Teil der Psychologie des primitiven Menschen hat eine neue Hamlettheorie ins Leben gerufen, die in dem Dänenprinzen die erste bewußte Darstellung des Kulturtyps der Unentschlossenen erblickt. Große Männer sind Überreste der Heroenzeit. Sie haben den Instinkt des Willens und ersetzen Kenntnisse durch Intuition.

„Der Lächer und der Könige Geschick  
Liegt offen da vor ihrem Kindesblick.“

Ich nehme vor dem samoanischen Politiker den Hut ab.

### Drei samoanische Staatsmänner

Der Bedeutendste von allen, die ich als Freunde oder Gegner kennengelernt habe — mir ist im Laufe meines Insellebens keiner entgangen — war unbestreitbar *L a u a t i*, einflußreichster



Marae (altar-ähnliche Kultstätte) in Pyramidenform bei Papara, Tahiti (zu S. 63)  
Nach einem alten Stich



Maori-Haus



Fijianisches Haus

Sprecher von Savaii und samoanischer Königsmacher, ein Virtuose in der Kunst der Massenbehandlung und ein hinreißender Redner, der die starren Formen der orthodoxen Rede in dem Feuer seiner Persönlichkeit veredelte. Zweimal gelang ihm das Meisterstück, die zahlreichen lokalen Streitigkeiten, die uns die Beherrschung des Volkes so erleichterten, vorübergehend auszuscalten und ganz Samoa unter einen Hut zu bringen —, auf Grund eines Programms, dessen Forderungen mit der Eingeborenenpolitik des deutschen Gouvernements unvereinbar waren. Das zweite Mal, im Januar 1909, führte er mehrere Tausend Bewaffnete gegen Apia heran, um der Regierung seinen Willen aufzuzwingen! — Lauati war samoanischer Patriot, aber klug genug, um zu wissen, daß Samoa, nachdem die drei Großmächte des Berliner Vertrags von 1889 zugunsten Deutschlands einig geworden waren, keinerlei Aussicht auf politische Unabhängigkeit hatte. Er suchte also zunächst richtigerweise unter deutscher Oberherrschaft seinem Volke Erhaltung und Entfaltung der nationalen Eigenart, wie er sie verstand, zu sichern. Der Widerstand, dem er begegnete, weckte in ihm Sympathie für die demnächst ihm geeignet erscheinende Nation, England. Wie in allen solchen Fällen bildeten die Engländer sich ein, daß sie in Samoa um ihrer selbst willen beliebt seien, oder sie taten wenigstens so, und das war ihnen fraglos nützlich. Ebenso hätten wir uns beizeiten einbilden können, daß wir bei den Maoris, den Tahitiern, den Indern, Agyptern, in Südafrika und Irland beliebt seien. — Bei Lauati kam noch hinzu, daß er, wohl mit Hilfe englischer Informationen, die Unvermeidlichkeit eines deutsch-englischen Krieges schon früh erkannte und daß sich ihm in Samoa die Schwäche unserer englischen Politik offenbarte. So wurde er zum Rebellen; doch er verrechnete sich in der Zeit. Diesen Fehler, den einzigen, den er je beging, hat er gebüßt. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, ergab er sich und wurde darauf nach Saipan verbannt. Er starb, ehe ihn noch seine Freunde, die Engländer, in die Heimat zurückbringen konnten. Der Tod in der Fremde ist für den Samoaner ein hartes Geschick.

Lauatis moralisches Ansehen überwog zeitweilig selbst das des alten Thronprätendenten M a t a f a , der doch aus älterem

Königsgeschlecht stammte und durch vierjährigen Zwangsaufenthalt auf den Marshall-Inseln selbst die Glorie des Verbannungsmärtyrers erworben hatte. Nach jahrelangen Kämpfen um die Königswürde hatte er endlich mit Lauatis Hilfe alle Gegner niedergedrungen, da schafften die drei Schutzmächte die Königswürde ab. Die deutsche Regierung verlieh ihm als Ersatz den Titel Alii Sili — oberster Häuptling —, was er annahm, da die Samoaner ihn „hintenherum“ doch als tupu — König — behandelten.

Ein anderer alter berühmter und erfahrener Führer — mit Wort und Waffe — war Suatele, Mataafas lebenslanger Genosse, Berater und Generalissimus. Er hatte etwas vom Typus des Haudegens, dabei aber eine durchaus normale Dosis der landesüblichen Verschlagenheit. Seiner Abstammung nach keineswegs besonders hochstehend, hatte er sich in den Wirren der vordeutschen Zeit emporgeschwungen und flößte jedem Respekt ein, ohne vor höheren Häuptlingen welchen zu haben. Selbst seinem Chef wußte er die Meinung zu sagen, wenn er es für notwendig hielt. Im Grunde seines Herzens mochte er die papalagi, die Weißen, nicht leiden, wie Lauati, wußte jedoch gleich diesem, daß sie unvermeidlich und unentbehrlich waren, und machte Unterschiede. Ich habe ihm manchen Tort antun müssen, ohne aber dadurch in seiner Achtung und Freundschaft zu verlieren. Suatele hatte sich nämlich, als Mataafas Sache gesiegt hatte, die hohe Stellung eines samoanischen Oberrichters gesichert, und wir beließen ihn darin so lange, bis er sich unmöglich gemacht hatte. Daß er von Juristerei keine blasse Ahnung hatte, versteht sich und hätte nichts geschadet. Aber er war parteiischer zugunsten seiner Sippschaften und Freunde, als er nach samoanischen Begriffen zu sein brauchte, und betrachtete jede bei ihm angebrachte Klage vornehmlich als ein Mittel zur Erhebung von Sporteln, die er einsackte. So mußte er allmählich „abgebaut“ werden, und ich selber übernahm sein Amt. Von seiner salomonischen Weisheit hier eine Probe. In Apia lebte ein chinesischer Händler, der eine samoanische Maid in der Form der Landessitte geheiratet hatte. Der Sohn des Himmels war schon an sich kein Adonis; außerdem hatte er bei einer Wirtshausprügelei eine

Gesichtsverletzung davongetragen, durch die seine Nase dauernd auf den Nullpunkt reduziert worden war —, und überhaupt, wenn eine Samoanerin sich einem Chinesen hingibt oder von ihrer Sippe dazu veranlaßt wird, ist das Motiv stets in einem wohlfortierten Warenlager zu suchen. Es war somit kein Wunder, daß Ah Ching nicht auf seine Rechnung kam und es schließlich satt hatte, lediglich als Versorgungsamt für die ausgebreitete Verwandtschaft seiner unliebenswürdigen Gattin zu dienen. Er eilte zu Suatele, erlegte 40 Mark Kosten und erhielt dafür Zug um Zug das gewünschte Trennungsurteil. Die Begründung war juristisch nicht ganz einwandfrei, aber dem Erfolge nach doch befriedigend; sie ging von der Tatsache aus, daß der Kläger infolge Fehlens der Nase unfähig sei, den polynesischen Nasenkuß — feasongi — zu vollziehen, und sah darin einen wesentlichen Mangel, so daß überhaupt keine richtiggehende Ehe vorliege. Zu erwähnen bleibt noch, daß diese Erleuchtung über Suatele erst bei Zahlung des Kostenvorschusses gekommen war; denn die Ehe war vor ihm standesamtlich geschlossen worden, natürlich gleichfalls gegen Gebühren.

## Wie Häuptlinge sterben und begraben werden

Ohne Groll trat Suatele in den Ruhestand und lebte fortan in seiner Heimat Mulivai an der Südküste Upolus. In seinen letzten Lebensjahren war er völlig gelähmt, aber geistig frisch. Munter und unverdroffen widmete er sich der Herstellung seiner Grabstätte. Die Samoaner begraben ihre Toten am liebsten in der Nähe ihrer Wohnhäuser. Häuptlingsgräber werden meist an etwas abgelegenen, aber weit sichtbaren Örtlichkeiten errichtet, z. B. auf Landzungen, Vorgebirgen, Hügeln, und nach altem Brauch mit Korallenplatten oder Basaltblöcken erhöht und gesichert. Bald nach Hissung der deutschen Flagge wurden jedoch kleine Bauten aus Zement in Haus- oder Kapellenform zur Bestattung von Häuptlingen Mode. Sie nahmen sich ganz dekorativ aus, so daß man dem Einfuhrhandel, der daran nicht

schlecht profitierte, diesen Eingriff in die Ursprünglichkeit der Inselndtschaft wohl verzeihen konnte. Ein solches Mausoleum ließ sich auch Suatele erbauen, dicht neben seinem Wohnhause am Strandwege. Alle seine Sippschaften mußten dazu beitragen. Es geschah willig, aber es ging langsam vorstatten, weil die Aufbereitung der Kopra aus den Ernten der Palmwälder Zeit in Anspruch nimmt und auch laufende Bedürfnisse der Sippe aus den Erlösen bestritten werden müssen. Dazu noch die landesübliche Gemächlichkeit, die nur hin und wieder durch Paroxysmen von plötzlicher Arbeitswut unterbrochen wird. Der Alte saß daneben in seiner Hütte und schaute zu, und so traf ich ihn einmal, als ich, durch Mulivai reisend, bei ihm vorsprach. Ich mußte das Werk, das mit seinem Kuppeldach fast wie eine kleine Moschee aussah, von außen und innen bewundern. Selbstbewußt fragte er mich, ob ich auch solch ein Haus hätte oder zu haben wünschte, und sicherte vergnügt bei der Aussicht, alsbald darin beigelegt zu werden. Seine Frau, seine Tochter und deren Mann, ein hoher Sprecherhäuptling aus Teulumoenga, hörten zu und teilten seine Genugtuung. Hier sah ich einmal, daß ich mich doch nicht unter meinesgleichen befand. Suatele war Christ, soweit es ein Samoaner überhaupt sein kann. Aber seine Haltung am Fuße der letzten Entscheidung hatte mit christlicher Gottergebenheit offenbar ebensowenig zu tun wie mit dem Gemütszustande eines Europäers, der am Bierisch oder sonstwo bei passender oder unpassender Gelegenheit erzählt, daß er weder Tod noch Teufel fürchte, — eine Mittheilbarkeit, nebenbei bemerkt, die durchaus nicht immer Großsprecherei zu sein braucht und für die ich immer eine ehrliche Bewunderung bereit habe, seitdem mir draußen das „*media vita . . .*“ bewußt geworden war.

Das Ableben samoanischer Häuptlinge ist, auch für den Europäer, obwohl er völlig außerhalb der damit verbundenen abergläubischen Vorstellungen steht, ein eindrucksvolles Geschehnis. Die Feierlichkeiten beginnen, wenn der Häuptling sein Ende kommen fühlt, oft schon Wochen oder Monate vor dem Tode. Truppweise erscheinen von nah und fern die Angehörigen der männlichen Linie mit großen Mengen von eingeernteten



und aufbereiteten Nahrungsmitteln und empfangen von den ihrer harrenden Verwandten der weiblichen Linie Matten als Gegengabe. Dieser Austausch — langi — erfolgt öffentlich nach strengen Regeln mit zeremoniösem Pomp, und die aufgestapelten Herrlichkeiten sind weniger ein Gegenstand materieller Begierden als ein soziales Symbol. Das empfindet offenbar auch der Todeskandidat selber, der dem Hergang persönlich beiwohnt oder, wenn er schon daniederliegt, mündliche Meldungen über die Ehren, die ihm zuteil werden, entgegennimmt. Alle diese Veranstaltungen sollen dem Scheidenden noch einmal das Prestige seines Ranges und die Zeitbeständigkeit der Sippe vor Augen führen. Während die moderne Familie auseinandergeht, wenn das Haupt stirbt, heißt es bei der Sippe: *Le roi est mort, vive le roi!* Der Nachfolger ist bereits ernannt oder wenigstens vorgesehen. Wo keine geeignete Persönlichkeit in der nächsten Verwandtschaft zur Verfügung steht, hat man zeitweilig Ersatz durch die im weitesten Maße geübte Adoption geschaffen. Der Triumph der Gemeinsamkeit über die Vergänglichkeit muß ein Gefühl der Ruhe und Stärke verleihen, so daß für die Tröstungen der Religion weder ein volles Bedürfnis noch volles Verständnis vorhanden ist. Doch sind die Grenzen zwischen dem kollektivistischen und dem individualistischen Bewußtsein fließend. Die Führer, die Häuptlinge sind es, die dem Erlöschen des Lichts mit verhältnismäßiger Fassung entgegensehen. Bei den Gemeinen dagegen wandelt sich das durch Macht und Verantwortlichkeit nicht qualifizierte Gefühl der Lebensfreude im Gedanken an den Tod in Wehmut: *Amuia le masina, e alu ma sau* — Gesegnet ist der Mond, er geht und kommt wieder, d. h. die Menschen gehen und kommen nicht wieder, klagt ein volkstümliches Wort. Lange freilich herrscht diese Stimmung nicht vor. Die breiten Volksschichten beherrscht noch ein unzerstörbares fröhliches Temperament.

Zu meinen amtlichen Obliegenheiten gehörte es, sterbenden Häuptlingen den letzten Händedruck zu geben. Wenn sich ein persönlicher Abschied nicht ermöglichen ließ, wurde mir wenigstens eine letzte Botschaft gesandt. Ich war für sie der höchste sichtbare Vertreter der Außenwelt, das Oberhaupt aller

famoanischen Sippen, bei dem sie sich ordnungsgemäß gewissermaßen empfehlen, dem sie die Sorge für die Ihrigen noch einmal ans Herz legen mußten. War das geschehen, so waren sie sichtlich erleichtert. Ihr kindliches Zutrauen hat mich gerührt und geehrt, und ich bin ihren Rufen gefolgt, wenn ich nur konnte, obgleich mich kein Paragraph einer Dienstanweisung dazu nötigte, sondern diese Pflicht mir nur von meinen Schutzbefohlenen angetragen wurde.

Der Inbegriff dieser Gefühle und Anschauungen ist weit entfernt von dem stumpfen Fatalismus anderer farbiger Rassen. Die zeremoniöse Ehrfurcht, die der Samoaner vor der Majestät des Todes empfindet, so sehr ihn die Rechte und Wünsche des Lebens beschäftigen, spiegelt sich in seiner Sprache wider. Es gibt darin eine Fülle von Wörtern und Ausdrücken, die sich auf den Tod beziehen. Sie sind nach dem Range des Verstorbenen abgestuft; manche sind ausschließlich für bestimmte Sippen gebräuchlich. Selbst der gewöhnliche Sterbliche wird als solcher durch Sprachetikette geehrt. Die Samoaner wenden nämlich das polynesisches Allgemeinwort für tot, sterben, — mate — nur auf das Verenden von Tieren und den Untergang von Sachen an und sagen vom Menschen höflicher *oti — enden\**.

---

\* Mate dürfte, beiläufig bemerkt, das verbreitetste Wort auf Erden sein. Es findet sich nicht nur in den polynesischen und in den nahe verwandten malaiischen Dialekten, sondern auch in den andern ozeanischen Sprachen. Ferner ist es stammeseins mit dem gleichbedeutenden semitischen Wort, hebräisch *moth*, so daß sich hieraus allein schon ein Anwendungsgebiet ergibt, dessen äußerste Grenzen nördlich Formosa, östlich die Osterinsel, südlich Madagaskar und westlich Marokko sind. Von den Mauren haben sodann die Spanier *matar* — töten — entnommen, und aus dem Spanischen ist *matador* in viele moderne Kultursprachen übergegangen. Daneben hat sich noch die Volksetymologie betätigt. Unser Schachmatt (englisch: *check-mate*, französisch: *échec et mat*) usw. und schachmatt sind mißverständliche Umdeutungen aus dem Persischen, das insoweit selber eine Anleihe bei den semitischen Sprachen gemacht hat; denn aus Persien stammt das königliche Spiel, und schachmatt heißt wörtlich und eigentlich nichts anderes als: Der König ist tot! Gleichfalls als Volksetymologien aus dem hebräischen *moth* sind unsere Ausdrücke *maustot*, *mäuschenstill* und mit Mann und Maus untergehen anzusprechen. Es ist ein Allerweltswort.

Für ganz hohe oder besonders beliebt gewesene Häuptlinge ist das Grab nur ein vorübergehender Aufenthalt. In höchstens ein bis zwei Jahren hat das samoanische Klima von der sterblichen Hülle nur das Skelett übriggelassen. Die Knochen werden dann gesäubert, mit Kokosnußöl gesalbt und poliert und, in Matten gehüllt, in dem Erdbegräbnis, in einer Kämpferholzkiste oder auf den Dachbalken des Wohnhauses aufbewahrt. Verwandten und guten Freunden zeigt der Besitzer ohne Scheu, ja mit einem gewissen Stolze den präparierten Vorfahren. Auf diese Weise habe ich mehrere alte Herren, denen ich das konventionelle „Auf Wiedersehen in jener Welt“ entboten hatte, unerwartet in dieser wiedergesehen. Ein andermal ließ mich ein Großhäuptling aus Sawaii einen Blick in eine Kiste tun, die mit den durcheinanderliegenden Knochen dreier Ahnen gefüllt war. Nur ein Anatom hätte sie entwirren können. — Eine Hausgemeinschaft, die unsereinem etwas unheimlich vorkommen würde, hat in Samoa die entgegengesetzte Wirkung: sie beruhigt. Denn in vollem Schwange ist noch der alte heidnische Aberglaube, daß die Geister — *aitu* — der Verstorbenen eine achtungsvolle Behandlung der sterblichen Reste verlangen, widrigenfalls sie vermöge ihrer übernatürlichen Gewalt die Hinterbliebenen durch Verhängung von Krankheit und anderem Ungemach strafen. Die Angst der Angehörigen, daß er wieder käme, ist die psychologische Wurzel aller Bestattungsgebräuche, der gesamten Ahnendevotion und — uns nur nicht mehr bewußt — der Grabschrift R. I. P., sowie überhaupt des Gefühls, dessen chemisch reine Form wir *Pietät* nennen.

Der Samoaner will vor allem in seiner Heimat ruhen. Ist er in der Fremde begraben, so spukt sein *aitu* am Wohnsitz der Sippe umher, erschreckt die Leute und richtet Schaden an. Da die Samoaner gern und lange auf Reisen sind, passiert es nicht selten, daß jemand unterwegs stirbt und dann auch gleich begraben werden muß. Die erste Masernepidemie, die wir in Samoa nach der Flaggenhissung hatten, verursachte ein allgemeines Nachdenken und sodann, vermöge jener ätiologischen Vorstellung, zahlreiche Exhumationen Längstverstorbenen, auch aus Tutuila herüber, was, wegen der 70 Seemeilen betragenden

Entfernung und da der Ostteil der Gruppe amerikanisch war, größere Schwierigkeiten und Kosten verursachte. Der Samoaner hat sehr selten bares Geld und nie ein Bankkonto. Daher kamen manche vertrauensvoll zur Regierung und baten um Darlehen. Ich entfinne mich noch besonders eines biederen Dorfvorstehers, der steif und fest überzeugt war, er habe den tamaloa, den aitu — den Kerl, das Gespenst —, einen vor Jahrzehnten in Tutuila gestorbenen und begrabenen Better, mit eigenen Augen gesehen. Da ihm das nicht auszureden war, mußte ich zur Beruhigung wohl oder übel das Geld geben, habe es aber wie in allen anderen Fällen richtig wiedererhalten. Eine spätere Epidemie wurde von einer alten Samoanerin — es war sogar die Frau eines eingeborenen Missionars — als eine Gesamtstrafe von seiten aller der Toten erklärt, die zwar an der richtigen Stelle beerdigt, deren Gräber aber vernachlässigt seien, so daß die Liegestätten durch hineingewachsene Baumwurzeln beengt würden.

Dieser Gedanke war neu, aber einleuchtend. Bisher hatte man sich um die Gräber von Verwandten, die die lebende Generation nicht mehr recht kannte, kaum noch gekümmert. Das wurde nun anders. Da die Hellseherin außerdem in den samoanischen Genealogien und Familiengeschichten sehr genau, oft besser als die in Frage kommenden Familien selber Bescheid wußte, war sie in der Lage, den Rat und Hilfe Suchenden, gegen Entgelt, stets zugleich Namen und Begräbnisort des grollenden Vorfahren mitzuteilen. Wenn der störende Baum dann gefällt war, hoffte man, die Ursache der Krankheit beseitigt zu haben.

Ich setzte mich damals mit der Missionsleitung in Verbindung, um der zu förmlichem Baumfrevell ausartenden Manie von innen her zu steuern. Doch es waren die Wesleyaner, die den menschlichen Erwerbssinn ehren, und ich fand keine Gegenliebe. Darauf verbot ich auf eigene Hand unbedingt das Niederschlagen von Fruchtbäumen und wies öffentlich und eindringlich darauf hin, daß der Regierungsarzt eingeborene Patienten unentgeltlich behandle.



Nahrungsmitteltribut: gebackene Schweine usw. (zu S. 76, 77)

Phot. Franz Otto Koch, Berlin W 30



Samoaanisches Wohnhaus

## Das Grab in Manono

Bei der Insel Manono liegt ein unbewohntes felsiges Eiland, auf dem vormals Manono-Häuptlinge beigesetzt wurden. Ich hörte bei einem Aufenthalt in Manono davon, namentlich von einem alten Grabe auf dem Gipfel, von dessen Bewohner eine hochbetagte Häuptlingsfrau noch etwas wußte. Sie nannte mir einen Namen, den ich vergessen habe, sie erzählte mir von seinen Taten, die welthistorisch belanglos geblieben sind, und erwähnte, daß seine Rippen infolge eines Geburtsfehlers wie eine Art Knochenpanzer zusammengewachsen gewesen seien, — was höchstens für eine Sammlung anatomischer Mißbildungen von Interesse sein konnte. Da ich Zeit hatte, beschloß ich nachzusehen, fuhr in einem Kanu hinüber und erkletterte, mir durch das Gestrüpp einen Weg bahrend, den Hügel. Man hatte von hier, fast in der Mitte der Meeresstraße, einen einzig schönen Blick auf die Inselkette, im Westen den mächtigen Gebirgsdom des Maungaloa von Sawaii, dann die Felsenfestung Apolima und, wieder ansteigend, die gerundeten Kuppen von Manono, Ana und Tuamasanga bis zu den zerklüfteten Schroffen und Regeln von Utua und Aleipata. Wahrlich, in der einsamen Schönheit dieser Höhe war gut ruhen für einen Vornehmen, einen Stammesgewaltigen, einen Helden. Aber das Geschick hatte es wieder einmal anders gewollt! Der Europäer war hier gewesen und hatte gründlich gehaust. Das Grab war geöffnet und unter der Einwirkung der Atmosphärikien verwittert und verfallen. In einer schwachen Höhlung lagen unter einer Korallenplatte noch einige kümmerliche Knochen. Alles andere war verschwunden, von der zweibeinigen Hyäne geraubt und verschleppt!

Nach Manono zurückgekehrt, traf ich die alte Dame wieder im Hause und berichtete ihr. Sie fragte: „Hast du auch einen Knochen mitgenommen?“ Ich verneinte wahrheitsgemäß. Erfreut bedankte sie sich und setzte hinzu: „Daß doch am jüngsten Tage, wenn wir auferstehen, jener Häuptling nicht soviel Mühe haben möchte, seine Gebeine wieder zusammenzubekommen von den vielen Orten, wo die Herren Papalangi sie hingbracht

haben!“ — Ich mußte lachen, was mir übrigens durchaus nicht krumm genommen wurde, weil es nicht böse gemeint war. Immerhin hatte die Frau in ihrer Herzenseinfalt nichts anderes gesagt als der sächsische Landgeistliche, der den Beinen des französischen Generals Moreau die Leichenrede hielt. Moreau wurde in der Schlacht bei Dresden an der Seite des Zaren Alexander I. schwer verwundet; eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm beide Beine. Die Amputation nützte nichts; er starb einige Tage später. Sein Rumpf wurde einbalsamiert, nach Petersburg geschafft und in der dortigen katholischen Kirche beigesetzt. Die Beine dagegen beerdigte man feierlich auf der Höhe von Räcknitz, wo der General gefallen war, und errichtete ihnen daselbst einen Denkstein, dessen Einweihung für den Ortspfarrer der Höhepunkt seines Lebens gewesen sein muß. In seiner Rede sprach er die Hoffnung aus, daß die Beine des Generals „dereinst beim Generalmarsch der Weltgerichtsposaunen sich nach Petersburg auf den Weg machen möchten“\*.

## Aberglauben, Medizin und Regierungskunst

Die Angst des Samoaners vor inneren Krankheiten, vor den fernher treffenden Pfeilen Apolls, beruht auf seiner Unkenntnis der Entstehungsursachen. Aus dem allgemein menschlichen Kausalitätsgefühl heraus, das in Wahrheit ein tastendes Schutzbedürfnis ist, sucht er nach Erklärung und verfällt in seiner Vorliebe für konkrete Vorstellungen auf Personen, auf solche, die nicht mehr da und somit besonders unheimlich sind, und auf noch lebende, die als ihre Vertreter und bevorzugte Diener angesehen werden. Auf diese Weise geraten Ahnenkult und Priestertum in einen inneren Zusammenhang und werden in der Primitivität Ersatz und Beginn der *S e i l k u n d e*. Solchen fortschrittsfeindlichen Anschauungen gegenüber ist für die Verwaltung die Wahl zwischen den Methoden der starken und der sanften Hand schwierig, zumal wenn man es mit einem komplizierten Volkscharakter zu tun hat. Die Impfungen z. B. stießen anfänglich

\* v. Martens, Vor hundert Jahren, Leipzig, G. Wiegand, S. 98/99.



auf großen Widerstand und wurden im Volke als „deutsche Tätowierung“ diskreditiert. Später wurde das Impfen sehr populär, weil sich die Meinung verbreitet hatte, es sei ein Schutzmittel gegen alle Krankheiten. Zwischen diesen Extremen hin und her überzeugte ich mich schließlich, daß auf die Dauer das *suaviter in modo* vorzuziehen sei. Insonderheit habe ich mir den wohl zum guten Teil aus Eitelkeit bestehenden Belehrungseifer, mit dem ich zuerst den Südfsee-Phäaken meine billig erworbene Schulweisheit aufzudrängen liebte, bald abgewöhnt. Es schien mir unverkennbar, daß jedenfalls auf diesem Gebiete die langsame Entwicklung ihre Rechte behaupte, und daß ein plötzlicher Aufstieg, der im Wege einer Kontrastwirkung zustande kommt, im Gesamtergebnis durch einen entsprechenden Abfall der Linie wieder ausgeglichen wird. Und wir stecken ja selber noch bis über die Ohren im Aberglauben. Quacksalberei, Sympathie, Christian Science usw. sind Strohhalme, nach denen auch der Kranke mittelländischer Rasse greift, wenn ihm der Dr. med. nicht mehr helfen kann.

In einem Falle, will ich bei dieser Gelegenheit bekennen, habe ich mich durch den Wunsch, einem Gelehrten gefällig zu sein, verleiten lassen, die samoanische Sitte schmähslich zu verletzen. Mehrfach schon war uns von anthropologischer Seite zu Hause zu verstehen gegeben worden, daß in den Sammlungen ein höchst fühlbarer Mangel an samoanischen Schädeln herrsche. Als wieder mal eine Mahnung eintraf, fand ich, daß ich meine Dienste der Wissenschaft nicht länger vorenthalten dürfe. Im Geiste sah ich bereits meinen Namen auf einem schön geränderten Pappschildchen in einer Vitrine des Museums für Völkerkunde. Nicht lange darauf entdeckte ich an der Südküste Upolus bei dem Dorfe Matatufu einige offenbar sehr alte Schädelfragmente. Der Fund war beachtlich; sein Alter schloß den Verdacht einer Rassenmischung, der bei moderneren Exemplaren exakte Forschungsergebnisse verhindert hätte, so gut wie völlig aus, dachte ich und vergegenwärtigte mir ferner, daß neueres Studienmaterial zu beschaffen einfach unmöglich gewesen wäre. Die besagten Schädelstücke lagen an der Stätte einer alten, längst verlassenen Eingeborenen-siedlung in einer Höhlung

unter dem knorrigen Wurzelwerk eines Baumes. Der Ortsvorsteher von Matatufu, Fa'atili, zeigte sie mir, als wir auf dem Marsche über die Berge nach der Nordküste die Örtlichkeit passierten, und erzählte dabei, daß die Väter der lebenden Generation die Knochen noch pfleglich behandelt hätten, heute aber kaum noch jemand Interesse daran nehme. Dennoch entstand der Entschluß, die Reliquie zu entführen, nicht ohne innere Hemmungen. Das ganze Milieu hatte etwas Verbietendes — eine Wüstung im schweigenden, dämmerigen Urwalde, der Mensch ist von dannen, siegreich und emsig wuchert an seiner Stätte der sekundäre Busch, der Fuß versinkt in Schleim und Moder, und in den tiefen Schatten ringsumher wohnen die Geister der Verbliebenen! — Ich ließ Fa'atili durch einen meiner vertrauten Schreiber unter vier Augen ausholen. Er war keine unbedingte Säule des Gouvernements, pendelte stets zwischen seinen Pflichten als Beamter und den Rücksichten gegen die anderen Dorfgrößen, war schmiegsam, vorsichtig und bauernschlau, aber nicht der Mann, mein Ansinnen höflich abzulehnen. Seine Antwort lautete mithin ausweichend, dilatorisch, jedoch nicht so, daß die Auslegung: Nimm unbemerkt — ausgeschlossen gewesen wäre. Ich sandte daher von Apia aus zwei meiner verlässlichsten Jungen, zum Schein für die Taubenjagd ausgerüstet, mit dem Auftrag, den Schädel unauffällig zu holen, ohne sich in Matatufu überhaupt sehen zu lassen. Ermutigt durch meine suggestive Aufmunterung — ihr werdet euch doch nicht vor aitu fürchten? — führten sie den Befehl gewissenhaft aus und brachten die wertvolle Last in einem Rucksack an. Sie ging dann als Postpaket sofort nach Berlin an das Museum. Es socht uns drei Übeltäter nichts an, als wir bald darauf von der Grippe gepackt wurden. Sehr peinlich berührt wurde ich indessen durch den nachstehenden, wortgetreu übersetzten samoanischen Brief.

An Seine Excellenz den Herrn Gouverneur.

Meinen Gruß zuvor!

Exzellenz, ich schreibe Dir diesen Brief mit Hochachtung und Ehrfurcht aus Anlaß des Unglücks, das unsere Sippe heimsucht, seitdem die Jünglinge, die damals hierherkamen,

den Schädel mitgenommen haben. Viele von uns sind schon gestorben, seitdem der Schädel fort ist. Jetzt liege auch ich, Fa'atili, an schwerer Krankheit danieder.

Darum bitten wir Deine Erzellenz ehrerbietigst und inständigst: Habe Liebe für uns in unserer Trübsal und laß den Schädel unsers Vorfahren wieder dahin legen, wo er gewesen ist. Du siehst nun, solche Befürchtungen waren der Grund, weshalb ich damals nicht recht damit einverstanden sein konnte.

Bitte bitte, laß den Schädel wieder zurückschaffen!

Wöge es Deiner Erzellenz gut ergehen!

Ich bin

Dein aufrichtiger Diener

Fa'atili.

Die Tat war also ruchbar geworden, wie, blieb sich zunächst gleich. Der flehende Ton des Briefes ließ auf einen verzweifelten Gemütszustand schließen, sowie auf eine bedenkliche Lähmung der moralischen Widerstandskraft. Außerhalb der rein menschlichen Seite des Vorfalles drohten allgemeine Folgen. Mein Ruf als Hüter der samoanischen Tradition, mein persönliches Ansehen, das den politischen Einfluß trug, stand in Gefahr. Das Volk ist geschwägig, die Zunge verrichtet die Arbeit der Druckerpresse, und als ich bedachte, daß die mit den Eingeborenen in enger Fühlung stehenden englischen Missionare aus meiner Sünde Kapital schlagen konnten, wurde mir recht schwill zumute. Wenn diese Besorgnisse übertrieben erscheinen, der lese im Friedensvertrage von Versailles den Artikel 246 Abs. 2, laut dessen Deutschland sich hat verpflichten müssen, den Schädel des ostafrikanischen Rebellen Mkwawa, der seinerzeit nach Berlin gebracht worden war, der englischen Regierung auszuhandigen, die sich damit natürlich bei seinen Stammesgenossen und Anhängern eine gute Zensur im Sinne der Annexion Deutschostafrikas holen wollte. Wollte Gott, daß wir nichts Schlimmeres aus dem Friedensvertrage zu erfüllen hätten als das! — Aber man beliebe daraus zu entnehmen, mit welchen Mitteln und Mittelschen England das Wohlwollen eingeborener

Völker auf Kosten Deutschlands zu erringen bestrebt ist! Ob wir wohl, wenn wir gesiegt hätten, den Kopf des Mahdi, den Ritchener nach dem Siege von Omdurman aus dem Grabe holen ließ und dem Britischen Museum übersandte, von den Engländern zurückgefordert haben würden?

Mir blieb zunächst nichts übrig, als den armen Fa'atili aufzurichten. Es gelang mir einigermaßen durch einige Gunstbezeugungen, wie sie auf Samoaner wirken, durch beruhigende Versicherungen hinsichtlich der Behandlung des Schädels in Berlin und durch Entsendung des Regierungsarztes nach Matatufu. Im übrigen schien die Sache eine gute Wendung nehmen zu wollen. Während der Brief, in dem ich den Schädel von Berlin zurückforderte, noch unterwegs war, erhielt ich von Herrn v. Luschán, dem damaligen, seither verstorbenen Leiter des Berliner Museums, die Mitteilung, er habe die Fragmente kunstgerecht zusammengefügt und durch Messungen festgestellt, daß der Schädel leider unzweifelhaft ein europäischer sei! Es lebe die Kraniologie! rief ich erleichtert, und alle Zweifel, ob es wirklich etwa ein alter „Beachcomber“ war, der in jenem weltabgeschiedenen Winkel ein vielleicht gewaltsames Ende gefunden hatte, verstummten vor der Gewißheit, daß mir nunmehr die Rückgabe des corpus delicti nicht abgeschlagen werden konnte. Ich schrieb noch einmal nach Berlin und erklärte mich bereit, alle Kosten zu tragen. Aber ich hatte die Stärke des wissenschaftlichen Sammeleifers unterschätzt. Herr v. Luschán schickte mir ein paar gänzlich fremde Schädel — gleich zwei! —, die Gott weiß woher stammten, und riet mir, Fa'atili damit zu beschwichtigen; das Stück aus Matatufu wolle er, weil er soviel Mühe damit gehabt, und als Kuriosum behalten. Der Rat war nutzlos; eine Ersatzlieferung wäre entrüstet abgelehnt, ein Betrug entdeckt worden und hätte den ärgerlichen Handel noch verschlimmert! — Aus der Verlegenheit zog mich schließlich Fa'atili selber, indem er so vernünftig war, wieder gesund zu werden. Damit schloß die Sache ein, und ich schwor mir: Nie wieder!

Und in dieser Erfahrungslehre ließ ich mich nicht mehr irre machen, als ich nicht umhin konnte wahrzunehmen, daß der Samoaner in seiner dem Wechsel der Umstände schnell folgenden

Veranlagung auch Freidenker sein kann, wenn alles gesund und alles überhaupt in bester Ordnung ist. Bei dem Bau einer Straße stieß der Regierungslandmesser auf ein stattliches altes Grab und machte Miene, es wegräumen zu lassen. Da kam eine Deputation hoher Häuptlinge aus den Nachbardörfern zu mir und beschwerte sich in freundlichster Form. Angenehm berührt durch die Gelegenheit, meine frühere Sünde wiedergutzumachen, befahl ich Schonung des Grabes, was sich ohne Beeinträchtigung der Verkehrsinteressen ermöglichen ließ — und hörte nachher unter der Hand, daß meine Bereitwilligkeit enttäuscht hatte —, man hatte sich eine Geldentschädigung erhofft.

Härter ist der Eingeborene gegen äußere Verletzungen. Auch leichtere Operationen erträgt er ohne Narkose, z. B. Abszeßeröffnungen; aber es muß fa'a-Samoa geschehen, d. h. mit dem Bambussplitter, Haifischzahn oder einem der feinen Knochen des fliegenden Hundes. Das kalte, blanke Stahlmesser des europäischen Arztes erregt Furcht, weil es etwas Ungewohntes ist. Vermutlich würde wohl auch der Urmensch, der sich den Schädel mit einem plumpen Steinwerkzeug trepanieren ließ, vor der Kreisäge erbleicht sein.

Ebenjowenig vermögen dauernde Verstümmelungen oder Verküppelungen das Wohlbefinden des damit Behafteten zu beeinträchtigen — allerdings aus einem anderen Grunde. Die polynesishe Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung erlaubt nicht, den Nächsten unbekümmert darben oder zugrunde gehen zu lassen. Die Sippe sorgt unweigerlich für jeden kranken oder arbeitsunfähigen Genossen. Infolgedessen empfindet der Samoaner auch nicht das uns geläufige, wenn auch oft untätige Mitleid mit dem Nebenmenschen, der nicht mehr im Besitze eines körperlichen Organs ist. Er ist sogar imstande, z. B. über einen Einbeinigen Witze zu reißen, und ist doch deshalb keineswegs herzlos. Sehr beliebt sind sogar Scherze über die Entstellungen, die durch die in der Südsee sehr häufige Elephantiasis verursacht werden. Sie entziehen sich wegen ihrer derb-naiven Obszönität der Wiedergabe.

Berufliche Befriedigung wird der europäische Arzt unter Patienten, wie die Samoaner, nur als Chirurg finden. Bei

inneren Leiden kehrt der Kranke, wenn die fa'a-Papalangi-Behandlung nicht sofort hilft, zu den samoanischen Volksheilmitteln und -methoden zurück, die übrigens an sich manches Wertvolle enthalten mögen.

## Massage und Gastfreundschaft

So wird in Samoa seit undenklichen Zeiten die Massage angewendet; und zwar sind selbständig zwei Arten der Technik ausgebildet worden, die Knetmassage — lomilomi — und die Klopfmassage — tuitui —, nicht nur als ein Handgriff der eigentlichen Heilkunde, sondern auch zur Beseitigung der durch körperliche Anstrengungen jeweils erzeugten Ermüdungsstoffe, und sie gehört daher zu den Leistungen, die der Gastfreund als Wirt zu gewähren, als Gast zu verlangen berechtigt ist. Das Klima und die Unbequemlichkeit des Reisens, zur See im Boot, zu Lande auf meist schlechten Wegen, bringen es mit sich, daß der Besuch stets ermüdet ankommt. Da ist dann die Massage ein Wunder wirkendes Mittel zur Wiederherstellung des physischen Behagens. Auf dem herkömmlichen Programm, nach dem sich der Empfang von Gästen abspielt, steht sie gewöhnlich an dritter Stelle. Zuerst die Begrüßungsrede, eine nach unserem Geschmack etwas überschwengliche, aber gut gemeinte Phrasensammlung über das Thema „Herzlich willkommen!“, nebst obligater Erwiderung. Darauf der inzwischen bereitete Kawatrank.\* Die Dorfjungfrau, die ta pou, verteilt ihn, indem sie, mit possierlicher Grandezza ab- und zugehend, den geglätteten Kokoschalenbecher an der Holzschüssel, die zur Bereitung dient, füllen läßt und ihn in kühnem Schwunge den im

---

\* Ein Aufguß aus der Wurzel eines Pfefferstrauches, *piper methysticum*, über den schon viel geschrieben und geschwindelt worden ist. Das nicht unangenehm bittere Gebräu ist berauschend, wenn es im Übermaße genossen wird; doch ist die physiologische Wirkung eine andere als die des Alkohols, und wer aphrodisische Nebenwirkungen erwartet, wird enttäuscht. Wahr dagegen ist, daß die Kawawurzel früher durch *Kaue*n hergerichtet wurde, aber — es tut mir leid, wieder eine Fabel morden zu müssen — nicht von schönen jungen Mädchen, sondern von Männern, und warum das? Weil



Phot. Otto Haedel, Berlin-Friedenau

Samoanisches Häuptlingshaus



Phot. Franz Otto Koch, Berlin W 30

Samoanische Familie am Strande



Samoanerin mit Halsband aus Pottwalzähnen, Kawa zubereitend  
(zu S. 88)



Gemeinsamer Kawatrunk in Tonga (zu S. 88)  
Nach einem alten Stich



Kreise sitzenden Zechern einzeln darreicht. Und dann macht es sich die Reisegesellschaft — malanga — auf den reinlichen Matten, die den kühlen Riesboden der großen Hütte bedecken, bequem und läßt sich von den weichen biegsamen Händen der aualuma a teine, der Dorf mädchen, die das Gefolge der Taupou bilden, bearbeiten. Man muß diese Szene, den plötzlichen Wechsel vom Empfangsalon zum Sanatorium, mehrmals erlebt haben, um durch das Ergötzliche hindurch zum praktischen Genuß zu gelangen. Der Ranghöchste der Malanga hat das Privileg, von der Taupou höchstpersönlich massiert zu werden. Ehre, wem Ehre gebührt! Denn die Taupou ist selber Standesperson, eine Häuptlingstochter aus einem ortsansässigen Geschlecht, das ein angestammtes Recht zur Besetzung dieses Postens hat. Sie tritt gemeinsam mit den Notabeln des Dorfes bei allen festlichen und feierlichen Gelegenheiten auf und wird sogar selber geradezu als Häuptling bezeichnet. Es ziemt sich also wohl, hier ein wenig bei ihr zu verweilen. Ist sie doch zugleich die Verkörperung eines Kulturgutes, das die Samoaner über viele andere Naturvölker emporhebt, — der Achtung vor der Keuschheit\*.

## Die Dorfjungfrau

Das Gebot der weiblichen Reinheit ist in der Geschichte der Mythologie nichts Ausnahmsweises. Mindestens ebenso oft ist allerdings der widerspruchsvolle menschliche Geist auf den entgegengesetzten Gedanken verfallen und hat aus der Preisgebung eine gottgefällige Handlung gemacht. In Samoa hat jedoch die Keuschheit mit religiösen Vorstellungen nichts zu tun.

diese ein kräftigeres Gebiß haben! Die Häuptlinge von Dazumal wollten eine kräftige Brühre trinken. Das andere, das mit den Mädchen, war eine Sache für sich. Dann jedoch kamen die Europäer und schüttelten sich, wenn sie Kawa trinken sollten —, worauf die Samoaner sich schämten und das Kauen ließen. Heute wird die Wurzel auf einer Steinplatte zerklöpft. Wer sich ganz modern gebaren will, kauft sich eine Reibe.

\* Tacitus, Germania, Kap. 19: „Achtung vor solchen Völkern, wo nur Jungfrauen heiraten!“

Ihre Anerkennung ist vielmehr ein einfaches sittliches Gefühl, das dort vorhanden gewesen ist, soweit die Überlieferung zurückreicht, und die Samoaner sind meines Wissens das einzige lebende Volk, das die Jungfräulichkeit an sich in einer gewissermaßen herausfordernden Weise ehrt. Ob sie damit heute in der zivilisierten Welt Staat machen können, ist freilich zu bezweifeln, zunächst einmal, weil bei ihnen übrigens die sogenannte d o p p e l t e G e s c h l e c h t s m o r a l herrscht, die bei uns neuerdings in dem bewußt gewordenen Kampfe der Geschlechter so verhaßt geworden ist, daß der erbitterte Feminismus im Streben nach Vermännlichung Pflicht gegen Ungebundenheit hergeben und die ersehnte Gleichheit auf dem Wege der d o p p e l t e n G e s c h l e c h t s u n m o r a l herstellen möchte, die doch von zwei Ubeln entschieden das größere ist. Nach meinen Wahrnehmungen unter den Samoanern ist es mir nicht im geringsten fraglich, daß von der Taupou als einer sozialen Gestalt eine veredelnde Wirkung ausgeht. Ihr schreibe ich zu: das Fehlen einer berufsmäßigen Prostitution, das Fehlen eines berufsmäßigen Wüstlingstums, wie es z. B. die Tahitier in dem Orden der Arooi hatten, das Fehlen anomaler Verirrungen, wie sie z. B. aus Hawaii und Tonga berichtet werden, und eine verhältnismäßig hohe Stellung der Frau. Nie war sie in Samoa das Lasttier des Mannes. Ihre Arbeit ist das Mattenflechten, die niedere Fischerei und die leichtere Tätigkeit im Haushalt, n i c h t d a s K o c h e n; denn die Herstellung und Bedienung der landesüblichen Kochgrube ist schwere Arbeit und erfordert männliche Kräfte. Da aus klimatischen Gründen auch das Strümpfstopfen wegfällt, so kommt, wer Belege für die Verklavung der Frau sucht, in Samoa nicht auf seine Rechnung. Auch die persönliche Behandlung der Frau in der Ehe ist verhältnismäßig und durchschnittlich gut. Sie mag wohl mal, wenn sie es nach Ansicht des Mannes verdient hat, Prügel bekommen. Zum Ausgleich dafür gibt es Ehen, in denen es umgekehrt hergeht. Mancher mächtige Häuptling, der mir durch Auffässigkeit und Halsstarrigkeit ernstliche politische Schwierigkeiten bereitete, hatte daheim rein gar nichts zu sagen. Meine Einblicke in die häuslichen Zustände der Polynesier berechtigen mich zu der Fest-

stellung, daß am Rande der Zivilisation der Held zwar auch vor seinem Kammerdiener ein Held, es dagegen vor seiner Frau unter Umständen nur im Pantoffelsinne ist. An Zungenfertigkeit können sich viele Samoanerinnen mit den beredtesten Tulafale und — mit Frau Kaudel messen.

Die Schattenseiten der samoanischen Sexualität sollen nicht verhehlt werden.

Die Samoaner sind Warmblüter. Die ewige Frühlingskrise, die zwischen den Wendekreisen herrscht, bringt die Jugend schnell zu üppiger Reife. Früh übt sich, was ein Don Juan werden will; denn die ars amandi bedarf des Studiums. Zumal die jungen Häuptlingsöhne — manaia — müssen von Standes wegen darin Bescheid wissen. Die Samoanerin wirft sich nicht weg; sie will umworben und erobert sein. Aus diesem Flattern und Haschen, Jagen und Fangen, Suchen und Finden ist eine recht lockere Gesamtauffassung der Beziehungen zwischen Mann und Weib erwachsen. Nicht einmal die Jahre schützen vor Torheit; alte Knaben gehen noch auf Liebesabenteuer aus, werden mit ihren Erfolgen und Misserfolgen aufgezogen und lachen gutmütig selber dazu mit. Aber diese überreich rankende Erotik bildet doch wieder einen Schutz gegen Gemeinheit und Schamlosigkeit. Das Liebespiel bleibt stets ein Stück Leben, ein durch Natürlichkeit und Menschlichkeit ansprechendes, mit Scherz und Poesie umkränztcs Idyll und entfernt sich nicht von seinem Urzweck, der Erhaltung der Art. Kinder sind willkommen, und wenn dabei auch in Betracht gezogen werden muß, daß Familienzuwachs infolge der Sippenorganisation keine Bürde, sondern eine Hilfe ist, so sind doch die Gefühle, mit denen die erwachsene auf die heranwachsende Generation blickt, keineswegs nur wirtschaftlicher Art. Das ganze Volk ist kinderlieb.

Die Taupou muß sich, vom Standpunkt unserer geläuterten Begriffe aus, gleichfalls Vorbehalte gefallen lassen. Der schöne Garten der samoanischen Gastlichkeit, in dem sie schaltet und waltet, birgt Fallstricke unter Blumen. Zwar hat die rohe Sitte der Weiberleihe in Samoa nie bestanden. Aber Gäste wollen unterhalten sein, und der Wirt veranstaltet nur zu gern

Bergnügungen, die er und seine Leute selber zu schätzen wissen, wenn sie ihrerseits mal auf Malanga sind. Das gilt vor allem vom Tanz mit seinen Anregungen, die sich in der schwülen Treibhausluft selbstverständlich etwas unmittelbarer entfalten als in einem europäischen Ballsaal. Der *po'ula* — das nächtliche, oft bis in den Morgen ausgedehnte, von den Missionen mit Grund verpönte Tanzfest, — ist jeweils mit graduell gesteigerten Ausgelassenheit verbunden, an denen die Taupou mit ihrem weiblichen Gefolge, unbeschadet ihres Rufes, teilnehmen darf, w e n n e s n u r n i c h t z u m A u ß e r s t e n k o m m t. Ganz gewiß ist diese weitherzige Auslegung der jungfräulichen Jugend anfechtbar. Doch mehr Strenge zu erwarten, hieße dem primitiven Denken eine Höhe zumuten, die es noch nicht erklimmen konnte, und wir würden dabei in den Irrtum der Symbolistik verfallen. Dem Naturmenschen ist die Sache — hier also das Hymen — alles. Erst späteres Nachdenken macht aus der Gegenständlichkeit ein Sinnbild, d. h. es legt einen abstrakten Inhalt hinein, der zur Konvention erhoben und idealisierend entwickelt wird. Aber es dauert lange, ehe es dahin kommt, und bis dahin sind Sache und Sinnbild eins.

Oft genug mag auch das Außerste geschehen. Die verbotene Lust sucht verborgene Winkel. In dunkeln, verschwiegenen Nächten, wenn die *aitu* draußen umgehen und ordentliche Leute fein zu Haus bleiben, fühlt sich heimliches Glück am sichersten. Es heißt auf der Hut sein! Eifersucht, Argwohn und hämische Neugier sind immer wach und, in Ermangelung greifbarer Tatsachen, schon mit Indizien zufrieden, und die samoanische Fama hat ein extragroßes Maul, das der verschiedensten Tonstärken und -färbungen fähig ist.

Und schließlich naht der große Moment im Leben der Taupou, wo sie, im hochzeitlichen Gewande, die Probe ablegen muß, o b s i e w i r k l i c h T a u p o u i s t. Die öffentliche feierliche Defloration ist mehr und mehr in Abnahme gekommen und zu einem internen Vorgang geworden. Die Missionen haben dafür gesorgt; man kann das verstehen. Ebenso wird man aber auch begreifen, daß diese Neuerung den alten, erfahrenen Hexen, die bei der beweisenden Handlung assistieren oder

sie selbst vornehmen, Täuschungen erleichtert, — ein spiritistisches Medium ist bei Tageslicht im Freien leichter zu entlarven, als im abgeblendeten Zimmer —, und die böse Welt lüchelt manches liebe Mal, wenn die 'ie sina, die schneeweiße, zottige Brautmatte, mit den sichtbaren Spuren der bestandenen Probe am nächsten Morgen stolz durch das Dorf paradiert wird.

Trotzdem gibt es gelegentlich Skandal. Ich erinnere mich, daß eine Taupou aus Tuamasanga, ein hübsches Mädchen mit viel natürlichem Charme, das der sorgfältigen Erziehung der Häuptlingstöchter alle Ehre machte, wenige Jahre vor dem Kriege einen stattlichen Häuptling aus Uana heiraten sollte. Alle Vorbereitungen waren getroffen, eine Menge geladener und ungeladener Gäste versammelt und die Erwartungen festlich gespannt. Da entwich die Braut in den Busch, und es entstand ein garstiges Geraune. Sie wurde von ihren Verwandten aufgespürt, zurückgebracht und — entwich von neuem, worauf das Geraune lauter wurde. Die Aufregung wuchs, und wer weiß, wie das nach samoanischen Begriffen unerhörte Ereignis noch geendet hätte, wenn nicht plötzlich, wie von unsichtbarer Hand gelenkt, alles wieder in ruhige Bahnen gelangt wäre! Die Braut war wieder da, diesmal endgültig, die Heirat fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, und die einen sagten: Der Häuptling hat fa'a-tamali'i — wie ein Häuptling, gentlemanly — gehandelt! Die anderen fügten hinzu: Ja, aber die großen Sippschaften haben ihn gezwungen, auf sein Vorrecht zu verzichten, und die Sache beigelegt, um die beiderseitige Blamage zu decken und Krieg zu vermeiden! —

So oder so, das Schauspiel bot vom Beginn bis zur Lösung Stoff zum Nachdenken über den Ablauf von Konflikten zwischen individuellen und sozialen Gefühlen. Scham, Verzweiflung, Reue über einen unwiderruflichen Fehltritt, beleidigter Stolz, Familiensinn und -pflicht, alles das in noch halbwildem Herzen wühlend!

Wenn solche Dinge vorkommen und keine vereinzelt Fälle sind, wenn selbst diese Menschen schon Hypokriten und Komödianten sind —, was läßt sich da denn noch zu ihren und ihrer Sitten Gunsten sagen? — Ich weiß nichts anderes, als das,

womit Kant in seiner Anthropologie\* den moralischen Schein an anderen verteidigt: Weil aus den Vorstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann.

Der Umstand, daß das Heiratszeremonial der Taupou, soweit es wesentlich ist, d. h. mit entsprechend weniger Pomp, von den niederen Schichten nachgeahmt wird, beweist seine vorbildliche Wirksamkeit.

Auch wer die farbigen Rassen samt und sonders als Schöpfungsprodukte betrachtet, die vorbei gelungen sind oder nur den Zweck haben, der weißen Rasse als Folie zu dienen, würde sich dem Eindruck, den die junge, eben oder kaum mannbar gewordene Samoanerin aus guter Familie als Taupou macht, schwer entziehen können. Sie ist — ich meine hier die besten Exemplare — die kindliche Unschuld in Person, ein unbewußtes *noli me tangere*, bescheiden, und infolge steter Obhut von seiten der Angehörigen, zutraulich-vertrauensvoll. Im Laufe der Zeit ändert sich das. Die dauernden Schuldigungen, denen sie ausgesetzt ist, und die Freiheiten, die sie sich nehmen und gefallen lassen darf, wenn der natürliche Abwehrtrieb nicht mehr vorhält, zerstören zwar nicht die angeborene Grazie, aber den unaussprechlichen Reiz der Unverdorbenheit. Manche werden geradezu eitel und kokett. Ein Beispiel dieser Art war die weiland berühmte Taupou von Apia mit dem melodischen Namen Vao-puni-matangi — d. i. der Wald, der Schutz vorm Winde gewährt. Da sie, wenn durchreisende Fremde samoanische Vorführungen sehen wollten, die nächsterreichbare war, wurde sie sowohl *fa'a-Samoa* wie *fa'a-Papalangi* verwöhnt. Namentlich englische Globetrotter, die den unausstehlichen nationalen Snobismus mit Naturschwärmerei drapieren, behandelten sie instinktiv als „Prinzessin“, was sie auf die Dauer nicht vertrug.

Ich habe, aus Gründen, die nunmehr keiner Erläuterung mehr bedürfen, Taupou-Vätern stets geraten, ihre Töchter so früh wie möglich zu verheiraten. Doch das war leichter geraten als

\* Teil I, Buch I, § 14.

getan. Es ist nämlich nicht der Vater, der Sippenälteste, der über die Hand der Taupou verfügt, sondern das sogenannte fale'upolu, d. h. die Gemeinschaft der Tulafale des Dorfes. Ihre Ehe ist Konvenienz, diktiert durch das lokalpatriotische Bestreben der Gemeindepolitiker, einen Häuptling zu finden, der durch Macht und Familienbeziehungen dem Dorf allgemein Vorteile einbringt. Dabei dient die Mitgift, aus den vielbegehrten feinen Matten — 'ie tonga — bestehend, als ein Lockmittel ersten Ranges. Sie geht aber nicht an den Ehemann, sondern an seine als Freierwerb auftretenden Tulafale, entspricht also unserem mittlerweile sagenhaft gewordenen Kuppelpelz. Diese Einrichtung ist der Einheit und Beständigkeit der Ehe nicht förderlich, da die Habgier der Tulafale nur zeitweise schweigt.

## Liebe, Ehe und Politik

Die Versagung der freien Gattenwahl mag uns barbarisch-rigoros erscheinen, verliert aber viel von ihrer Härte, wenn man berücksichtigt, daß die der Taupou auferlegte Beschränkung die Gegenleistung für die ihr von allen Seiten zuteil werdenden Ehrungen und Vorteile ist. Sie wird von ihrem Dorfe gehegt, gepflegt und verhätschelt — fa'apelepele — wie ein Lieblingskind, bekommt Extrastücke vom Schwein, Haifisch usw., darf sich Launen erlauben, kurz, man sagt hyperbolisch-bildlich: sie trampelt auf dem Dorfe mit den Füßen — 'ua na soli ai le nu'u —, und sie weiß, daß sie bei ordnungsmäßig zustande gekommener Ehe nachher noch weiter geehrt wird, durch Fortsetzung der heimatlichen Beziehungen, Mattentribut für ihre Kinder und dergleichen. Nun gut, so erweise sie sich in der einzigen und Hauptfrage auch dankbar dafür!

In der Tat fügen sich die Dorfjungfern meist ohne Widerrede in ihr Schicksal, nicht aus fatalistischem Gleichmut, sondern sie sind durch die Bank mehr oder weniger von einem standesgemäßen Ehrgeiz beseelt, dem das Volk in der Redewendung: fia pá'-u i se niu 'umi Sprache verleiht: Wenn es denn sein muß,

will ich wenigstens von einer hohen Kokospalme herabfallen, d. h. meine Taupou-Würde an einen möglichst hohen Häuptling verlieren!

Aber es begibt sich auch, daß eine Taupou dem Zuge ihres Herzens folgt und dem Erkorenen zuläuft —, denn so spielt sich das, was wir Entführung nennen, in Samoa ab. Wenn sich der Liebhaber in den Wohnort der Geliebten wagte, würde die Entführung infolge der ständigen scharfen Bewachung misslingen und mit einer gehörigen Tracht Prügel enden. Erst jenseits der Dorfgrenze, an der er harrt, ist das Pärchen sicher, und die Hochzeit wird dann zwanglos am Altar der Natur vollzogen.

Oder aber es gibt Zwist zwischen mehreren Bewerbern, deren einer von der Taupou bevorzugt wird, während ein anderer der Kandidat des fale'upolu ist. Dann können die Eltern oder das Mädchen selbst durch Einreden auf die maßgebenden Tulafale unter der Hand die Entscheidung zu beeinflussen suchen. Dadurch kann es allerdings zu dem schlimmsten Fall, zur Uneinigkeit innerhalb der fale'upolu, kommen.

Wenn bei irgendeinem Widerspruch zwischen Pflicht und Leidenschaft die Taupou die Rechte der fale'upolu mißachtet, geht die Undankbare ihrer Stellung mit Schimpf und Schande verlustig. Sie wird aus dem Dorfe verbannt und verliert für sich und ihre Nachkommenschaft jeden Anspruch auf Beachtung. Ewig pflegt freilich das Zerwürfniß nicht zu währen. Früher oder später verraucht der Zorn doch, und es findet eine Ausöhnung statt.

Der Gedanke, die Heirat der Taupou zu politisieren, rechtfertigt sich aus den Bedürfnissen der samoanischen Gemeinden. Das Erfordernis der Ebenbürtigkeit ist nicht Ursache, sondern Wirkung. Die Dörfer liegen innerhalb des losen samoanischen Staatsverbandes in einem steten, offenen oder heimlichen Ringen miteinander. Jedes wäre der Unterdrückung ausgesetzt, wenn es nicht mit allen Kräften an der Oberfläche zu bleiben streben würde. Daher bemüht man sich, politisch wertvolle Verbindungen zu knüpfen. Eine koloniale Schutzmacht, die sich unparteiisch aller Interessen annimmt, macht jene an sich berechtigten Besorgnisse hinfällig und die darauf beruhenden Sitten





Phot. Otto Haedel, Berlin-Friedenau  
Taupou (Dorfjungfrau), zu S. 88 ff.



Phot. Otto Haedel, Berlin-Friedenau  
Manaia (Hauptlingssohn), zu S. 91



Samoanerin

und Gewohnheiten entbehrlich. Da aber alte Formen lange fortleben, ehe ihre Entwertung allgemein bemerkbar wird, hatte ich viel mit Streitfällen, deren Anlaß und Mittelpunkt eine Taupou war, zu tun. Auf die Gefahr hin, herzlos zu erscheinen, räume ich ein, daß ich, als Richter angerufen oder von Amts wegen eingreifend, die Liebesneigungen der Dorfjüngern als unerheblich behandelt und den samoanischen Rechtsbegriffen recht gegeben habe, wenn Vermittlungsversuche, wie gewöhnlich, fehlschlugen. Sonst hätte der Streit der Parteien und der Dörfer bei dem leicht erregbaren Temperament des Volkes in Mord und Totschlag ausarten können. Ordnung im Lande war für Weiße und Eingeborene das erste Gebot.

Die Samoaner kennen also das Gefühl, das wir *romantische Liebe* nennen. Sie kann sogar recht intensiv werden und in höchster Potenz affektbetonte Handlungen auslösen, über die noch einiges zu sagen sein wird, aber sie ist nicht von langer Dauer und führt nie zum Selbstmord.

## Eheirungen, Vielweiberei und Ehereform

Die *Eifersucht* ist in Samoa ein Mischgefühl aus geschlechtlicher und Besitz- oder besser Prestige-Eifersucht, und die fast nie ausbleibende Begleiterin des begründeten oder unbegründeten Verdachts ehelicher Untreue, und sie wird durch ein böses Gewissen nicht gehemmt. Zu explosiver Selbsthilfe kommt es nicht, wenn das Dorf für einen gekränkten männlichen oder weiblichen Angehörigen einer hohen Häuptlingsfamilie die Initiative ergreift und die Bestrafung des mitschuldigen dritten Teils in die Hand nimmt. Die Strafe besteht in völliger Zerstörung des Hauses und aller erreichbaren Mobilien und dazu Verbannung. Andernfalls ist der Samoaner aus Eifersucht imstande zu töten, und auch die Samoanerin kann gegen eine Nebenbuhlerin rabiat werden. Beliebte weibliche Rachearten sind Gesichtsverstümmelungen. Horizontalquarten und Nasenschmisse finden sich in Samoa auf weiblichen, nicht auf männlichen Gesichtern und zeugen von ernstern Konflikten als in Deutschland.

In der Heidenzeit bestand Vielweiberei, und vermutlich haben Großhäuptlinge es fertig gebracht, mit einem Harem zusammenzuleben. Doch ich zweifle, ob das die Regel war und ob sie eine angenehme Häuslichkeit gehabt haben. Bequemer und vergnüglicher muß es gewesen sein, im eigenen Hause als Strohwitwer zu leben und die bei ihren Sippen belassenen Frauen in einem Turnus zu besuchen. Die Samoanerin läßt sich schließlich wegschicken, wenn ihre Zeit vorüber ist. Aber die Herrschaft im Hause des Mannes mit einer anderen zu teilen, ist ihr sicherlich nicht erst schwer geworden, seitdem mit dem Christentum die Einehe eingeführt wurde.

Also auch auf sozialem Gebiet fanden die Missionare den Boden vorbereitet. Die Frau war in Samoa bereits selber darangegangen, ihre Stellung bis zu der Grenze auszubauen, die ihr die natürlichen und wirtschaftlichen Gesetze ziehen. Darüber hinaus kann sie nicht und will sie auch nicht. Für den ehe-losen weiblichen Individualismus besteht weder Notwendigkeit noch Gelegenheit. Mann und Frau gehören zusammen. Um etwas zu gelten, muß man verheiratet sein, wenn auch durchaus nicht immer mit derselben Frau oder demselben Mann.

Mit dieser Abänderung des samoanischen Nebeneinander in ein Nacheinander konnten sich die Missionen, zumal die katholische, nicht zufrieden geben, als sie vor der Aufgabe standen, der äußeren Christianisierung die innere folgen zu lassen. Es war aber alles vergeblich, solange Samoa ein wenigstens in eigenen Angelegenheiten unabhängiges Land war. Die Häuptlinge hörten die Ermahnungen, mit denen ihnen begreiflich gemacht werden sollte, daß Dauerhaftigkeit besser als Abwechselung sei, liebenswürdig-devot an, sie ließen sich von den Missionen sogar Gesetze nach europäischen Vorbildern aufreden; aber die eingeborenen Richter entschieden, wenn jemand die Mühe und Kosten nicht scheute, munter nach dem alten fa'a-Samoa, wonach, kurz gesagt, der Mensch wieder trennen kann, was er zusammengesetzt hat. Eine geniale Lösung des alten Suatele ist bereits berichtet worden.\* Durchzuführen war die neue Moral hauptsächlich nur

---

\* S. 74.

gegen solche Personen, die als Missionare oder Inhaber anderer Kirchenämter einigermaßen gebunden waren. Religionspolitische Erwägungen mächtigten den Reformeifer. Die Vielheit der Bekenntnisse, die sich in Samoa nach und nach angesammelt hatten, — wir hatten englische Protestanten von zweierlei Art, französische Katholiken, amerikanische Adventisten und sogar Mormonen, fast die ganze Entente — konnte zur Massenflucht aus einer Mission in die andere reizen, wenn man zu streng voringing, und von einer Einheitsfront der Missionen war keine Rede, nicht einmal unter den Katholiken. Der katholischen Mission muß ich aber das Zeugnis ausstellen, daß sie ihre Lehre von der Unauflösbarkeit des Ehebandes folgerichtig und bedenkenlos auch in Samoa durchführte. Vielleicht hat sie dafür mit einer Minderheit von Anhängern bezahlen müssen.

Als Samoa eine deutsche Kolonie geworden war, hielten die Missionen allmählich die Zeit für gekommen: *bracchium saeculare ad nutum ecclesiae* (der weltliche Arm zur Verfügung der Kirche). Die Verhandlungen endeten damit, daß ich die gesamte samoanische Ehescheidungsgerichtsbarkeit übernahm. Dieses Amt hat mir lehr- und genußreiche Eindrücke verschafft, die ich in meinem Leben nicht missen möchte. Da ich damals mit der Landessprache schon genügend bekannt war, um zu verstehen und mich verständlich zu machen, genoß ich bald das Vertrauen des rechtsuchenden Publikums, und für den Fall, daß ich nicht weiter wußte, halfen mir zwei *ad hoc* als „Assessoren“ herbeigezogene Häuptlinge mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen aus.

## Ehescheidungskuriosa

Ein europäisches Tribunal, das sich mit Ehesachen befaßt, ist kein Ort der Freude. Nur für Augenblicke mal lächelt der Humor zur Tür hinein in den dumpfen Raum, wo tagtäglich Schutt und Scherben zertrümmerten Glücks, verfehlten Lebens angefahren, abgeladen und durchstößert werden. Anders in Samoa! Unser Gerichtssaal war die hohe luftige Fonohütte der

Regierung am Strande von Mulinu'u, der Halbinsel, die die Apia-Bucht westlich begrenzt, — sein Wanderschmuck das zwischen den Hauspfeilern hereinglänzende Landschaftspanorama. Das Hauptstück des Inventars war die stets gefüllte Kawaschale, und das ganze Altkenwesen beschränkte sich auf die *tusi alei* — die Scheidebriefe —, die nach beendigter Verhandlung ausgefertigt wurden oder nicht. Hier war die Tragik des Ehelebens eine so seltene Erscheinung, wie sie im europäischen Ehegericht häufig ist, und die Wahrung des gehörigen Ernstes oft schwierig. Die Fälle, mit denen wir zu tun hatten, waren im samoanischen Sinne, d. h. der Sache nach, fast alle schon so gut wie erledigt. Es kam nur noch darauf an, ob sich eine den neuen gesetzlichen Erfordernissen entsprechende Form finden ließ. Bigamie wurde für die rückliegende Zeit stillschweigend amnestiert — wo hätten wir die Gefängnisse hernehmen sollen? Es war ein großes Aufräumen. Lange Zeit hindurch hatte ich einen ergöglichen Rechtsirrtum zu bekämpfen. Es hatte sich die Kunde verbreitet, daß zur Scheidung fortan eine Verfehlung notwendig sei; aber das samoanische Kaufalgesetz geht andere Wege als das unsrige, und so kamen häufig Komparenten und wollten geschieden sein — wegen eigener Sünden! Durch Abweisung wurden sie eines Besseren belehrt und kamen dann gewöhnlich wieder mit der unschuldigen Ehehälfte, die nun ihrerseits Scheidung begehrte! Meist war es so, daß männliche Überredungskunst über den Rest weiblichen Selbstbewußtseins gesiegt hatte. Was war dagegen zu machen? Die sogenannten *schriftmäßigen* Ehescheidungsgründe mußten doch mindestens gewährt werden! Gleichfalls echt samoanisch, wenn auch bei weitem nicht so häufig, war ein *tongafiti* — eine List, Intrige —, die im Einzelfall sich allerdings schwer feststellen ließ, weil der Samoaner so wunderschön zu schwindeln versteht, die aber aus äußerlich unscheinbaren Vorgängen sich dem Kenner samoanischer Gepflogenheiten als einzige Erklärung eines sonst undurchdringlichen Tatsachenkomplexes ergab: die Verführung zum Ehebruch durch einen vom Chemann dazu angestifteten gefälligen Freund, also eine nach unseren Begriffen infame, aber oft glückende Spekulation auf die Schwachheit des Weibes. Ob aber

jeweils Veranlagung zur Polyandrie vorlag oder ob in der Dämmerzone des Bewußtseins das Gefühl mitwirkte: er will ja doch nichts mehr von dir wissen, — wer könnte sich vermessen, das zu entscheiden, solange es noch keinen X-Strahlenapparat zur Durchleuchtung des menschlichen Gemüts gibt? Leider muß ich vermelden, daß die wenigen erwiesenen Beispiele dieser synthetischen Fähigkeiten des samoanischen Geistes ausschließlich eingeborene Missionare der Londoner Missionsgesellschaft betrafen. Sie sind aus den oben berührten Gründen gezwungen, Rücksichten zu nehmen, deren Nichtbeachtung ihnen ihre Stellung kosten kann; soziale Deflassierung fürchtet der Samoaner mehr als alles andere. Wenn also einer von ihnen „sich verändern“ will, muß er mit einem hinreichenden Grunde aufwarten können. Wer keinen hat, mag wohl der Versuchung erliegen, sich künstlich einen zu schaffen. In die Klasse der Harmlos-Naiven wiederum gehörten die Pärchen, die gemeinsam erschienen und mit erfrischender Offenheit erklärten: Wir sind so und so lange miteinander verheiratet und haben noch keine Kinder, wir wissen nicht, wer von uns beiden schuld daran ist; darum sind wir friedlich übereingekommen, uns zu trennen und es jeder anderweit zu probieren. Obwohl die Auffassung der Ehe als einer Kindererzeugungsanstalt auch europäischer Anschauung im Zeitalter des Rationalismus nicht fremd war, konnte ich mich doch bei aller mir zu Gebote stehenden richterlichen Freiheit nicht dazu aufschwingen, sie unbedingt anzuerkennen. Der Bescheid lautete deshalb: Onosa'i — Geduld und fortfahren! Vernünftiger wäre es gewesen, den Leuten gleich den Willen zu tun. Denn das Ende vom Liede war immer, daß jeder ohne richterliche Autorisation eigene Wege ging und die Scheidung später doch nicht abgelehnt werden konnte.

Dann wäre also, wenn es sich darum handelte, den aalglatten samoanischen Eros einzufangen und sicher einzusperrn, die lückenlose Mauer, die die katholische Kirche um die Ehe gebaut hat, doch ein besserer Schutz? In der Tat hat während meiner Amtszeit kein einziges katholisches Paar um Scheidung nachgesucht. Nur einige wenige nach katholischem Ritus geschlossene Mischehen wurden getrennt, was jedesmal einen Kulturkampf mit

dem Bischof hervorrief. Ich habe trotzdem allen Grund zu bezweifeln, daß es u n t e r d e r D e c k e bei den Katholiken besser ausfah als bei den Protestanten. Ob man auch insoweit dem S c h e i n eine Chance geben soll, lasse ich hier unerörtert.

Bei alledem gibt es in Samoa ältere Ehepaare, die durchaus harmonisch miteinander leben und dem Vorbild einer beständigen und reinen Ehe, wie es uns vorschwebt, recht nahe kommen. Dies sind offenbar die letzten Erzeugnisse eines unbewußten, teils aus eigener Macht, teils mit fremder Hilfe aufwärts schreitenden Strebens nach Bervollkommnung der Formen, denen der wichtigste und gefährlichste der menschlichen Triebe, soll er nicht entarten, unterworfen werden muß. Der Glanz, der diese Höchstleistungen des patriarchalischen Systems verklärt, scheint, von der samoanischen Seite betrachtet, Morgensterne zu sein, während wir darin das Licht einer untergehenden Zeit zu sehen vermeinen. Auch wir schreiten voran, neuen Tagen entgegen. Was sie uns bringen werden, wohin die Reise geht, wissen wir nicht. Wir glauben Zerfall und Neuaufbau zu ahnen und sehen, daß wirtschaftliche und sozialpsychische Mächte das Werkzeug schwingen. Da ist es vielleicht ein wenig Trost, zu erfahren, daß fern im Hintergrunde der Welt Leute leben, denen altfränkische Ideale noch etwas gelten.

## Erogamie, Endogamie und Kolonisation

Eine andere wohlthätige Sitte im Gebiete der geschlechtlichen Moral ist das V e r b o t d e r B l u t s c h a n d e. Untersagt sind, abgesehen von der auf- und absteigenden Linie, Ehen und alle geschlechtlichen Beziehungen überhaupt zwischen Brüdern und Schwestern nicht nur im leiblichen, sondern im Sinne des samoanischen Sippschaftswesens, d. h. zwischen allen Seitenverwandten, soweit die mit großer Sorgfalt überlieferten Stammbäume noch eine Blut- oder Adoptionsverwandtschaft ergeben, die w i r als Hinderungsgrund längst nicht mehr gelten lassen würden. Und in der Sache unterliegen dem Verbot Handlungen jeglicher Art. Selbst obszöne Äußerungen, Anspielungen



auf unerlaubten oder erlaubten Geschlechtsverkehr, wie sie sonst etwa im Sinne des leichteren französischen Konversationstons unter Männern nicht unbeliebt sind, müssen von den unter dem Bann stehenden Personen, und in ihrer Gegenwart, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, auch von Dritten streng vermieden werden. Bekanntlich gibt es kein geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz, das nicht übertreten würde, und das gilt auch von diesem hier. Aber Übertretungen kommen sehr selten vor. Eine unheimliche Furcht vor den Dämonen, die über der Heiligkeit des Sippenverbandes wachen, beherrscht die Gemüter und erzieht sie zu artigem Benehmen. Diese Wesen sind die wieder verkörperten Seelen abgestorbener Vorfahren und haben natürlich ein den Nachkommen verständliches Interesse daran, daß in der Familie alles ordentlich zugeht. Ob, wenn sie gänzlich abgeschafft sein werden, ihre Funktionen ohne weiteres, mit gleicher Wirkung, durch die christliche Morallehre ersetzt werden können, ist mir fraglich. Die sittliche Kultur des **Aberglaubens** dürfte immer noch besser sein als ein Zustand von Liederlichkeit, in dem man sich über alte Märchen lustig macht.

Die Samoaner sind also, soziologisch ausgedrückt, **exogam**. Die Soziologen, oder wenigstens manche von ihnen, behaupten, daß die Exogamie dem Menschen angeboren sei. Dann wäre sie also kein Verdienst, und ihr Gegenteil, die **Endogamie**, ein Rückschritt. Mir scheint diese Theorie nach der Studierlampe zu duften. Man ist sich ja über Entstehung und Abstammung des Menschen und andere Voraussetzungen, die vermutlich nie völlig zu klären sein werden, nicht einig. In der Südsee gibt es Exogamie und Endogamie, mit Vater- und Mutterrecht, mehr oder weniger rein, oft in Misch- und Übergangsformen, neben- und durcheinander, und jedes örtliche System ist augenscheinlich eine Folge der jeweiligen **Besiedelungslage** unter gleichzeitigem Einfluß von **Mythologie** und **Gewohnheit**.

Wie die **Besiedelung** der Inseln im einzelnen sich vollzog, ob die Einwanderer schon erkannt hatten, daß die Endogamie über gewisse Grenzen hinaus artverschlechternd wirkt,

weiß man nicht. Die Einwanderung der Südseevölker erfolgte in grauer Vorzeit, in die keine Erinnerung zurückreicht. Als dann gab es ergänzende und ausgleichende Bewegungen, Wanderungen und Schichtungen; erst von ihnen ist einiges durch Überlieferung erhalten. Bürgerkrieg, Übervölkerung und Abenteuerlust mögen die Hauptursachen gewesen sein. Bürgerkrieg ist der grausamste aller Kriege. Das Kriegstheater ist auf Inseln eng begrenzt. Eine Partei, die geschlagen und an den Strand getrieben war, mochte vor sich, in der blauen Unendlichkeit, mehr Hoffnung auf Leben sehen als hinter sich. Die Stürme, die den Namen des Stillen Ozeans Lügen strafen, waren mitunter menschlicher als der Mensch. Aber sie trieben freiwillige und unfreiwillige Reisende nicht selten an feindliche oder unbewohnte Küsten. Ersterenfalls mußte, wenn das urtümliche Fremden- und Strandrecht nicht in seiner brutalsten Gestalt angewendet wurde, die mitgebrachte Sitte der neuen weichen, und Letzterenfalls wurde, unter dem gebieterischen Triebe der Gattungserhaltung, das etwaige egzogame Herkommen zum Vorurteil; man fing wieder von vorn an.

Daß es oft so gewesen sein muß, erweisen allerlei Vorgänge, die sich noch in historischer Zeit zugetragen haben. Sie muten fremdartig an und sind doch nur die logischen Folgen der Gegebenheiten.

## Die Ansiedler von Hereheretue

Da liegt z. B. im südöstlichen Pazifik die Paumotu-Gruppe, die „Inselwolke“, eine Anzahl niedriger Atolle mit unregelmäßigen Winden und Strömungen, die Verzweiflung der Segelschiffer, — bis der Hilfsmotor auf der Bildfläche erschien! Zu ihr gehört die Insel Hereheretue, abseits auf 19° 48' südlicher Breite und 147° 16' westlicher Länge gelegen, wie viele ihrer Schwestern ein armseliges Koralleneiland. Die Vegetation besteht aus Pandanus und einigen Palmen; doch ist die Lagune reich an Perlmuscheln. Einst war die Insel bewohnt, von einer



Samoanerin



Samoanerinnen

sonderbaren Familie. Vor vielen Jahren wollte ein Eingeborener von seiner Heimatinsel aus bei schönem Wetter eine nur wenige Meilen entfernte Nachbarinsel besuchen. Er bestieg sein Kanu, nahm seine Kinder, einen Knaben und drei Mädchen, mit und paddelte brav drauf los. Plötzlich brach ein Nordsturm aus und zwang ihn, vor dem Winde zu laufen. Zwei Nächte und einen Tag trieb er so dahin, mit Steuern, Wasseraus schöpfen und Hütung der Kinder unablässig beschäftigt. Endlich warf ihn die Strömung auf den einsamen Strand von Hereheretue. Es gab nun kein Entrinnen mehr. Beim Passiren der Brandung war das Kanu in Kleinholz zerschlagen worden. Die Insel bot nur die kärglichsten Mittel zur Fristung des Daseins. Aber die Baumotu-Leute sind ein zähes Geschlecht, in Entbehrungen und Gefahren aufgewachsen. Der Boden dieser Südsee-Halligen ist dürrftig, und da sie in der Orkanzone liegen, kommt alle paar Jahre der „blanke Hans“ — dann rettet sich, wer kann, in die Palmen hinauf und hängt daran festgeklammert ums liebe Leben, bis die Flut wieder verrinnt. Auch sonst sind die Palmen unentbehrlich. Sie liefern Nahrung, Material zum Hüttenbau, zu Waffen und Geräten, selbst ein grober Gewebstoff findet sich an den Blattscheiden — kurz, wo die Palme wächst, kann der Mensch existieren, wenn auch kümmerlich. Die Jahre vergingen in zeitloser Einförmigkeit. Als die Kinder herangewachsen waren, nahm der Sohn, wie wenn sich das von selbst versteht, seine Schwestern zu Frauen und hatte Nachkommenschaft von allen dreien. Die Verwandtschaftsverhältnisse wurden verwickelt. Ehe aber die Insulaner noch ein Schema dafür erdacht hatten, das den Forschern späterhin viel Kummer und Kopfzerbrechen verursacht haben würde, nahm die kleine Kolonie ein Ende. Ein Handelsschiff erschien. Die Insel war, mitsamt dem ganzen Baumotu-Archipel, ahnungslos französisch geworden, und die Kaufleute von Tahiti machten sich daran, die wirtschaftlichen Aussichten genauer zu untersuchen. Namentlich war man auf Perlmuscheln erpicht; daher hatte dieses Schiff eine Anzahl eingeborener Taucher an Bord. Der Superkargo bot freie Heimreise an, was dankbar angenommen wurde, und alles wäre zum Schluß gut gegangen, wenn die Taucher sich ordentlich auf-

geführt hätten. Doch das ist ein loses, wüstes Volk, das sich für die Strapazen des Berufes an Alkohol und Liebe schadlos hält; man sagt ihnen nach, daß sie von beidem viel vertragen und routiniert sind. Sie machten sich daran, die drei Schwestern von der Endo- zur Exogamie zu bekehren, und siehe, es gelang. Da befiel den Vater und den Sohn eine wilde Schwermut. Sie verweigerten Nahrungsaufnahme, und in der ersten Nacht auf See versuchten die beiden wahrhaftig, das Schiff mit Gewalt zu nehmen. Der Vater, ein hinsälliger Greis, wurde von der Mannschaft schnell überwältigt. Viel schwieriger war es mit dem Sohn. Dieser, ein herkulisch gebauter, bärenstarker Mann, zückte seinen Speer mit unfehlbarer Sicherheit auf jeden, der sich ihm näherte, und hielt seine Gegner, die ihm persönlich nichts zu Leide tun wollten, eine ganze Weile in Schach. Von allen Seiten bedrängt, retirierte er schließlich unter ein Boot, das Kieloben auf Deck lag. Dann vermochten die Taucher den Speer zu fassen, aber es war unmöglich ihn seinen Händen zu entwinden, ohne die Bootsplanken zu zerbrechen, und so wurde zuletzt der Schaft abgeschnitten. Alle Bemühungen, die beiden Männer zu beruhigen, waren vergeblich. Der Hungerstreik wurde fortgesetzt, und der alte Mann starb an dem Tage, als das Reiseziel in Sicht kam, der Sohn bei der Landung. Nur die Frauen mit ihren Kindern gelangten in die Heimat zurück.

## Alte und neue Kolonisation

Dieses Geschehnis kann, abgesehen von dem Eingreifen des Europäers, in jeweils verschiedenem Umfang als typisch für einen Teil der alten ozeanischen Siedlungsgeschichte angesehen werden.

Der tonganischen Eroberungskolonisation wurde bereits gedacht. Sie ist durchaus kein vereinzelttes Kapitel, — aber es ist unmöglich, hier auf alle oder auch nur die bedeutendsten Tatsachen einer Völkerverwanderung einzugehen, die, nach der Ausdehnung des bewältigten Raumes und nach der

dafür aufgewendeten ideellen und materiellen Kraft als eine der gewaltigsten Kulturleistungen bezeichnet werden muß. Die Fahrzeuge, deren sich die ozeanischen Wikinger bedienten, waren in den am höchsten entwickelten Formen Wunderwerke steinzeitlicher Schiffsbaukunst — Forster berichtet einmal von einer 159 Segel zählenden Flotte großer Doppel-Kriegstanus —, verhielten sich jedoch an Seetüchtigkeit zu den Karavellen des Kolumbus kaum so wie diese zu modernen Seedampfern. Entsprechend war der Abstand zwischen der alten und der neuen Navigationswissenschaft. Oft ging es auf Kosten vorhandenen Lebens, älterer Kultur! Die Steinbauten auf Ponape z. B., die die alte Nekropolis von Metalanim bilden, sind das Werk eines zahlreichen organisierten Volkes, das von den Vorfahren der heutigen Ponapesen unterjocht wurde. Die ostpolynesischen Kolonisten, die über Karotonga Neuseeland erreichten und besetzten, haben dort eine Urbevölkerung, über die nur Vermutungen möglich sind, vernichtet oder aufgefressen, und dergleichen mehr.

Ob die Eroberer damit ein menscheitsmoralisches Unrecht begangen haben oder ob ihr Unrecht nur die Überlegenheit des ihnen folgenden Europäers war, — wo sie zerstörten, bauten sie etwas Harmonisches auf, eine neue Welt, die zwar nicht ewig, aber schön war. Überall ergaben ihre Siedlungen, friedlich oder kriegerisch entstanden, ein sympathisches Bild primitiver Befähigung für Staaten- und Gesellschaftsgründung.

Der Europäer hat die Inseln erst wirtschaftlich und dann politisch annektiert. Aber wo er hinkam, verscheußlichte er die Natur mit Bretterbuden, Wellblech, Stacheldraht, leeren Dosen und anderem Müll, und auch seine Dauer steht in Frage. Denn nachdem die Wirtschaft zur Weltwirtschaft geworden ist, wird er in dem Genuß des bedenkenlos genommenen Gutes ständig beunruhigt, weniger durch intereuropäische Auseinandersetzungen als durch die Angst vor dem asiatischen Ungeheuer, das langsam herankriecht. Neunhundert Millionen eingepferchter Menschen, deren Hauptwaffen Masse, Fruchtbarkeit und Betriebsamkeit sind, suchen Lust- und ostwärts. Der asiatische Einwanderer, zumal der Chinese, ist für sich und kreuzungsweise viel geeigneter, die eingeborenen Rassen zu ersetzen, als der

Europäer — physiologisch und sozial; er kommt ja selber aus warmen, patriarchalisch geordneten Ländern. Er darf die Inseln als seine Domäne betrachten. Der Kuli wird bodenständig, und er trägt den Marschallstab des Großkapitalisten im Saß. Ob ihm auch die politische Zukunft gehört, werden die großen Kämpfe erweisen, denen wir auf dieser weltgeschichtlichen Bühne entgegensehen; der Atlantische Ozean ist ein Theater zweiten Ranges geworden.

## Die Geschichte von Pitcairn

Für die Erfolglosigkeit der europäischen Siedlungsversuche wie für die Mannigfaltigkeit und die Gegensätzlichkeit der dazu treibenden und dabei entfalteten Gefühlselemente gibt es kein besseres Paradigma als die Geschichte von der Insel Pitcairn. Diese berühmteste aller Romanzen, die in dem großen Zyklus der Südsee gesammelt sind, schlingt sich um die stattliche Gestalt des Brotfruchtbaums. Das ist die Nutzpflanze, die ein lebensfremder trockener Verstand für die sogenannte Faulheit der braunen Südseerassen haftbar gemacht hat. Cook sagt von diesem Geschenk des Himmels:

„Hat jemand in seinem Leben nur zehn Brotfruchtbäume gepflanzt, so hat er seine Pflicht gegen sein eigenes und sein nachfolgendes Geschlecht ebenso vollständig erfüllt wie ein Einwohner unseres rauhen Himmelstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sonnenglut geerntet und nicht nur seine jeßige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas Geld kümmerlich erspart hat.“

Aber mit der Faulheit hat es eine andere Bewandtnis. Die Mikronesier und die Polynesianer arbeiten höchst ungern als Kontraktarbeiter auf den Pflanzungen der Weißen. Man kann ihnen das an und für sich und nach ihren früher geschilderten Erfahrungen mit den Umselzfängern nicht verdenken. Es zeugt von Intelligenz, desgleichen der verhältnismäßig hohe Stand der eigenen Landwirtschaft. Ehe der Europäer kam, kannte man



z. B. in Tonga Wechselwirtschaft und auf zahlreichen anderen Inseln künstliche Düngung.

Doch nun auf nach Pitcairn!

Byron hat ein Iyrisch-episches Gedicht daraus gemacht. Die gewaltfame Tragik des Stoffes verlangt jedoch stärkere Darstellungsmittel, als die schöngeistig-elegante Form jener Tage hergeben konnte. Dem fein empfindenden Lord muß die rohe Wahrheit kitschig erschienen sein. Indem er sie, mit dem Vorrecht des Dichters, milderte und Szenen aus *Mariners Tonga-buch*\* hineinflocht, nahm er ihr fast alles, was ihr eine von Zeitgeschmack und Zeitströmungen unabhängige Bedeutung gibt, ihren Gehalt an Motiven, die tief in die dunkeln Gründe des Menschentums hineinreichen, ihren Charakter als ein unbewußtes soziales Experiment. So ist „*The island*“, trotz schöner Einzelheiten, in dem Strome der Literatur spurlos in das Meer der Vergessenheit hinabgetragen worden.

Leichter hatten es die verschiedenen Schmöckerfabrikanten, die sich mit Verarbeitung im Stile des Abenteuerromans begnügten.

Die Geschichte beginnt im Jahre 1788. Die Inseln des Südmeeres waren damals größtenteils noch terra incognita. England hatte gerade die erste Sendung Strafkolonisten in Neusüdwales angesetzt und die australische Küste in Besitz genommen. Jedoch beanspruchten in der englischen Politik die westindischen Kolonien, aus denen man wichtige Gewürze und namentlich Zucker bezog, immer noch die erste Stelle. Für das Gedeihen der westindischen, mit Sklaven arbeitenden Pflanzungen war die Frage der Arbeiterernährung ausschlaggebend. Solange Nahrungsmittel dort eingeführt werden mußten, blieben Verpflegung und Betrieb kostspielig und — in Anbetracht der unvollkommenen Beherrschung des Seeweges — gefährdet. Da hatten nun Cook und sein gelehrter Begleiter Sir Joseph Banks Wunderdinge von dem in Tahiti beheimateten Brotfruchtbaum berichtet, und Banks war es, der den Vorschlag machte, die Brotfrucht nach Westindien zu verpflanzen. Kaufleute und Pflanzler

---

\* S. 66. An account of the Tonga Islands, London 1817.

begrüßten den Gedanken. Die Regierung beschloß auszuführen, was Wissenschaft und Wirtschaft empfahlen, und stellte ein kleines Kriegsschiff, die „Bounty“, bereit. Das Kommando erhielt der Leutnant William Bligh, der mit Auszeichnung unter Cook gedient hatte. Sein erster Offizier Fletcher Christian war ihm von zwei früheren Reisen bekannt. Ein Botaniker und ein Gärtner wurden der Besatzung zugeteilt, die insgesamt 46 Köpfe zählte. Ausrüstung und Verproviantierung geschahen mit großer Sorgfalt unter Blighs persönlicher Aufsicht. Alles schien somit vorbedacht und vorgetan, um das Gelingen der Expedition zu gewährleisten, und dennoch ging sie zugrunde, nicht durch die Übermacht der Naturgewalten, sondern weil das menschliche Element der Berechnung trotzte.

Bligh war ein hervorragender Seemann und Führer, aber er gehörte zu der in der englischen Marine noch herrschenden Schule von Offizieren, die in äußerster Strenge die unerläßliche Bedingung der Autorität über rohe, oft widerhaarige, zur Auffässigkeit neigende Mannschaften erblickten. Das „freie“ England, dessen Bürger sich erhaben dünkte, weil er nicht zu dienen brauchte, hatte als barbarischen Ersatz für die allgemeine Wehrpflicht das „Pressen“ legalisiert, und das Strafrecht war in England mittelalterlich-rückständiger als in den aufgeklärten Kontinentalstaaten, in der Marine besonders von erschreckender Grausamkeit\*.

\* Zahlreiche Gesetze ermächtigten die Marinebehörden, sich die zur Bemannung der Kriegsschiffe erforderlichen Leute nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt zu verschaffen. Von Rechts wegen waren nur Seeleute von Beruf dem Zwang unterworfen. Aber die Presskommandos nahmen, was sie fanden, und wer einmal gepreßt war, hatte kaum Aussicht auf Rückkehr in das bürgerliche Leben, solange er diensttauglich blieb. Der Dienst auf der Flotte war bei der seefahrenden Bevölkerung höchst unpopulär. Die Mannschaften, die die englischen Seesiege erkämpften, waren vielfach „rogues and vagabonds“ (Verbrecher und Landstreicher). Eine besangene und einseitig unterrichtete Geschichtsbetrachtung behauptet, daß der Stoß Friedrich Wilhelms I. noch heute nachweisbare Spuren in der geistigen Struktur Preußens zurückgelassen habe. Geseht den Fall, dies verhielte sich so — es gibt Leute, die das Gras wachsen hören —, warum wird dann die entsprechende Rolle, die die neunschwänzige Rahe in dem Werdegang Englands gespielt hat, verschwiegen?

Ehrgeizige und energische Männer, die in den Besitz weitgehender Machtbefugnisse gelangen und gleichwohl Maß zu halten wissen, sind selten. Bligh war kein weißer Rabe. Ausbrüche ungeduldigen Zorns, in denen er die Herrschaft über sich selbst verlor, wurden späterhin auch von seinen Verteidigern nicht in Abrede gestellt. Daneben war er fromm, aus religiösem Gefühl oder aus Gleichgewichtsbedürfnis; es hat seine Vorteile, einen über sich zu haben, mit dem man auf gutem Fuße steht.

Christian war von guter nordenglischer Familie, sein Bruder ein angesehenener Rechtsanwalt und Professor der Jurisprudenz in Cambridge. Er muß, nach den vorliegenden Nachrichten zu urteilen, ein begabter, temperamentvoller Jüngling gewesen sein, empfindlich und impulsiv. Vielleicht war sein Hauptfehler, daß er nicht an erster Stelle stand.

Die Ausreise, auf der das Schiff zuerst vergeblich Kap Horn zu zwingen versuchte und dann doch den leichteren, aber weiteren östlichen Weg nehmen mußte, dauerte lange genug, um aus den Reibungen des täglichen, angestregten Dienstes persönlichen Haß zwischen den beiden in engstem Raum aufeinander angewiesenen Männern zu entwickeln und das noch kommissmäßig abgestumpfte Gehör des werdenden Empörers für das Murren und Zähneknirschen der Mannschaften empfänglich zu machen.

Nach zehnmonatiger Fahrt warf die „Bounty“ in der Matavai-Bucht an der Nordküste Tahitis Anker.

Die Aufnahme war freundlich. Die Häuptlinge erkundigten sich gleich nach Cook, der bei ihnen noch in gutem Andenken stand. Cook hatte in Hawaii dagegen sich derartige Übergriffe zuschulden kommen lassen, daß ihn die erbosten Eingeborenen ermordet hatten. Um das Prestige des großen Seefahrers zu schonen und auszunutzen, hatte Bligh Befehl gegeben, den Tahitiern seinen Tod zu verschweigen. Überhaupt hatte er, nicht aus angeborener Güte, sondern im wohlverstandenen Interesse seines Unternehmens, sehr genaue Vorschriften für den Verkehr mit den Eingeborenen erlassen und hielt auf rücksichtsvolle Behandlung. Er konnte daher in fünf Monaten ohne Hindernisse über tausend

junge Brotfruchtpflanzen sammeln und sachgemäß verstauen lassen, und auch sonst sollte sich sein System lohnen.

An Bord wurde derweile die Lage gespannter. Die Versuchung, die Ketten zu brechen, wuchs ungemein, hier, wo die ersehnte Freiheit, zum Greifen nahe, sich in üppigem Glanze zeigte und anmutige Huris die liebesdürstigen Seemannsherzen für langes Darben zu entschädigen verhießen. Drei Mann desertierten mit Waffen und Munition; sie wurden mit Hilfe der Eingeborenen wieder eingefangen. Schlimmer war die bald darauf gemachte Entdeckung, daß das Ankertau unter Wasser heimtückisch angeschnitten war; der Täter wurde nicht ermittelt, die Untersuchung ergab aber, daß es kein Eingeborener gewesen sein konnte. Bligh beeilte sich, wegzukommen.

Am 4. April 1789 trat er die Rückreise an.

Am 28. April früh, als das Schiff durch den Tonga-Archipel segelte, wurde er in seiner Kabine von rauher Hand geweckt. Vor ihm standen Christian und einige schwerbewaffnete Matrosen und machten ihm ohne Umschweife klar, daß das Schiff und er selbst sich in ihrer Gewalt befanden. In der Nacht war es Christian gelungen, die Mehrheit der Besatzung auf seine Seite zu bringen und sich der Waffen zu bemächtigen. Bligh und seine Partei, 18 an der Zahl, wurden in eine Schaluppe gesetzt; sie erhielten etwas Proviant und Wasser, Tau- und Segelwerk, einen Quadranten und einen Kompaß und wurden ihrem Geschick überlassen. Die „Bounty“ wurde mit dem Geschrei „Huzzah, nach Tahiti!“ gewendet und war bald außer Sicht.

In einer 46tägigen Fahrt, die in den Annalen der Seefahrt stets als eine Leistung ersten Ranges gelten wird, brachte Bligh seine Getreuen unter unendlichen Entbehrungen und Leiden nach der 3600 Seemeilen entfernten holländischen Kolonie Timor. Unterwegs verlor er nur einen Mann, der von den wilden Bewohnern der Tongainsel Tofua bei einem Landungsversuch erschlagen wurde. Von Timor gelangte Bligh, auf bequemere Art, über Batavia nach Haus.

Bereits in Batavia hatte er einen ausführlichen, mit Personalbeschreibungen und eidlichen Zeugnissen ausgestatteten Bericht verfaßt und nach London voraus-, sowie abschriftlich direkt



Samoaerin mit Köpfmesser



Phot. Otto Gaedel, Berlin-Friedenau

Bao-puni-matangi (zu S. 94)

an die Kolonialregierungen in Kalkutta und Sydney gesandt. Hatten ihn Zweifel geplagt, ob nicht schon jemand daheim gegen ihn arbeitete? Hatte ihn nur die Hoffnung, daß der ehrenvolle wichtige Auftrag von neuem in seine Hand gelegt werden würde, bei der Erfüllung der Pflicht, wenigstens den Rest der Expedition zu retten, aufrechterhalten?

Die Admiralität ließ ihn nicht fallen. Sie vertraute ihm ein neues Schiff an und gab damit ein Vorbild, wie das Ansehen der Autorität gedeckt, der Erfolg nicht als ausschließlich maßgebend betrachtet, Initiative und Tatkraft als wertvolle moralische Eigenschaften gepflegt und gezüchtet werden sollen. Wahrscheinlich war Bligh nicht ohne Schuld an dem ihm widerfahrenen Unglück. Doch in seiner Person war nun einmal das Geseß beleidigt worden, — ihm also die Genugtuung! Und wer anders als gerade er würde sich wohl die denkbarste Mühe gegeben haben, eine Wiederholung des Fehlschlags zu vermeiden? Wer die personellen Arabesken der englischen Geschichte kennt, wer aus englischem Munde hin und wieder die vertraulich-deutlichen Bemerkungen gehört hat, mit denen sich sarkastisch oder resigniert ein diensflich gedrücktes Herz privatim Luft macht, der weiß, daß auch in Whitehall\* viel mit Wasser gekocht wird. Trotzdem hat in grundsätzlich wichtigen Fragen, in entscheidenden Zeiten der robuste angelsächsische Staatsverstand nie jenes abschauliche Streber- und Intrigantentum Oberhand gewinnen lassen, das sich um so blühender entfalten kann, je enger die Ressortinteressen nach außen abgegrenzt werden, und um so gemeinschädlicher wirkt, als es im Dunkeln wuchert.

Das zweite Mal hat Bligh die Aufgabe gelöst. 1791 segelte er auf der „Providence“ wieder nach Tahiti und kehrte 1793 zurück, nachdem er seine Brotfruchtseklinge in St. Helena, St. Vincent und Jamaika abgeliefert hatte. Außerdem hatte er die Befriedigung, zu erfahren, daß ein Teil der Bounty-Verbrecher bereits gefangen und abgeurteilt war!

Die Admiralität hatte auf die Kunde von der Meuterei sofort die Fregatte „Pandora“ in Dienst gestellt, um die in Betracht

---

\* Straße in London, Sitz vieler englischer Zentralbehörden.

kommenden Inseln abzusuchen. Die Schwere der Missetat und der Umstand, daß Offiziere daran beteiligt waren, genügen nicht zur Erklärung dieses die Kosten einer besonderen Expedition nicht scheuenden Eifers. Man muß dazu die Zeitverhältnisse berücksichtigen, nämlich die Umsturzbewegung des 18. Jahrhunderts. Der Abfall der nordamerikanischen Kolonien und noch mehr die große französische Revolution hatten die Massen in Wallung gebracht. Auch in England wankte die Achtung vor dem Bestehenden. Die Flotte, durch eine eiserne Disziplin im Zaume gehalten, der unentbehrliche Schutz, der „hölzerne Wall“ des britischen Reiches, war der Gefahr revolutionärer Ansteckung am meisten ausgesetzt. Wenn nur ein gewisser Grad von Entschlossenheit genügte, um ein Schiff zu nehmen und das Weite zu suchen, wenn eine solche Tat straflos blieb, konnten unübersehbare Folgen entstehen. Darum mußte erwiesen werden, daß der Arm der englischen Justiz die Welt umspannte.

Kapitän Edwards, der Kommandant der „Pandora“, war ein Mann von demselben Typus wie Bligh, nur brutaler. Als er in Tahiti eintraf, kamen sogleich drei der Meuterer an Bord und stellten sich. Ihre freiwillige Unterwerfung nützte ihnen nichts. Sie wurden in Eisen gelegt und in ein enges, auf dem Achterdeck des Schiffes gebautes Verlies gesteckt, das mit grimmigem Sohne die Büchse der Pandora genannt wurde.

Von ihnen vernahm man, daß Christian einen zweimaligen vergeblichen Versuch, eine Niederlassung auf den Tubuai-Inseln (Australgruppe) zu begründen, gemacht hatte. Die Eingeborenen dort wollten von Fremden nichts wissen und hatten ihn gezwungen, wieder abzusegeln. Dann hatte er in Tahiti sechzehn seiner Leute auf deren eigenen Wunsch an Land gesetzt und war im September 1789 mit den übrigen acht und einer Anzahl Eingeborener davongefahren, niemand wußte wohin.

Zwei von den auf Tahiti Verbliebenen waren bereits tot. Sie waren an die Südküste der Insel gegangen, wo der eine die Gunst des dortigen Königs erlangt hatte, von ihm adoptiert worden und nach dem Ableben seines neuen Vaters dessen Nachfolger geworden war. Sein Gefährte hatte ihn aus Neid erschossen und war darauf von den Loyalen Untertanen gesteinigt worden.



Die anderen elf wurden auf Edwards' Verlangen von den Tahitiern ausgeliefert. Vermuthlich hatten auch sie sich bereits mißlieblich gemacht, und die Häuptlinge werden sich ausgerechnet haben, von welcher Seite ihnen größerer Vorteil winkte.

Edwards war mit dem Erreichten zufrieden und durfte es sein. Es hatte keinen Zweck, in dem ungeheueren Gebiet aufs Geratewohl weiter zu suchen.

Auf der Heimreise verließ auch ihn das Glück. Die „Pandora“ scheiterte in der Torresstraße. Durch Zufall oder menschenfreundliche Absicht des Wachhabenden fiel der Rettenschlüssel in die Pandorabüchse. So konnten sich zehn der Gefangenen lösen und kamen mit dem Leben davon. Die vier anderen ertranken wie die Ratten in einer Falle, einer von ihnen ein Deutscher, Heinrich Hillebrandt, Schiffsböttcher, „aged 25 years, 5 feet 7 inches high, fair complexion, sandy hair, strong made, left arm shorter than the other, having been broken; is an Hanoverian born, speaks bad English, tattoed in several places“, wie die steckbriefliche Beschreibung lautet. (25 Jahre alt, 5 Fuß 7 Zoll groß, gesunde Gesichtsfarbe, hellblondes Haar, kräftig gebaut, linker Arm in Folge eines Bruches kürzer als der andere, geborener Hannoveraner, spricht schlecht englisch, ist an mehreren Stellen tätowiert.)

Die Überlebenden, Schiffsleute wie Gefangene, fanden sich zusammen auf einer schmalen, unter der Tropensonne glühenden Sandbank. Kapitän Edwards ließ für sich und seine Leute Persennige aufspannen. Den Gefangenen verweigerte er ein altes Bootssegel, mit dem sie sich gegen die Sonne schützen zu dürfen baten. Da gruben sie sich bis an den Hals in den Sand ein — —.

Einige Wochen waren erforderlich, um vier Boote in Stand zu setzen, und wieder war Timor das Ziel. Wer an die Duplizitätstheorie glaubt, mag sich noch anmerken, daß ein Leutnant Hayward, der als Midshipman auf der „Bounty“ Blighs Los geteilt hatte, nun mit Edwards zum zweiten Male eine Bootsreise nach Timor machen mußte. Der Weitertransport der Gefangenen von Timor ab ging ohne Unfall vonstatten.

Am 18. September 1792 wurden in Portsmouth sechs der Meuterer zum Tode verurteilt und vier freigesprochen. Ge-

henkt wurden schließlich aber nur drei, die übrigen begnadigt und rehabilitiert, darunter ein Midshipman Peter Heywood, einer von denen, auf die Bligh es besonders abgesehen hatte; es gelang Bligh jedoch nicht, die Abänderung des Urteils zu hintertreiben. Heywood hat im Gefängnis, während die Entscheidung über Tod und Leben schwebte, das erste Wörterbuch der tahitischen Sprache verfaßt, und seine spätere Laufbahn in der britischen Marine war lang und ehrenreich.

Damit endete einstweilen das Drama, das soviel Aufsehen erregt hatte. Christian und seine acht Genossen waren verschollen. Man vergaß sie in dem Getöse der Koalitionskriege.

Im Jahre 1808 lief das amerikanische Schiff „Topaz“ die Insel Pitcairn an, die, kaum bekannt, schwer zugänglich, 1200 Meilen von Tahiti entfernt liegt und für unbewohnt gehalten worden war, und fand dort inmitten einer aus mehreren eingeborenen Frauen und Mischlingskindern bestehenden Bevölkerung einen einzelnen Engländer, der sich Alexander Smith, alias John Adams nannte und sich als letzter der „Bounty“-Flüchtlinge zu erkennen gab. Diese Nachricht blieb in Europa unbeachtet. Man war daheim immer noch ausschließlich mit Napoleon beschäftigt.

Nach weiteren sechs Jahren kamen ebenso zufällig zwei englische Kriegsschiffe, „Briton“ und „Tagus“, auf einer Kreuzfahrt nach Pitcairn. Adams glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, aber der englische Kommodore beruhigte ihn. Die Straftat war verjährt. Und nun erst entfielen vor den Augen einer erstaunten Welt die Endschicksale der letzten Meuterer einer fünfundzwanzigjährigen Verborgenheit.

Die Meuterer waren gerades Weges nach Pitcairn gefahren und hatten die Insel unbewohnt gefunden. Spuren früherer Besiedelung waren allerdings vorhanden. Unterhalb des Piffs, der die Bounty Bay genannte Landungsstelle überragt, befanden sich mehrere steinerne Idole, je 6 Fuß hoch, auf einer jener aus Felsplatten gebauten Plattformen — paepae —, die für das alte heidnische Polynesien charakteristisch sind. Einige menschliche Skelette, die Schädel auf Perlmutteruschalen gebettet, wurden ausgegraben, desgleichen Steinärzte, Lanzenspitzen u. a. m.,

und ferner fand sich an einer schwer erreichbaren Felswand eine Inschrift in unentzifferbaren Hieroglyphen.

Diesen Funden schenkten die Flüchtlinge natürlich keine Beachtung. Auf ihre Sicherheit kam es ihnen an! Abgelegen genug war die Insel, erst 1767 entdeckt, von Carteret auf seiner Weltumsegelung, und geographisch mangelhaft bestimmt. Nur durch Zufall konnte ein Schiff hierher geraten. Aber die Deserteure mußten sich auch gegen Desertion, gegen Verrat der eigenen Sache schützen. Darum verbrannten sie, einem berühmteren Beispiele folgend, die „Bounty“ hinter sich.

Die nächsten Bedürfnisse waren Nahrung und Liebe! Die kleine Kolonie bestand aus 9 Weißen, 6 Tahitiern, 12 Tahitierinnen und einem kleinen Mädchen. Diese Eingeborenen hatten sich schon in Tahiti den Fremden angeschlossen und waren aus persönlicher Ergebenheit, gemischt mit Bewunderung, mitgegangen. Dafür wurde ihnen nun zugemutet, mit ihrer Hände Arbeit die Angehörigen der höheren Klasse zu ernähren, und das taten sie. Die Insel ist zwar nur drei Quadratkilometer groß und felsig, enthält aber zahlreiche fruchtbare Plätze. Es gab Kokospalmen, Bananen, Dams und dergleichen. Schweine und Hühner hatte man mitgebracht.

Auch die Frauenfrage wurde glatt gelöst. Großmütig begnügten sich die Europäer je mit einer. In den Rest durften sich die Tahitier teilen. Das Mädchen kam in den Reservefonds.

Somit war alles aufs beste geregelt, und die ersehnte Inselwonne konnte beginnen. Aber es wurde eine Hölle auf Erden.

Die Insel — das ist, denkt man, windüberwehte, sonnenbeglänzte, meerumrauschte Poesie. In Wahrheit ist sie eine teuflische Erfindung, eine Maschinerie, mit der die Natur aus dem Menschen herausholt, was in ihm steckt, und zwar steht die Größe des Ergebnisses in umgekehrtem Verhältnis zu den jeweiligen Dimensionen des Apparates. Denn die Insel ist das Land, das von allen Ländern am nachdrücklichsten seinen Bewohner, wohin er auch strebe, auf sich zurückverweist: Sei du selbst,

sei ein Einziger! Zehn Jahre dauerte es hier, bis nur ein Einziger übriggeblieben war!

Gewiß hätten die Tahitier, wären sie allein gewesen, sich besser miteinander vertragen. Sie brachten feste, wenn auch unvollkommene Voraussetzungen mit, die überdies in die Umgebung hineinpaßten, Begriffe, die ihnen noch Achtung einflößten. Ihre Vorfahren hatten das Problem, wie Menschen in enger Umgrenzung geregelt und einigermaßen friedlich leben konnten, bereits gelöst. Anders die Weißen! Sie hatten sich von dem Zwange anerzogener Vorstellungen befreit, hatten die Lebensform, die sie in enger, mit Pflichten reich, mit Rechten karglich ausgestatteter Bahn gehalten hatte, rebellisch zerbrochen, und jetzt gingen ihnen die Augen darüber auf, daß einen jeden nichts hemmte als die Kraft jedes anderen, nichts schützte als die eigene Kraft. So verfielen sie bald in den „alten Urstand der Natur“ und mußten von vorn anfangen. Zunächst allerdings hielten sie instinktiv wenigstens gegen die Farbigen zusammen.

Von den neun Engländern waren zwei Intellektuelle, außer Christian der Midshipman Edward Young, einer adligen Familie entstammend. Die anderen waren gewöhnliche Seeleute, und es versteht sich, daß sie keine Überlegenheit der Bildung mehr anerkannten. Christians Autorität insbesondere ließ bald nach. Er konnte schüren und führen, aber nicht regieren. Als seine Nautik überflüssig geworden war, wurde er stillschweigend allmählich abgesetzt. Es wird erzählt, er habe nichts getan, um seine Stellung zu halten, und in finsterner Zurückgezogenheit, von Furcht und Reue gepeinigt, den Dingen ihren Lauf gelassen.

Der erste Streit brach aus, als die Frau eines der Seeleute an einer Krankheit starb und die Weißen ihm durch gemeinsamen Beschluß eine der drei mit den Tahitiern in Polyandrie lebenden Frauen als Ersatz verliehen. Die Tahitier fanden, daß die Grenze ihrer Anspruchslosigkeit damit überschritten sei, und verweigerten zum ersten Male offen den Gehorsam. Schon längst grollte es bei ihnen insgeheim gegen die Herren, die stolz und faul dahinschmarozten. Einige der Tyrannen pflegten böse zu werden, wenn die Arbeit nicht Gnade fand vor ihren Augen; einst selbst geprügelt, prügelten sie jetzt ihre Sklaven und streuten

Salz in die Wunden. Die Insel teilte sich in zwei feindliche Lager. Caliban sann auf Empörung gegen Prospero.\* Ein Komplott zur Ermordung der Weißen kam zustande und wurde beizeiten verraten — durch die Frauen! Sie verleugneten die „sympathie de peau“. Acht fühlten sich geehrt, und die übrigen drei wären gern in der gleichen Lage gewesen, sie dachten egogam — und polygyn! Aber es hieß vorsichtig sein und die Wachsamkeit täuschen. Darum machten sie es also: Eine — und das war gerade die, die von einer simplen Kanakerfrau zur Gemahlin eines weißen Häuptlings befördert werden sollte — sang sich beim Schaffen in der Pflanzung, wie gewöhnlich, ein Lied und fügte zwei Zeilen hinzu:

„Warum schleift brauner Mann seine Art?  
Er schleift sie, um weißen Mann zu töten!“

Es geschah unauffällig, unauffällig hörte eine andere den Gesang und trug ihn zu den Europäern, und damit begann der Krieg. Die Europäer hatten die Feuerwaffen, die Eingeborenen wußten das Gelände besser auszunutzen. Hinterhalt und Überfall wurden beiderseits mit wechselndem Erfolge angewendet. Zwei Jahre, bis 1794, dauerte dieser Zustand. Dann waren alle tahitischen Männer, aber auch fünf Weiße, darunter als erster Christian, gefallen. Adams wurde schwer verwundet, kam jedoch mit dem Leben davon.

In der darauf eintretenden Ruhepause muß die Erinnerung an die durchlebten Greuelthaten den armen Weibern den Verstand verwirrt haben. Man sah sie eines Tages im Busch beisammen sitzen, die Schädel der fünf ermordeten Weißen in den Händen! Mit Mühe wurden sie bewogen, die Schädel herzugeben, die dann beerdigt wurden.

Das nächste Ereignis war ein Fluchtversuch der Weiber. Sie setzten ein beschädigtes Boot der „Bounty“ notdürftig instand, um darin den Ort des Grauens zu verlassen. Es wäre ein lang-

---

\* Vgl. Roscher-Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung, Leipzig, 1885, S. 125, über die Veranschaulichung des Verhältnisses zwischen Kolonisten und Eingeborenen in Shakespeares „Sturm“.

samer Selbstmord geworden. Wo hätten sie hingelangen können?\* Mit Ueberredung und Gewalt wurde das Unternehmen verhindert. Doch mit dem Ansehen der Weißen war es vorbei. In ihrer Verzweiflung verschworen sich die Weiber zur Ermordung der Männer! Auch dies Komplott kam ans Tageslicht. Die Weiber erhielten Verzeihung — man brauchte sie ja, ökonomisch und sexuell. Bald danach versuchten sie ein zweites Mal, die Männer zu ermorden, im Schlafe, und wieder wurden sie begnadigt, diesmal mit Todesandrohung für den Fall der Wiederholung.

Seitdem fühlten sich die Weißen von der Seite sicher; nun aber schlich gegenseitiges Mißtrauen in ihre Gemüther. Jeden beherrschte die Furcht vor der Furcht des andern, jeder glaubte, daß sein eigenes elendes Dasein erst mit dem Tode des andern sicher sei!

In dieser Zeit erschien einmal ein Segel am Horizont und erregte Bestürzung und Einigkeit. Als es sich wieder entfernte, begann das alte Leben von neuem.

Da trat eines Tages Mac Coy taumelnd, seigend und lallend in die Hütte Quintals, der in freudiger Verblüffung mit dem erfahrenen Blick des alten Kenners feststellte, daß Mac Coy total betrunken war. — Womit? Woher? — Mac Coy verstand die Kunst des Destillierens. In der zuckerhaltigen Wurzel der auf allen Südsee-Inseln heimischen *Dracaena terminalis* (cordyline) hatte er einen brauchbaren Grundstoff ermittelt und mit Hilfe eines alten Kessels aus der Kombüse der „Bounty“ in der Heimlichkeit, deren große Erfinder und Menschheitsbeglucker zur ungestörten Vollendung ihrer schöpferischen Gedanken bedürfen, eine Schnapsfabrik eingerichtet. Das Zeug schmeckte scheußlich, aber es machte lustig und mutig. Mac Coy selber trank am meisten oder konnte am wenigsten vertragen. Er bekam das Delirium, band sich einen

---

\* Die nächsten Inseln sind Deno und Henderson's Island, beide je ungefähr 100 Seemeilen nördlich bzw. nordöstlich von Pitcairn, unbewohnte und unbewohnbare Korallengebilde. Auf Henderson's Island entdeckte man 1851 zufällig in einer Felsenhöhle acht Menschengeriippe. Einige Brackstücke am Strande erzählten das übrige von einer jener vielen Tragödien, die die Südsee angerichtet und angesehen hat.



Sitzanz samoanischer Mädchen unter Führung zweier Taupous



Samoanische Dorfjugend am Strande



Bier tanzende Mädchen. Die dahinter sitzende Korona begleitet den Tanz mit rhythmischem Gesang und Takt schlagen



Mimischer Tanz junger Männer, Samoa



Stein um den Hals und endete sein Leben durch einen Sprung von den Basaltklippen ins Meer.

Quintal kam, mit Recht oder Unrecht, in den Verdacht, Young und Adams nach dem Leben zu trachten, und wurde daher von ihnen mit einer Axt erschlagen.

Kunmehr waren der Edelmann und der Matrose aufeinander angewiesen. Aber sie erhielten keine Gelegenheit zu erproben, ob sie auf die Dauer friedlich ausgekommen wären, da Young an Asthma starb — so berichtete wenigstens Adams — und diesen als Alleinherrscher zurückließ. Wie alle bisherigen Ereignisse wird ebenfalls menschlich begreiflich sein, daß Adams jetzt in sich ging und fromm wurde. Vermitteltst einer übriggebliebenen Schiffsbibel machte er sich daran, seine Untertanen, so gut er konnte, zu bekehren und zu unterrichten, und er vermochte verhältnismäßig beachtenswerte Erfolge auf beiden Gebieten aufzuweisen, als er, ein Patriarch mit blutbefleckten Händen, mit der Außenwelt wieder in Verkehr gelangte.

Dieser Übergang von Verworfenheit zu Reinheit und überhaupt das Nochniedagewesene einer solchen Episode in der episodischen Kolonialgeschichte verschafften den Pitcairnern auf lange Zeit hinaus das liebevolle Interesse weitester Kreise. Die Väter waren als Verbrecher versemst und verfolgt worden, die Kinder wurden sorgfältig verwöhnt. Man unterstützte die Siedlung, die seitdem als eine an Neusüdwales angeschlossene Kolonie behandelt wurde, mit behördlichen und privaten Zuwendungen, soweit die Entfernung es zuließ. 1831 wurde das Völkchen nach Tahiti verpflanzt, da Dürre und Krankheiten seinen Bestand bedrohten. Jedoch kehrten die Pitcairner bald zurück; sie fühlten sich unter dem französischen Protektorat nicht heimisch, und ihre Sittlichkeit geriet in Gefahr. 1856, als die Bevölkerung auf 194 Seelen angewachsen war, befürchtete man Nahrungsmangel und schaffte sie nach der Norfolkinsel, die einst eine Sträflingskolonie gewesen war. Aber auch dort war ihres Bleibens nicht lange. Norfolk ist zwar ungefähr zehnmal größer als Pitcairn und hat fruchtbaren Boden genug, liegt indessen schon so weit südlich, daß der Landmann *F a r m e r* sein

muß, und zu diesem schweren Berufe eigneten sich die guten Pitcairner denn doch nicht. Die alte Heimat nahm sie wieder auf und behielt sie. Ihre Zahl ist durch vereinzelte Abwanderung auf 144 (letzter Zensus 1907) gefallen, von Übervölkerung gegenwärtig keine Rede mehr.

Sie sind ein kräftig entwickelter Menschenschlag mit geringen körperlichen Merkmalen degenerativer Inzucht. Auf geistigem Gebiet gehört dazu vielleicht ein Mangel an Ausdauer und Energie in allem, was sie tun, ausgenommen gottesdienstliche Verrichtungen. Die Frauen arbeiten mehr als die Männer, was sonst in Polynesiern nicht der Fall ist. Im ganzen gibt es acht Familien auf der Insel. Fünf davon stammen von Meuterern (Adams, Christian, Mac Coy, Quintal und Young; vier Meuterer haben keine oder keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen) und bilden gewissermaßen die Aristokratie. Die andern drei Familien sind Nachkommen von Abenteurern, die sich später, durch die Pitcairn-Legende verlockt, den Insulanern gesellten.

Ehrgeiz, Eifersucht und Neid treiben mitunter die sonderbarsten Blüten. Man sollte es kaum für möglich halten, daß sich unter mehreren dieser weißen Neuankömmlinge nach Adams' Tod (1829) ein heftiger Zwist um die Nachfolge erhob. Die Missionsleitung schritt ein und entschied zugunsten eines Iränders Nobbs, eines vielgewanderten Mannes, der nach wechselvollen spannenden Erlebnissen in allen Meeren und Weltteilen, in der englischen und chilenischen Marine, zumal nach seiner Errettung aus den Klauen des berüchtigten Piratengenerals Benevideis, von dem Wunsch ergriffen war, sein Leben in beschaulicher, gottgefälliger Abgeschlossenheit mit guten Werken zu beschließen. Er hat mehrere Jahrzehnte als Pfarrer und Lehrer unter den Pitcairnern gewirkt und scheint, trotz mangelhafter beruflicher Vorbildung, seine Amtspflichten ganz wacker versehen zu haben.

\*

Nach dem Drama von Pitcairn die Komödie von Nassau! Diesen Namen trägt eine unbewohnte kleine Koralleninsel, die zur Tokelaugruppe gerechnet wird. Zwei

unternehmende deutsche Kolonisten, brave und betriebsame Leute, die mit zwei Schwestern, samoanischen Mischlingen, verheiratet waren, kauften das Eiland und siedelten dahin über, um durch Ausbeutung der Kokospalmenbestände, Schildkrötenfang usw. reich zu werden. Ich sehe noch das Segelschiff, das die beiden Familien einträchtig mit ihrer Habe und Ausrüstung in das Land der Verheißung bringen sollte, den Hafen von Apia verlassen: Hurra, Hüteschwenken, Tücherwedeln an Bord und an Land!

Noch vor Ablauf eines Jahres kehrten sie mit einer kleinen Ladung Kopra zurück, bitter verfeindet, und wir hörten, daß schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft ein jeden persönlichen Verkehr ausschließendes Zerwürfniß ausgebrochen war. Von da ab lebte jede Partei streng für sich, in zwei Häusern getrennt, die nur etwa hundert Meter voneinander entfernt waren, ging der Gegenpartei möglichst aus dem Wege (bei nur zwei Quadratkilometern Spielraum!) und drehte ihr, wenn sie dennoch in Sicht kam, den Rücken zu. Die Frauen hielten treu zu den Männern. Nur ganz allmählich vermochten später die mildernden Einflüsse der samoanischen Gesellschaft ausföhnend zu wirken.

Tropenkoller? — Nein, I n s u l a t i o n mit ihren Folgen, die, bis ins Pathologische hineinreichend, erkennen lassen, daß Zahl und Raum, so sehr sie dem Sichauslebenwollen der Instinkte anfänglich entgegenkommen, schließlich den Altruismus mehr fördern, als es die Beschränkung tut. Die Erscheinungen des individuellen Verhaltens wiederholen sich keineswegs immer schematisch im Leben der Gemeinschaften; die Seele eines Menschen und die eines Volkes sind keine mathematischen proportionierten Größen. Aber die Analogie ist doch aufschlußreich. Setzt man voraus, daß ein Inselvolk, das sich innerlich endlich ausgeglichen und geordnet hat, nach Außenbetätigung strebt und sich die Mittel schafft, mit nahegelegenen Küsten in willkürliche Beziehungen zu treten, so leuchtet ein, daß ihr gezüchteter, harter Egoismus breiter angelegten Volkscharaktertypen überlegen sein mußte. Darauf beruhte schließlich die Hegemonie, die in der Südsee — und anderswo — häufig von

kleinen Inseln über größere, über Archipele ausgeübt wurde, als da sind: Manono in Samoa, Tonga über Samoa und Fiji, Savo in den Salomon usw.

\*

Endlich noch ein Dokument insularischen Größenwahns, ein Stück Papier, das sich im Besitze eines Häuptlings von Taiohaë, Nukuhiva (Marquesas), befand und folgendermaßen lautete:

Nous, Charles, baron de Thierry, chef souverain de la Nouvelle-Zélande, roi de l'île Noukou-Hiva, certifions avec plaisir que Vavanouha, chef de Portua, est l'ami des Européens, et qu'il s'est toujours conduit, à notre égard, avec décence et bienveillance. En conséquence de quoi, nous le recommandons aux bons soins de tous les navigateurs qui peuvent demeurer ici en toute sécurité.

Donné à Port-Charles (Anna Maria), île Noukou-Hiva, le  
23 Juillet 1835. Charles, baron de Thierry.

Par le roi, Ed. Fergus, colonel, aide-de-camp.

(Wir, Karl, Baron Thierry, souveräner Herr von Neuseeland, König der Insel Nukuhiva, beurfunden hiermit gern, daß Vavanua, Häuptling von Portua, europäerfreundlich ist und daß er Uns gegenüber stets Takt und guten Willen bewiesen hat. Wasmassen Wir ihn allen Seefahrern empfehlen, die sich hier in völliger Sicherheit aufhalten können.

Gegeben in Karls-Hafen (Anna Maria), Insel Nukuhiva,  
23. Juli 1835. Karl, Baron Thierry.

Im Namen des Königs, Ed. Fergus, Oberst, Adjutant.)

Das war kein fauler Witz. Thierry hatte in Akaroa auf Neuseeland eine französische Ansiedlung begründet mit dem Ziele, König von Neuseeland unter französischer Oberhoheit zu werden. Hofstaat und Ministerium hatte er gleich mitgebracht. Als die Engländer ihn an die Luft setzten, versuchte er sein Glück in Nukuhiva. Er war ein Geistesverwandter des Marquis de Rays, der aber nebenher noch einen Stich ins Religiöse hatte und drittens ein gefährlicher, gewissenloser Schwindler

war. Seine berüchtigte Expedition nach Port Breton auf Neu-Mecklenburg 1879—82 kostete Hunderten von fromm- und gutgläubigen Auswanderern das Leben.

## Rassenmischung und Rassenhaß

Man würde der Mischrasse, die aus Verbindungen von Europäern mit Poly- und Mikronesierinnen\* hervorgegangen ist, unrecht tun, wenn man die Pitcairn-Insulaner als Durchschnitt ansähe. Es finden sich unter diesen „halfcastes“, wie man sie nach anglo-indischem Sprachgebrauch nennt, oder „Euronesiern“ körperlich und geistig gut veranlagte und entwickelte Individuen. Die manchmal wahrnehmbaren Charaktermängel sind nur zum Teil auf Vererbung — und zwar, warum nicht auch von belasteter väterlicher Seite her? —, im übrigen auf die Einflüsse einer Umgebung zurückzuführen, die zur Erziehung von Kindern im europäischen Sinne nicht geeignet ist. Unwillkürlich legt der weiße Beobachter seinen Maßstab an und findet dann natürlich unschwer erhebliche Defekte, deren viele aber gewiß auch bei einem weißen dort aufgewachsenen Kinde auftreten würden. Desgleichen blickt der Eingeborene, der seine Inferiorität mit dem Stolze vollblütigen Autochthontums auszugleichen sucht, mit geringer Achtung auf den Mischling, zumal ihm dessen Deklassierung durch den Europäer nicht entgeht. Hierin liegt der tragische Widerspruch im Leben des Mischlings. Er verdankt es einer wechselseitigen Anziehung heterogener Größen, dem erotischen Reize des Fremdartigen, des „Mal-was-anderes“, — und doch wird er von Vaters und Mutters gleichen nicht für voll angesehen. Das Milieu — um den lange üblich gewesenen Ausdruck aus dem Lexikon der

\* Mischlinge zwischen Europäern und Melanesierinnen bzw. Papuanerinnen sind, da engere Berührungen mit diesen Rassen viel später begannen, vorerst noch in so geringer Zahl herangewachsen, daß mit einem abschließenden Urteil noch zurückgehalten werden muß. Fijianisches Halbblut kann kulturell zu den Euronesiern gerechnet werden; die Fijianer sind selber schon stark mit Polynesiern gemischt und waren auch vermöge ihrer geographischen Lage polynesischen Kultureinflüssen ausgesetzt. (Vgl. S. 67.)

Rassenlehre zu nehmen — enthält vor allem einen sehr schädigenden Faktor, das soziale Vorurteil, das sich in der von hergebrachter Unanfechtbarkeit getragenen Meinung äußert, der Mischling habe ausschließlich die schlechten Eigenschaften beider Rassen geerbt. Diese Ansicht kann unzweifelhaft keine allgemeingültige Berechtigung beanspruchen; aber sie ist da, jeder kennt sie, und sie wirkt nach beiden Seiten hin schädlich. *God made the Whites and the Blacks, but the Devil made the Halfcastes!* sagt ein brüskes englisches Wort\*. Wie schwer muß es einem dadurch gebrandmarkten menschlichen Wesen werden, für sich allein, geschweige denn für seine Genossen den Beweis des Gegenteils zu erbringen! Den Umstand, daß Mischlingskinder, die in Europa erzogen werden, durchgängig gut einschlagen, möchte ich nicht nur auf die besseren Erziehungseinrichtungen hochzivilisierter Länder, sondern vor allem darauf zurückführen, daß das Rassenvorurteil daheim schwächer ist als an der Peripherie und stellenweise ganz fehlt. Verleihen doch bei uns exotische Außerlichkeiten dem damit Behafteten oft den Schimmer des Interessanten.

Aus diesen Bemerkungen wolle man ersehen, daß ich in der vielerörterten Streitfrage „Rasse oder Milieu“ den von der Wissenschaft mehr und mehr anerkannten vermittelnden Standpunkt teile. Ohne der Gelehrsamkeit ins Handwerk pfuschen zu wollen, habe ich für mich aus unzähligen Einzelbeobachtungen unter allen möglichen reinen oder vermeintlich reinen und gemischten Rassen und Völkern gefunden, daß die Elemente der Umgebung die Werkzeuge sind, mit denen die Natur den durch die Örtlichkeit jeweils bedingten Rassentypus erschafft. Vererbung erspart oder erleichtert ihr die Mühe. Wird die da-

---

\* Gott erschuf die Weißen und die Farbigen, aber die Mischlinge hat der Teufel erschaffen. Ein für weibliche Schönheit empfänglicher englischer Aristokrat hat die Redewendung in Tahiti, wo unter hauptsächlich französischer Beteiligung ein zahlreiches Mischvolk entstanden ist, folgendermaßen variiert: *If God made the Blacks and the Whites and the Devil the Halfcastes, then, by Jove, the latter has shown better taste.* (Wenn Gott die Weißen und die Farbigen, und der Teufel die Mischlinge erschuf, dann hat wahrhaftig der Teufel besseren Geschmack bewiesen.)

durch begünstigte Kontinuität, der Übergang der Rassenmerkmale durch Vererbung von einer Generation auf die andere ausgeschaltet oder gestört, ersteres bei Verpflanzung, letzteres bei Kreuzung, so treten automatisch sofort die assimilierenden Kräfte der Umgebung in Tätigkeit, um tunlichst den örtlichen Normaltypus herzustellen. Wie der Rassentypus durch die Umgebung jeweils abgewandelt wird, eröffnet sich anschaulich dem, der z. B. die verschiedenen Zweige der angelsächsischen Völkerfamilie praktisch zu vergleichen in der Lage ist. Die Nordamerikaner, und zwar unter diesen wieder die Yankee, die Southerners, die Westerners und die Kanadier, sodann die Australier, die Neuseeländer, die Südafrikaner und die Anglo-Indier weisen auch in ihren reinsten Formen, d. h. ohne nachweisbar fremde Blutbeimischung, im Verhältnis zueinander und zum home-made Englishman körperliche und geistige Unterschiede auf. Ich selber merkte eines Tages, daß ich, ohne es darauf angelegt zu haben, mit ziemlicher Sicherheit den neuseeländischen und den australischen Typus auf den ersten Blick auseinanderzuhalten vermochte. Aber es würde mir schwer fallen, die Unterscheidungsmerkmale in Worte zu kleiden. Die Sprache ist nicht genügend ausgebildet, um solche kleinen und feinen Nuancen aus Sehempfindungen in artikuliertes Denken zu übersetzen.

Welches die Normaltypen sind, läßt sich nur vorbehaltlich bestimmen, da die Natur, ob sie nun schritt- oder sprungweise verfährt, immer arbeitet, nimmer ruht. Wer will etwa sagen, ob die in den Norden des amerikanischen Festlandes — gleichgültig woher? — eingewanderten Rothhäute nicht inmitten eines langamen Bleichungsprozesses begriffen waren und ihn vollendet haben würden, wenn die nach ihnen einwandernden Bleichgesichter sie nicht ausgerottet hätten? Man hat festgestellt, daß die Gesichtszüge angefessener amerikanischer Ansiedlerfamilien denen der eingeborenen Rasse ähnlich werden, und andererseits, daß die Gesichter der amerikanischen Schwarzen dunkelbraun geworden sind. Vielleicht will die Natur damit zu verstehen geben, daß das Symptom der höchsten Kulturhöheit, die helle Farbe, nur in langem, allmählichem Fortschreiten zu

erwerben, und das immer stürmischer werdende Begehren der bereits gehobenen eingeborenen Völker nach Gleichberechtigung übereilt sei. Jener New-Yorker Neger, der vor einigen Jahren während einer besonders lebhaften Periode der von Marc Garvey geleiteten panafrikanischen Bewegung unter seinen Landsleuten zwei Kosmetika vertrieb, eines zur Entfärbung ihrer Haut, das andere zur Glättung ihres Haares, war trotz der spaßigen Verwechslung von Kultur und „Exterikultur“, trotz der landesüblichen Vermengung von Humbug, Geschäft und Politik doch beachtlich als Exponent eines viele Millionen Menschen befehlenden Verlangens. Der Bursche soll ein Bombengeschäft gemacht haben, bis er entlarvt wurde. Ich möchte mal wissen, wie es mit der Rassenfrage bestellt sein würde, wenn es tatsächlich gelänge, der Mutter Natur solch ein Schnippchen zu schlagen!

Daß uns Deutschen die Wirkung des Milieus auf den werdenden Menschen nicht recht geläufig ist — man kann es auch so ausdrücken: wie wenig wir unserem eigenen Milieu zutrauen, obwohl wir doch selber daran mitschaffen —, erhellt aus unserem Staatsangehörigkeitsrecht. Wir lassen in der Regel nur den von deutschen Eltern Geborenen als Deutschen gelten, — also Rassenprinzip, *ius sanguinis*! Die westlichen Völker dagegen, die im Kolonialraum der Erde entstanden sind, zumeist mit Hilfe deutscher Kolonisten, haben außerdem das *ius soli* und erkennen auch den innerhalb ihrer Grenzen von fremden Eltern Geborenen als Volksgenossen an, in der Erwartung, daß er sich angleichen werde.

Als wissenschaftliche Kontroverse war der Streit unvermeidlich infolge der uns innewohnenden (angeborenen oder erworbenen?) Neigung zur logischen Zweiteilung. Wir glauben, oft ohne Grund, daß das, was wir ordnungshalber gedanklich trennen, auch in Wirklichkeit getrennt sein müsse. Ausbreitung und Heftigkeit hat der Streit angenommen, da es in den weitesten Schichten für rühmlicher gilt, wertvolle Eigenschaften ererbt, als sie erworben zu haben. Vererbung verleiht den Anschein einer Art von Prädestination, einer höheren Rasse.



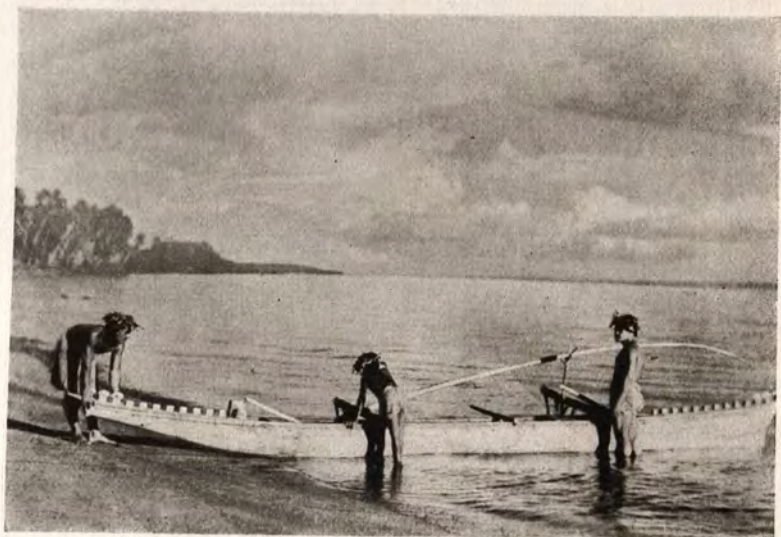


Phot. Underwood & Underwood, Newyork

Eingeborener, eine Kokospalme erkletternd



Herstellung eines Kanus (Einbaum)



Kanu zum Bonitofang, mit Angelrute  
Phot. Underwood & Underwood, Neuyork

Wir gedenken gern unserer Väter. Diese Anschauung mag an sich richtig oder falsch sein, sie ist vorhanden, und daher will mit ihr gerechnet sein. Ihre Argumente wurzeln in dem Boden des Gefühls; die Formel „ererbte Umstände“ wird als fauler Kompromiß abgelehnt. So verhält es sich auch mit dem Volke, das angeblich die Rassenlehre abgeschafft hat, den Engländern. Wenigstens zweifle ich sehr, ob viele Engländer zustimmen würden, wenn man ihnen ins Gesicht sagte, daß ihre unvergleichlichen politischen Erfolge nur oder vornehmlich auf die Gunst der Umstände (geographische Lage, Unfähigkeit der Kontinentalvölker und dergleichen) zurückzuführen seien. Nicht einmal vor der Verwandtschaft macht der Rassenstolz des Engländers halt; doch weiß er ihn nach Zeit und Gelegenheit zu mäßigen. Kommt es darauf an, die Amerikaner zu kajoieren, so werden sie väterlich-wohlwollend „das Volk, das unseren Lenden entsprossen ist“, genannt. Außer Hörweite aber heißt es verächtlich „mongrel race“. Den Amerikanern und den „colonials“ überhaupt fällt es natürlich nicht ein, die Überlegenheit des Altengländers anzuerkennen. Sie meinen, sie seien die renaissance der Rasse und jener bereits senil —, für den Unbeteiligten ein ergötzliches Schauspiel, wie der Mensch davon lebt, daß er sich für besser hält als die anderen. Doch so ist der Mensch nun einmal!

Aus dem Rassenunterschied ergibt sich also bei Rassenberührung unter begünstigenden Umständen einerseits Rassenmischung, andererseits aber ein Gegensatz, der sich bis zum Rassenhaß vertiefen und, aus gefühlsmäßigen und wirtschaftlichen Motiven entspringend, nicht nur Kolonialkriege, sondern auch weltgeschichtliche Auseinandersetzungen größten Maßstabes herbeiführen kann. In Samoa ist es uns geglückt, zwischen Weißen und Eingeborenen trotz aller Konfliktmöglichkeiten stets ein gedeihliches und im allgemeinen zufriedenstellendes Verhältnis zu wahren. Die fundamentalen Rechtsgüter unserer Schutzbefohlenen, Leben, Freiheit und Eigentum, wurden treulich geschützt und ihre Sitten tunlichst geachtet. Es ist sicher kein ausschließlicher, aber doch ein sehr wesentlicher Beweis für die Erfolge dieser Politik, daß

während der deutschen Herrschaft kein Weißer sich an Leib und Leben eines Samoaners vergangen hat. Umgekehrt sind deutsche Beamte und Ansiedler schuldlos Opfer samoanischer Gewaltakte geworden, und es könnte daraus der Vorwurf der Schwäche gegen die deutsche Regierung hergeleitet werden, wenn es sich nicht um vereinzelte Fälle besonderer Art gehandelt hätte, gegen deren Vorkommen und Wiedervorkommen mit allen möglichen und nötigen Mitteln eingeschritten wurde.

## Amok

Bei den Samoanern tritt mitunter eine dem Amok der Malaien ähnliche Gemütsverwirrung auf, wenn ein ansteigender Affektablauf durch äußeren Zwang unterbrochen und gehindert wird. Der Anlaß der Erregung kann verschiedenster Art sein, doch kenne ich nur einen einzigen Fall, wo es nicht das „où est la femme?“ war! Die Leidenschaft strebt schnell und hemmungslos zum selbstgesetzten Ziel. Stellt sich die Rechtsordnung dazwischen und gebietet Halt, so wird sie zum Gegenstand des Angriffs. Der Amokläufer ist also ein Empörer und, unter der Herrschaft einer kalten chronischen Wut, verbrecherischer Handlungen fähig, die an sich vollkommen bewusst und methodisch verlaufen. Die Herausforderung richtet sich da, wo noch keine europäische Kolonialherrschaft besteht, an das ursprüngliche Sippengesetz, andernfalls natürlich an den weißen Herrn, den Träger der Staatsgewalt, und insofern werden die Weißen für die vermeintliche Unbill, deren Vorstellung den Verirrten bis zur Raserei peinigt, ihm solidarisch verantwortlich, auch wenn sie mit der ganzen Sache nicht das geringste zu tun haben.

Der erste Samoaner, der mir einen tieferen Einblick in die unbegrenzten psychologischen Möglichkeiten seines Volkes verschaffte, war ein etwa dreißigjähriger Mann namens Sitivi aus dem Dorfe Lauili bei Apia. An ihm lernte ich, im Jahre 1906, sechs Jahre nach der Flaggenhissung, daß der sanftmütige, geduldige Südfsee-Insulaner, der so schön in die von den Eng-

ländern so genannte „blue lagoon idea“ hineinpaßt, auch anders kann. Daß Sitivi nach unseren Begriffen ein Taugenichts war — er gehörte zu der kleinen Minderheit von Samoanern, die unter den Ausstrahlungen der Kultur verlumpen —, hatte mit seinem Ende nichts zu tun; die Umstände, die es schließlich herbeiführten, waren durchaus samoanischer Art.

In meinen Gesichtskreis trat er dadurch, daß er, wegen wiederholten Diebstahls im Gefängnis, mich einst zwangsweise als Träger auf einer amtlichen Reise begleitete, und er rettete mich dabei aus einer großen Gefahr, als ich, einen angeschwellenen Fluß durchschreitend, den Boden unter den Füßen verlor. — Ich nahm ihn später in meinen persönlichen Dienst, wodurch zwischen uns das patriarchalische Verhältnis von Hausvater zu Haussohn begründet wurde. Aber er hielt nicht lange aus. Das Ewigweibliche zog ihn hinan. Er ging nach Lauli'i zurück und nahm sich eine Frau. Damit begann das Unheil. Die Erwählte wurde ihm untreu, und als er dahinterkam, verließ sie ihn. Der Haß des betrogenen Ehegatten richtet sich in Samoa fast ausnahmslos gegen den mitschuldigen Dritten. Die schuldige Frau kommt mit einer Tracht Prügel davon, oder sie wird verstoßen. Hier kam es anders, weil der Ehebrecher sich bereits in Sicherheit gebracht hatte. Sitivi eilte der unter dem Schutze von Verwandten heimkehrenden Frau nach und feuerte aus dem Hinterhalt einen Revolverchuß auf sie ab, der dicht am Herzen vorbeiging. Sie wurde gerettet und geheilt, und Sitivi, der sich in der Reaktionsapathie nach gelungener Rache ruhig einfangen ließ, kehrte zu achtjähriger Freiheitsstrafe in das Gefängnis zurück. Man darf sich unter dieser Einrichtung keine Strafanstalt nach europäischem Muster vorstellen. Damals bestand das fale puipui, der calabus\* von Apia aus einer Anzahl samoanischer Hütten, die mit einem Wellblechzaun umgeben waren, am Eingang stand ein Bungalow aus Holz zur Unterbringung einiger eingeborener Polizisten. Die geringe Kriminalität der Samoaner und ihre normale Fügsamkeit recht-

---

\* Fale puipui, samoanisches Wort für Gefängnis; calabus, im Küstenjargon desgleichen (siehe Seite 24).

fertigten ein mildes Einschließungssystem, zumal unsere etatsmäßigen Mittel im Anfang sehr bescheiden waren und uns keine kostspieligen Bauten gestatteten. Entweichungen wären ein Kinderpiel gewesen, kamen aber nicht vor. Es war nichts Ungewöhnliches, einen oder mehrere Sträflinge nach getaner Außenarbeit — Begearbeit oder -reinigung oder dergleichen — abends ohne Aufsicht in das Gefängnis heimkehren zu sehen, in Eile sogar, wenn es schon spät war, damit sie das Tor noch offen fanden! Erst als chinesische Kulis als Pflanzungsarbeiter ins Land kamen, wurden wir zu einem strengeren Strafvollstreckungsverfahren genötigt. Von ihnen lernten die Samoaner eigentlich erst das Ein- und Ausbrechen. Bis dahin beschränkte sich das Begehren nach fremdem Gut auf Felddiebstahl\*, und ein richtiggehender samoanischer Spitzbube war eine Seltenheit. Ich habe in jenen seligen Zeiten stets bei offenen Türen geschlafen und bin nie bestohlen worden.

Mit Sitivi machte man von vornherein eine Ausnahme, da man ihm doch nicht recht traute. Er wurde in dem Bungalow untergebracht. Nach wenigen Wochen war er auf und davon. Seine etwas ungeberdige Art hatte ihm Konflikte mit den Polizisten zugezogen, die ihre Amtsgewalt vielleicht zu eifrig an ihm ausübten. Darum ging er weiteren Auseinandersetzungen aus dem Wege und nach Lau'i zurück. Dort fand ihn die Polizei im Kreise seiner Familie und sperrte ihn wieder ein, nunmehr sicherer, wie man glaubte. Neue Flucht und neue Streife nach Lau'i, diesmal aber vergeblich! Im Dorfe war er nicht, und im gebirgigen, wald- und dschungelbedeckten Hinterland, wo er von Jugend auf jeden Weg und Steg, jeden Schlupfwinkel kannte, war er geborgen wie die Stecknadel im Heuschuber, zumal ihm seine Sippe unzweifelhaft heimlich Vorschub leistete. Der Grundsatz: „Einer für alle, alle für einen“ gilt voraussetzungslos, ist die oberste Norm der Sippenmoral und kommt daher auch einem Individuum zugute, das in unseren Augen ein Verbrecher ist. Als mir klar geworden war, daß die Suche

---

\* Im Kriege galt allerdings unbedingtes Plünderungsrecht gegenüber Feinden, Neutralen (Weißen) und Freunden.

nach Sitivi auf dem üblichen amtlichen Wege vergeblich sein würde, mußte ich persönlich eingreifen, um das wankende Ansehen des Gesetzes wiederherzustellen. Das böse Beispiel konnte ansteckend wirken, wenn unsere noch junge Herrschaft einer so einfachen Probe nicht gewachsen war. Ich befand mich vor der Alternative: entweder Druck auf die näheren Angehörigen des Flüchtlings oder Massenaufgebot fremder Dörfer. Das erstere Mittel war im Erfolge zweifelhaft — würden die Lau'i'i-Leute einen der Ihrigen herausgeben? Im verneinenden Falle mußte sich die Krise verschärfen. Doch war auf diesem Wege die Entstehung innerer politischer Schwierigkeiten zunächst zu vermeiden. Bei dem anderen Mittel lag es etwa umgekehrt. In Samoa bestehen zwischen den verschiedenen Dörfern, Sippen und Stämmen aus alter Zeit soviel unausgetragene Rechnungen, Reibungsflächen und Eifersüchteleien, daß es nicht schwer hält, einen gegen den anderen in Bewegung zu setzen. Das macht aber auf lange Zeit hinaus böses Blut, und es ist nicht leicht, die Geister, die man rief, wieder loszuwerden. Also wandte ich mich zunächst unmittelbar an Lau'i'i und verlangte kategorisch Auslieferung. Mehrere Tage vergingen spannungsvoll. Dann erschienen die Häuptlinge in Apia und brachten den Gesuchten vor mein Haus, wo er einen Revolver nebst einer Anzahl Patronen zu meinen Füßen niederlegte. Wo die Waffe — dieselbe, mit der er seine Freveltat begangen hatte — herstammte, ist nie aufgeklärt worden. In der internationalen Zeit waren die Samoaner mit Schießgewehren aller Art überreich versehen gewesen. Später waren sie gegen Entschädigung entwaffnet worden, aber es war wohl allenthalben im Lande zurückgeblieben. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich in Sitivis Augen einen von mir an Samoanern bisher noch nicht wahrgenommenen fremden, wilden Ausdruck, einen trüben, glasigen Schimmer, der Ables ahnen ließ.

Da die Polizei von nun an für den Gefangenen nur einstehen zu können erklärte, wenn sie ihn in Eisen legen dürfe, und der mangelhafte Zustand des Gefängnisses ihr ein Recht dazu gab, mußte ich meine Einwendungen gegen dieses mit dem persönlichen Ehr- und Freiheitsgefühl des Samoaners unvereinbare

Zwangsmittel fallen lassen. Es war aber wohl nicht die Kette selbst, sondern der Hohn der eigenen Landsleute, der zuletzt die Katastrophe auslöste. So spottlustig der Samoaner ist, so empfindlich kann er auch gegen Spott sein, wenn die begleitenden Umstände seine natürliche Gutmütigkeit, sein Verständnis für Wiße, die auf seine Kosten gehen, stören. Letzteres tritt meist bei Frozzeleien politischer Art ein. Die samoanische Phraseologie enthält eine ganze Auswahl von Stichel- und Stachelreden, mit denen die Angehörigen der einzelnen Dörfer und Landschaften einander nach Gelegenheit aufziehen. In Europa ist ja genau die gleiche Erscheinung zu beobachten. Wir Deutschen besonders haben das im Weltkriege erfahren, und es ist vielleicht ein Beweis unserer internationalen Harmlosigkeit, sowie unserer nationalen Uneinigkeit, daß wir kaum ein richtiges Schimpfwort für unsere äußeren Feinde, wohl aber recht viele Spitznamen und Grobianismen für andersstämmige Landsleute erfunden haben. Wie der gereizte Samoaner auf Unglimpf reagiert, hängt von der Lage des Einzelfalles ab und ist nie mit Bestimmtheit vorauszusagen. Der durch Anlage und Erlebnisse prädisponierte Sitivi war, während er z. B. am Wege hockend das Unkraut mit den Händen ausrupfte — ein Jätmesser vertraute man ihm nicht an —, nicht mehr Manns genug, etwa folgendes lammerherzig hinzunehmen:

„Seht doch den Schwäger, der da prahlte, er habe sein Weib getötet und das deutsche Gefängnis gebrochen! Jetzt kriecht er im Dreck herum und trägt Eisen! Geh, du Großmaul aus Tuamasanga, friß deinen Grind!“\*

Die psychische Explosion erfolgte, als mich dienstliche Obliegenheiten nach Sawaii gerufen hatten. Sitivi löste, vermutlich mit Hilfe eines ihm zugesteckten Werkzeugs, seine Fesseln und entfloh in den Busch, von wo aus er seinen Krieg gegen die verhaßten Weißen begann. Dem Regierungslandmesser S. lauerte er im Gelände auf und warf ihm einen Speer in den

---

\* Dieser Äußerung liegt eine unappetitliche Geschichte aus einem alten Kriege zwischen Uana und Tuamasanga zugrunde, in dem eine Anzahl Tuamasanga-Krieger gefangen und schlecht behandelt wurde.



Leib. Als H.'s Leute herbeieilten, ließ der Rasende von seinem Opfer ab und entfloh. Bei mehreren Einbrüchen fielen ihm zwei Gewehre und Munition in die Hand. Ein Schuß auf den abends auf der Veranda seines Hauses sitzenden Polizeimeister Sch. ging glücklicherweise fehl. Desgleichen mißlang ein Anschlag auf den Dynamitschuppen, aus dem Sitivi sich wirksamere Kampfmittel holen wollte; das Gebäude war gut verwahrt. Tag für Tag versetzte er durch Taten, die nach seiner Auffassung Heldenstücke waren, die europäische Bevölkerung in eine zur Panik ansteigende Aufregung. Die dichte Vegetation, in der die Häuser der Europäer meist eingebettet liegen, sowohl in der Stadt wie namentlich in dem weit in den Busch vorgeschobenen Pflanzungsgürtel, und seine Ortskunde erleichterten ihm seine Unternehmungen.

Ich kehrte auf diese Nachrichten eilends von Savaii zurück, um die Verfolgung persönlich zu organisieren. Kurz vor meiner Ankunft hatte er noch auf der einige Stunden von Apia entfernten Pflanzung Vesea den deutschen Pflanzer H. erschossen, einen jungen, tüchtigen, allgemein geachteten Mann, der ihm nie etwas zuleide getan, ihn überhaupt nicht gekannt und mit den Eingeborenen allgemein auf gutem Fuße gestanden hatte.

Nur durch weiteste Heranziehung der Eingeborenen ließ sich jetzt weiteres Unheil verhüten und der Sache ein schnelles Ende machen. Dazu mußte ich den Samoanern volles Vertrauen schenken, d. h. ihnen alle verfügbaren Waffen überlassen und die Parole „lebendig oder tot“ ausgeben, die übrigens in allen Ländern, wo Amoklaufen vorkommt, ohne weiteres Rechtens ist. Die angeordneten Maßregeln hatten, um es kurz zu sagen, binnen einer Woche den gewünschten Erfolg. Sitivi wurde hinterwärts von Lau'i'i von zwei Leuten des Nachbardorfes Luatuanu'u erwischt und nach kurzer Gegenwehr erschossen.

So also vermag ein Samoaner zu handeln, wenn die Anforderungen, die die Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, an ihn stellt, ihm unerträglich werden. Er wirft sein Leben nicht einfach weg, sondern er schlägt es, im Ansturm gegen die böse Welt, in die Schanze. Bei den Tonganern und den Maoris sind ähnliche Erscheinungen beobachtet worden. Man kann sie

als eine besondere Art des Selbstmordes bezeichnen, der in unmittelbarer Form bei den Samoanern sehr selten ist.

Die beiden nächsten Fälle verliefen ohne Katastrophe.

Ein Großneffe des alten Mataafa, katholisch wie dieser, mit seinem Taufnamen Patelesio geheißen, lebte treu und bieder mit seinem angetrauten Weibe und widmete sich seinem religiösen Amte als Katechet. Da trat ihm der Teufel in Gestalt einer verführerischen jungen Häuptlingsfrau in den Weg. Bald war das Unglück geschehen, und so heftig entbrannte die Liebe, daß die beiden Sünder alle Bande frommer Scheu von sich warfen und zusammen in den Busch entliefen, wo sie, fern von der Welt und unbekümmert um das, was diese sagte, in aller Ursprünglichkeit selbender lebten. Der Oberhäuptling war über den seiner Familienehre abträglichen Skandal empört, ließ das Pärchen einfangen und sandte mir den unartigen Neffen mit der Bitte um exemplarische Bestrafung. Schon war ich im Begriff, eine gehörige Freiheitsstrafe zu diktieren, als mir mein eingeborener Schreiber Tolo zuflüsterte: „Halt ein, Herr, laß ihn nicht ohne eindringliche Ermahnung von dir gehen! Schau seine Augen an, er sieht wie Sitivi aus!“ Und in der That, Tolo hatte recht. In Patelesios Augen glimmte das gleiche unheimlich düstere Feuer, das ich damals in Sitivis Augen wahrgenommen hatte. Er war offensichtlich „verrückt aus Liebe“. Sogleich stellte ich mich auf die pathologische Behandlungsmethode um und ließ eine moralische Philippika mit sorgsam verteilten Hoffnungskörnchen vom Stapel, aus denen der Patient entnehmen konnte, daß wir ihn nicht ganz verdammen und verstoßen wollten. Er verbüßte, unter steter Beobachtung seines Geisteszustandes, die Strafe willig und wurde auf meine Fürsprache von der Sippe wieder in Gnaden aufgenommen. Nur mit dem Kirchenamt war es natürlich für immer vorbei.

Nummer drei war Sio, ein junger Bursche aus Salelesi, einem Sprengel des Dorfes Saluafata, Landschaft Utua. In Salelesi wohnen die Nachkommen einer Schar Tonganer, die vor vielen Jahren aus unbekanntem Gründen ihre Heimat verlassen mußten und hier an Land trieben. Das war ihr Glück. Hätte sie ein böserer Stern z. B. nach Fiji geführt, so wären



Samoaanisches Kriegskanu (zu S. 107)



Dorfplatz mit Häuptlingshäusern, Samoa. Im Vordergrund rechts ein Brotfruchtbaum (zu S. 108)



Brotfruchtbaumzweig mit Früchten (zu S. 108)

sie in ihrer Wehrlosigkeit dort ohne Gnade gefressen worden, und von Sios Liebeserlebnissen wäre nichts zu berichten. In Samoa galt eine mildere Form des uralten Strandrechts. Die Flüchtlinge wurden Hörige des Königs von Utua und bekamen ein Stückchen Land angewiesen. Ja, sie haben sogar ein wertvolles, in ganz Samoa anerkanntes Recht; sie dürfen von jeder Gasttafel, bei jeder festlichen Verteilung von Nahrungsmitteln sich ungebeten eine gute Portion nehmen, wie die Hunde, und daher nennt man sie derb-gutmütig auch *maile* — Hunde —. Sie haben es also im ganzen nicht schlecht. Immerhin, sie sind Knechte. Wehe dem Knecht, der seine Augen zu einer Häuptlingstochter erhebt! Das wußte der gute Sio und begnügte sich, die Taupou von Saluafata platonisch und unerwidert zu lieben —, bis der Zufall ihm zu Hilfe kam. Der Taupou passierte ein Malheur mit einem Mann von Stande. Nicht nur ihre Unversehrtheit, sondern — noch schlimmer — ihr Ruf war dahin, und sie kam für eine Häuptlingsheirat nicht mehr in Betracht. Um sie nun bestens zu verwerten, gaben die Eltern die Gefallene, ohne sie zu fragen, dem darob befehligen Sio zur Frau und stellten auf diese Weise einen Kanal her, durch den die Familie vermöge des Salelesi-Privilegs dauernd und mühelos mit Leckerbissen versorgt war. Doch die Spekulation mißglückte. Die junge Dame hatte von ihrem Selbstgefühl nichts eingebüßt, sie verachtete den minderwertigen Gatten und verließ ihn. Da Sio katholisch und die Ehe nach katholischem Ritus geschlossen war, wandte er sich durch den zuständigen Pater an mich, und ich beschied das Paar vor mich. Sie sahen durchaus nicht ungleich aus. Das Mädchen war eine raffige Schönheit, eines der sehenswürdigsten Exemplare, die dieser Menschenschlag hervorbringen kann, mit etwas von dem, was der Franzose „*beauté du diable*“ nennt. Und er hätte einem Bildhauer als Modell dienen können, wie viele dieser jungen Herkulesse. Dennoch waren beide durch eine Kluft sozialer Anschauungen getrennt. Mit teils sanfter, teils nachdrücklicher Überredung stellte ich das eheliche Zusammenleben wieder her. Natürlich dauerte es nur eine Weile, dann war sie wieder fort. Als sich das noch einmal mit demselben Scheinerfolg wiederholt hatte, ließ ich

den Pater wissen, daß ich von nun ab nicht mehr eingreifen würde. Trotzdem erschien Sio von neuem und sagte sein Sprüchlein her, und diesmal schaute mich aus seinen Augen unverkennbar Sitivi an! — Da raffte ich mich denn zu einer langen Predigt über das Thema: „Tu l'as voulu, George Dandin!“ auf, und es gelang mir, den verunglückten Ehemann zu überzeugen, daß eine andere Frau das beste Heilmittel für die Wunden sein werde, die Liebeschmerz und Spott verursachen.

Mit ein wenig „Triskopie“ und gut Zureden ließen sich die meisten Fälle im Entstehen verhindern, wenn man ihrer rechtzeitig habhaft würde. Leider ist das keineswegs immer möglich. So war der letzte und schlimmste Fall, der in Samoa, kurz vor dem Kriege, geschah, jeder vorherigen Einwirkung entzogen. Vier Polizeisoldaten aus Tuamasanga hatten sich in dem Kino, mit dem Apia inzwischen gesegnet worden war, an echt amerikanischen Cowboy-Filmen begeistert und beschlossen, die Szenen, die ihnen auf der Leinwand so gefielen, in der Wirklichkeit einmal selber aufzuführen. Sie veranstalteten einen regelrechten Überfall mit „Hände hoch!“ usw. auf einige chinesische Pflanzungsarbeiter, die nächstlicherweile zu einem Spielchen beisammensaßen, und beschlagnahmten die „Pinte“ für sich. Als die Besinnung wiederkehrte, malte ihre Phantasie ihnen die zu erwartende Strafe so fürchterlich aus, daß ihnen der Tod fa'a-Samoa im Busch als das geringere Übel erschien. Furcht wurde Motivo zum Verbrechen. Von der Furcht, der Feigheit pflegen wir sonst Unterwerfung zu erwarten. Aber es gibt unendlich viele Arten und Abarten dieser Stimmung oder Eigenschaft, und jede will besonders gewertet sein. Im Zustande der Primitivität kommt es nicht selten so, daß gerade der Furchtsame gefährlich wird, weil er, in triebhafter Abwehr gegen die ihn quälende Empfindung, die sie erregende Gewalt anzugreifen imstande ist. Auch im Stadium der Kultur, das ja mit vielen Zusammenhängen und manchen Rückfällen im Urzeitalter wurzelt, wenn wir diese Verbindungen auch nicht sehen oder nicht sehen wollen, treten ähnliche Erscheinungen auf. Wir verraten nur unsere oberflächliche Auffassung, wenn wir uns darüber

amüfieren, daß mal jemand „aus Angft vor dem Regen ins Waſſer ſpringt“.

Die vier Jungen — anders kann man ſie kaum nennen — ſtahlten in der Nacht vier Pferde, vier Gewehre und einige hundert Patronen und enteiltten ins Freie, in die Freiheit des wilden Tieres. Als ich die Meldung erhielt, um Mitternacht, ſchickte ich die in aller Eile erreichbaren Häuptlinge und Beamten hinterher, aber es war bereits zu ſpät. Bei Sonnenaufgang erſchienen die Deſerteure — Abſicht, Zufall oder Schickſal? — auf der gleichen Pflanzung, wo Sitivi ſein letztes Verbrechen verübt hatte und die ſeitdem in anderen Beſitz übergegangen war, und ermordeten dort heimtückiſch den deutſchen Pflanzler L. und ſeinen Aſſiſtenten Schl. Die brutale Tat erforderte prompteſte Sühne. Ich ſtellte aus Weißen und ſorgfältig ausgewählten Samoanern eine Truppe zuſammen, die wenige Tage nachher mit Unterſtützung der benachbarten Landſchaft Ana die Mörder in der Nähe eines Tuamaſangadorfes auffpürte. Sie hatten ſich verſchanzt und verteidigten ſich mit wahnsinniger Mut, wobei noch ein junger deutſcher Freiwilliger fiel und ein weißer Polizeibeamter ſchwer verwundet wurde. Der Widerſtand endete erſt, als zwei der Verbrecher tot, der dritte ſchwer und der vierte leicht verwundet worden waren. Jener ſtarb unmittelbar nach Einnahme des Verhaus unter Flüchen und Verwünſchungen, der Überlebende wurde gehentt.

Als das Kind in den Brunnen gefallen war, wurde er zugedeckt, d. h. die Polizei verbot die Cowboy-Filme. Unausbleiblich war bei dem eigentümlichen In- und Übereinander der poliſtiſchen und ſozialen Struktur Samoas ein Wiedererwachen der alten Feindſchaft zwiſchen den Landſchaften Tuamaſanga und Ana, die in dem geſchichtlichen Kampfe der rivaliſierenden Königsglechter Malietoa und Tupua (Tamafeſe, Mataaſa) eine Rolle geſpielt hat. Herausforderndes Benehmen der Ana-krieger auf dem Boden Tuamaſangas hatte böſes Blut gemacht, und als ein weiteres Element der Unruhe erwies ſich die traditionelle Hinneigung der Malietoapartei zu England, deſſen Intereſſen in Samoa von den engliſchen Miſſionen unauffällig, aber fühlbar vertreten wurden. So traf uns nach

wenigen Monaten der Ausbruch des Weltkrieges innerlich gänzlich unvorbereitet.

Das samoanische Auge, das mir die erwähnten Studien aufnötigte, hat im Ruhezustand ein klares, weiches, meist heiteres Schwarzbraun. Die Offenheit eines guten Gewissens liegt darin — und lügt darin, je nach Gelegenheit! Es muß gesagt werden, daß der Samoaner die Lüge grundsätzlich für eine erlaubte Waffe der Klugheit hält, sowohl im individuellen wie im Gemeinschaftsleben. Steht das Wohl der Sippe auf dem Spiele, so ist die Lüge pro patria sogar sittliches Gebot. Davon hatte ich in den Verhandlungen samoanischer Land- und Titelstreitigkeiten reichliche Beweise. Insbesondere beim Hersagen der Stammbäume, die zur Darlegung des Nachfolgerechts dienen, wurden von den Parteien regelmäßig so widerspruchsvolle Angaben gemacht, daß hier oder dort eine Fälschung vorliegen mußte. Offenbar kam es keinem darauf an, einen Ahnen, der dem Anspruch im Wege stand, für einen Bastard zu erklären, zur großen Erbitterung der Gegenpartei. Und abgesehen von der zweckhaften Lüge vermag der Samoaner bisweilen aus reinem Vergnügen, aus Lust zu fabulieren, zu schwindeln, daß die Balken sich biegen, mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt. Erst nach langer, langer Übung vermeinte ich zuweilen an einem ganz leichten Abirren der Blickachse zu erkennen, daß der darunter befindliche Mund nicht die Wahrheit sprach.

Wie kommt es, daß das europäische Auge leserlicher, durchschaubarer ist?

## Staat und Sippe

Zwei ungeschriebene Gesetze sollen in den Wirbeln des polynesischen Gemütes Ruhe oder wenigstens Regel herstellen, das Staatsrecht und das Sippenrecht. Wie zwei Netzwerke überspannen beide das Land, äußerlich unabhängig voneinander, sich vielfach durchkreuzend und dennoch innerlich zusammenhängend, beides Erzeugnisse eines urtümlichen Geistes,



der das Getümmel des Lebens zu entwirren und zu ordnen trachtete und sich dabei instinktiv in ungefähr dieselbe Richtung hineinfühlte, die der sich heute zivilisiert nennende Teil der Menschheit eingeschlagen hat.

Jeder Eingeborene gehört beiden Systemen an; jeder Vorgang innerhalb eines der beiden hat zugleich Folgen für das andere.

Das samoanische Staatsrecht ist kein Meisterwerk von Klarheit und Einfachheit. Zu einer beständigen und einheitlichen Regierung für die ganze Gruppe ist es nicht gekommen, weil sich ein gebirgiges, waldbedecktes, vom Meer zerschnittenes Gelände mit primitiven Zwangs- und Verkehrsmitteln nicht dauernd fest in der Hand halten läßt. Auf den flachen Atollen, wie z. B. Tonga, war diese Aufgabe militärisch und technisch leichter. Die Europäer aber, mit deren Hilfe auf anderen Gruppen, Hawaii, Tahiti, Fiji, eingeborene Häuptlinge sich als Alleinherrscher durchsetzten und auf dem Throne behaupteten, bis die moderne Kolonial- und Aufteilungszeit sie wegräumte, haben Samoa aus früher erörterten Gründen ziemlich verschont, und als später diese Art von Besiedelung doch nicht ausblieb, machte sich auch bereits die Eifersucht der Großmächte geltend, so daß kein Prätendent besser dastand als die anderen. Hatte in der älteren samoanischen Zeit ein tüchtiger Großhäuptling alle erreichbaren Widersacher überwältigt, so war er doch zu Belohnungen und Belehnungen genötigt, obwohl er nicht wußte, ob diese partikularen Interessen ihm selbst oder seinem Nachfolger treu bleiben würden. Wer nach der Herrschaft strebt, muß teilen, Freunde erkaufen.

Es hat sich daher in Samoa hauptsächlich die unterste Stufe der politischen Organisation, die *Dorfgemeinde*, entwickelt, in der eine Anzahl Menschen durch Verwandtschaft oder gegenseitiges Schutzbedürfnis auf einander angewiesen sind.

Unentbehrlich war für den staatlichen Aufbau ferner der theokratische Gedanke mit seinem dämonischen Einfluß. Der Entstehung einer Priesterkastenherrschaft hat jedoch der gesunde realpolitische Verstand nicht nur in Samoa, sondern in Polynisien überhaupt erfolgreich widerstrebt. Entweder vereinigte

der Häuptling in seiner Person weltliche und geistliche Macht\* oder er war mindestens energisch genug, sich von den Vertretern der letzteren nie ganz an die Wand drücken zu lassen, wenn er nicht gar mit der Keule die Staatsgewalt verteidigte wie jener Fiji-Häuptling, von dem mir ein alter Ansiedler erzählte. Die persönlichen Erinnerungen meines Gewährsmannes reichten bis in die Heidenzeit zurück. Er lebte damals in Somosomo auf der Insel Taviuni, die genau auf dem 180. Längengrade liegt und mit Recht der „Garten von Fiji“ genannt wird, und sein unmittelbarer Schutzherr war der Tuicaſau, der „König des Riffs“, einer der mächtigsten Häuptlinge des ganzen Archipels. Der Familiengott des Geschlechts, Dro-i-Kupe, wohnte in einem Kratersee hoch oben im wolkenverhangenen Innern der Insel. Ein besonderer Priester, der Mbete levu, hatte die Beziehungen mit ihm zu pflegen, wurde aber von Amts wegen sehr kurz gehalten und war daher innerlich recht froh, als der alte Tyrann zusammen mit seinen Lieblingsfrauen endlich starb, d. h. die letzteren ließen sich nach alter Sitte bereitwillig strangulieren, um ihrem Gebieter in der anderen Welt weiter zu dienen. Jedoch der Erbe, der neue Tuicaſau, war aus dem Holze seines Vorfahren, vorurteilslos, kein Kanoffagänger, lüstern nach Ruhm, Menschenfleisch und Beute. Eine tributpflichtige Landschaft hatte zum Regierungsantritt einen heiligen Fisch, eine Schildkröte, geschickt. Das war eine Beschimpfung; sie hätte zwei schicken sollen. Ubrigens war ihre Loyalität ohnehin ungewiß, sie hatte aus alter Zeit noch etwas auf dem Kerbholz, was noch nicht gesühnt war; Rachsucht kennt keine Verjährung. Tuicaſau entbot seine Mannen und erklärte ihnen seinen Willen. Alles rief „Vinaka, vinaka!“ (Gut, gut), und sogleich machten sich Gesandte auf und sagten dem Feinde die Fehde an: „Wenn der neue Mond kommt, wird Krieg zwischen uns sein. Richtet eure Palisaden her (zu eurer Verteidigung) und sammelt Feuerholz (damit wir euch daran rösten können).“ So lautete die feierliche diplomatische Formel, deren man sich in Fiji bediente, wenn man nicht aus strategischen Gründen heimtückischen Überfall vorzog. Der Mbete war entrüstet. Das

\* Ausnahme Tonga, S. 66.

war ja schlimmer als vorher. Noch nie hatte Somosomo Krieg beschlossen, ohne Dro-i-Kupe zu befragen und für Mitteilung eines günstigen Tages zu bezahlen. Wenn der Mbete sich das gefallen ließ, war es mit ihm ein für allemal aus. Demnach gab er die Lehre vom Primat der äußeren Politik auf und wurde aus innerpolitischen Gründen Pazifist. Eines Abends, als Tuiçakau sich entfernt hatte, um die Mobilmachung zu betreiben, legte der Mbete im Tempel sich an dem weißen Mattenvorhang nieder, durch den die Götter herabsteigen, und verfiel in Konvulsionen. Auf die Kunde von diesem wohlbekanntem Symptom eilte das Dorf zusammen und vernahm nach erwartungsvoller Pause atemlos bald die hohle Stimme Dros, der seinen Kindern weisagte: „. . . Ich höre die Kriegstrommel, die Krieger brüllen, Verwundete schreien, ich sehe Fliehende, Rauch steigt auf von Bunas Kochgruben, die Kanusflotte kehrt zurück — doch es sind nur wenige, und in Somosomo ertönt die Totenklage, wehe!“ Das genügte! Am Morgen zurückgekehrt, fand Tuiçakau sein Volk müßig und mürrisch. Nicht lange blieb ihm verborgen, was vorgefallen war, und er begriff seinerseits, daß er nicht mehr Herr sein würde, wenn er nicht handelte. Er ließ den Mbete kommen und empfing den devot Eintretenden mit der Frage: „Dro-i-Kupe ist gestern abend hier gewesen?“ Als der Mbete bejahte, sagte der Häuptling scharf: „Das ist nicht wahr! Dro war gestern in Rambeh und hat die ganze Nacht am Riff gefischt. Ich weiß es.“ Neue Bezeugung aus dem Munde des Priesters. Da schrie der Häuptling wütend: „Es ist nicht wahr! Dro hat es mir heute selbst gesagt, mir, dem Tuiçakaul! Willst du behaupten, daß er mir die Unwahrheit sagt und zu dir kommt, wenn ich nicht hier bin? Ich bin der Häuptling, und du bist ein Schwein!“ Der Mbete schwieg furchtsam, und der Häuptling fuhr ruhiger fort: „Vielleicht war es ein Lügengeist, der gestern bei dir war. Höre nun, was mir Dro noch gesagt hat. Er hat mir gesagt, er werde heute abend kommen und meine jungen Männer ermahnen zu kämpfen. Wenn er aber nicht kommt, Mbete, dann schlage ich dir den Schädel ein!“ Dabei ergriff er die vor ihm liegende Handkeule — die Waffe, mit der der Fijianer die Kleinarbeit

verrichtet, Verwundete und Wehrlose abtut —, schob sie in seinen Gürtel und hieß den anderen gehen. Es erübrigt zu berichten, daß Oro wunschgemäß wiederkam und sein Versprechen erfüllte und daß die Expedition mit einem glänzenden Siege endete.

Die Samoaner haben einmal einen ihrer Hegenmeister, der sich zum König aufgeschwungen hatte und ein Schreckensregiment führte, erschlagen. Taimalelangi hieß er und war ein Mann von Häuptlingsrang aus Manono. Es ging ihm ans Leben, als er die Taupou von Fasito'o-uta vergewaltigt hatte —, die soundsovielte. Im Morgengrauen merkte der Unhold, was ihm bevorstand, sprang ins Meer und suchte sich durch Schwimmen zu retten. Aber er wurde im Wasser eingeholt und in Stücke gehackt.

Samoa atmete befreit auf, doch die heilige Pflicht der Blutrache führte viele Verbündete in das Lager Manonos. Fasito'o und sein Anhang unterlagen, und nun wurde Taimalelangis Tod schrecklich gesühnt. Man schichtete die Trümmer der zerstörten Hütten zusammen, warf die Gefangenen gebunden hinauf und steckte an. Die ersten Missionare, die gerade auf dem „Messenger of Peace“ nach Samoa gekommen und an der Ostküste von Sawaii gelandet waren, werden über das Meer den Rauch der Scheiterhaufen in Upolu gesehen haben.

Einen Sohn dieser Berühmtheit hatte ich in einer Landstreitigkeit als Partei vor mir. Er sah aus wie ein pensionierter Kannibale, riesengroß, steinalt, stockblind und klapperdür —, die Jahre hatten das polynesishe Fett- und Fleischpolster abgenagt. An die Vergangenheit erinnerte sonst noch die verbissene Hartnäckigkeit, mit der er seine vermeintlichen oder wirklichen Rechte verfocht, ohne die leiseste Spur eines Verständnisses für eine über den Parteien stehende moralische Gewalt zur unblutigen Schlichtung streitiger Ansprüche. Unstimmig war nur eine leere Cornedbeef-Dose, die er als Spucknapf bei sich trug und benutzte. Wäre es wenigstens eine Kokosnußschale gewesen!



Inneres eines Häuptlingshauses, Samoa



Kanuregatta auf der Lagune, Marshall-Inseln



Hausbau, Samoa



Dachkonstruktion eines Häuptlingshauses, von unten gesehen

## Sippentreue

**S**tärker noch als der Gemeindepatriotismus ist der Sippentriotismus ausgebildet, der sich, da die Sippschaften nicht geschlossen beisammen hausen, jeweils über das ganze Land verzweigt, dem schwankenden Volkscharakter den einzigen, stets zuverlässigen Halt gibt und die Quelle jeder Tugend ist. So eingewurzelt ist der Sippengedanke, daß der Samoaner ihn seiner ganzen Weltbetrachtung unterlegt und unwillkürlich auch seine näheren Beziehungen zu Fremden danach einrichtet. Der Europäer, der Eingeborene in seinen Dienst nimmt, rückt automatisch in die Stellung des Vaters, seine Frau, wenn er eine hat, in die der Mutter; andernfalls wird er Vater und Mutter zugleich, und er kann, wenn er es versteht, alle daraus folgenden Rechte ausüben, wogegen er freilich auch die Pflichten erfüllen muß. Es gehört zunächst weiter nichts dazu, als daß man die einem angetragene Rolle stillschweigend übernimmt und sich in angemessener Auslegung des fa'a-Samoa auf einige Opfer gefaßt macht. Das übrige ergibt sich dann im Laufe der Zeit von selbst. Ich will nicht in Abrede stellen, daß diese Betriebsform sich für größere europäische Unternehmungen mit ihren streng geregelten Arbeitsbedingungen im allgemeinen nicht eignet und daß auch die Hausfrau sich manche Verzichtes, die dabei unvermeidlich sind, schwer abringen würde. Aber auch die vielgerühmten chinesischen Domestiken sind keine Perlen. Die ostasiatische Anekdote von dem chinesischen Koch, der von der Dame des Hauses als die Spitze der Bollendung gepriesen und dann, beim demonstrativen Überraschungseinmarsch der Gäste in die Küche, mit den Füßen in der zum Waschgefäß erniedrigten Suppenterrine erwischt wurde, k ö n n t e wahr sein, wenn sie es nicht ist. Ich habe mit meinen samoanischen Jungen, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, die allerbesten Erfahrungen gemacht und werde stets mit Dankbarkeit der braven Menschen gedenken, die mich in ihrer Weise sorgsam und selbstlos so lange betreut haben. Sorgsam, d. h. mit einer persönlichen Zuneigung, deren einfacher, zarter Takt mich für die fehlende europäische Routine vollauf entschädigte. Rou-

tine lernt kein Samoaner, selbst wenn man ihm eine Uhr schenkt. Er kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, sie regelmäßig aufzuziehen. Ich bin zum Beispiel auf Reisen und will um 1 Uhr nachts aufbrechen, um mit steigender Flut sicher im Boot übers Riff zu kommen. Ich werde in der Nacht auch geweckt — rücksichtsvoll, wie es sich bei Häuptlingen geziemt, durch Kitzeln der Fußsohlen —, aber zu spät. Ein Blick auf den nächtlichen Himmel belehrt mich, daß der Mond hoch steht und das Wasser daher schon im Ablauen ist. Mein ganzes Reiseprogramm und die für Apia nach der Rückkehr angeordneten Dienstgeschäfte werden sich verzögern. Meine Enttäuschung darüber entfesselt meine schlechteren Eigenschaften und macht sich in einem gehörigen Auranzer Luft, — er wird mit Geduld — onosa'i — und Ergebenheit — fa'amaulalo — hingenommen, obwohl der Samoaner nicht versteht, warum der Herr so zornig ist: Hat man eine Flut verpaßt, nun, dann wartet man eben, denkt er, einen halben Tag und nimmt die nächste! Dagegen hilft schließlich nichts, als selber Geduld zu haben und sich in allerlei Dingen auf sich selber zu verlassen. Einschaltung gehobenen europäischen Personals vermehrt gewöhnlich nur die Schwierigkeiten, da der Samoaner im Hinblick auf die nahe höchste Instanz es leicht an der nötigen Ehrerbietung fehlen läßt und weiße Angestellte in der Wahrung ihrer Autorität Farbigen gegenüber besonders empfindlich zu sein pflegen. Die Selbstlosigkeit des samoanischen Dieners ist keine unbedingte. Meine Jungen wußten schon die Ehre allein zu schätzen und mißachteten auch die materiellen Vorteile nicht. Aber einen wackechten Altruismus gibt es hienieden bekanntlich nicht; das Höchste, was man vom Mitmenschen erwarten darf, ist der sittlich-soziale, der Edelegoismus. Fatu, meiner Bewährtesten einer, wurde mir als kleiner Bursche von ungefähr fünf Jahren von seinen Eltern zur Quasi-Adoption übergeben und wuchs in meinem Hause auf. Trotzdem blieb er in vielen Dingen ganz fa'a-Samoa, und ich habe ihn darin nicht gestört. Wenn er meines Hauptes farge Zier in Ordnung gebracht hatte, beseitigte er gewissenhaft die abgeschnittenen Haare, so daß kein schlechter Mensch damit den in Samoa wie



wohl auf der ganzen übrigen Welt bekannten Sympathiezauber treiben könne. Und er schlug die Tür, an die ich mich beim Durchgehen versehentlich gestoßen, mit der Faust, um den darin steckenden aitu zu bestrafen, — womit er übrigens genau das gleiche tat, wie „Auch Einer“ mit seinem „supplicium“ gegen das türkische Objekt. Ich zweifle nur, ob Vischer in dieser Äußerung moderner Nervosität den uralten animistischen Zug erkannt hat. Am Tage meiner Gefangennahme durch die Neuseeländer hätte Fatu nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs seine Beziehungen zu mir als erloschen ansehen dürfen. Er tat es nicht und hielt aus Ehr- und Pflichtgefühl, wie es die anderen ebenfalls getan haben würden, die ganzen langen Jahre der Internierung auf der Insel Motuihi bei Auckland mit mir aus, obwohl es ihn nur ein Wort gekostet hätte, von der feindlichen Regierung in die Heimat entlassen zu werden. Als nach dem Zusammenbruch endlich die Rücksendung der Kriegsgefangenen begann, hätte er mich auch nach Deutschland begleitet, wenn ich ihm nicht befohlen haben würde, nach Samoa zurückzukehren. Durch noch längeres Fernbleiben wären seine Familieninteressen geschädigt worden. Sein Vater, einer der angesehensten Häuptlinge Anas, war hochbetagt, und diese alten Herren tun beizeiten vor versammelter Sippe ihren letzten Willen kund, eine Prozedur, die mit Versammlungen, Besprechungen und Festmählern wochenlang und länger dauert. Dabei geht es oft nicht ohne Erbschleicherei ab. Die Verwandten erscheinen mit Matten und Essensgaben und suchen durch solche Liebesbeweise dem Erblasser Sondervorteile abzulocken. Die alte banale Weisheit, daß der Abwesende unrecht hat, bewahrheitet sich auch hier. Da ich nicht mehr die Macht besaß, Fatu vor diesem Schaden zu schützen, schickte ich ihn also zwangsweise nach Hause. Ein kindlich treuer Zug sei noch berichtet. Beim Abschied übergab er mir einen von ihm in der Lagerkantine erstandenen Notizkalender und empfahl mir mit wichtiger Miene, während der langen Seereise ein Tagebuch zu führen. Das Tagebuch wurde auch geführt; die zahlreichen Beschwerden, die ich beim Transportkommando wegen schlechter Behandlung von Gefangenen unterwegs zu vertreten

hatte, verlangten eine Journalisierung. Nach ungefähr zwei Monaten gelangte ich an ein Datum, unter dem Fatu mit ungelenkter Hand im vorhinein einen samoanischen Gruß, Reise-  
wünsche und die Bitte, ihn ja nicht zu vergessen, eingetragen hatte, und dies Erinnerungszeichen ist keineswegs das letzte geblieben, obschon er weiß, daß ich ihm nichts mehr nützen kann. Von den vielen Briefen, die ich seither von ihm erhalten, hier nur der folgende:

Sulufi,\* mein Vater!

Ich sende Dir einen kleinen Gruß der Treue! Ich schreibe Dir diesen Brief in großer Betrübniß, weil ich unsern Liebling\*\* so lange nicht gesehen habe. Aber vor allen Dingen möchte ich wissen, ob es Deiner Exzellenz und Deiner Gattin und den Kindern gut geht, und ob ihr von der Krankheit, die hier herrscht, verschont geblieben seid.\*\*\* Wenn es sich so verhält, dann wollen wir alle Gott danken.

Es scheint mir manchmal, als hättest Du mich vergessen, aber ich gedenke Deiner täglich, seitdem wir getrennt wurden, desgleichen unseres Abschiedsgesprächs, und ich gehorche allen Deinen Ermahnungen. Weil ich nun so lange keinen Brief von Dir erhalten habe, schreibe ich wieder, um zu erfahren, ob Du mir noch wohlgesinnt bist. Wenn Du mir wegen irgend etwas zürnest, sage es mir, bitte. Ich möchte Dich wiedersehen — aber wann wird es sein? Ich möchte Dich weiterpflegen, solange Du lebst, Du und Deine Gattin und die Kinder.

Also, Herr, könnet Ihr nicht herkommen? Schreibt mir etwas, worüber ich mich freue; denn es bekümmert mich, daß ich nichts von Euch höre.

Wie gern möchte ich Euch einige samoanische Gegenstände schicken; nur weiß ich nicht, ob sie ankommen werden. Schreibe mir immerhin, was es sein soll, was den Kindern Freude macht, etwa einige Schildpattringe oder Matten oder Kawaßhalen, alles was Ihr haben wollt.

---

\* Samoanische Form meines Namens.

\*\* Vgl. S. 55.

\*\*\* Naive Ortsbefangenheit setzt voraus, daß heimische Erscheinungen und Zustände auch anderwärts obwalten.

Ich habe von meiner verstorbenen Frau drei Grundstücke geerbt, eines liegt dicht bei Bailima\*, und dort möchte ich ein schönes Holzhaus bauen für Dich und Deine Gattin und die Kinder. Noch habe ich nicht alles beisammen, was ich dazu brauche, aber ich arbeite und verdiene Geld.

Ich habe wieder geheiratet und habe meinen jüngsten Sohn Sulufi genannt, damit der Zusammenhang der Sippe daran erkennbar werde.

Nun will ich den Brief schließen. Möge Gott uns wieder zusammenführen und uns beschützen. Es ist schon spät am Abend, und ich will mich schlafen legen.

Herzliche Grüße an Euch alle! Lebe wohl!

Ich bin

Fatu.

Dies alles sind keine Redensarten, sondern ernst gemeinte Wünsche und Absichten. Offenbar wäre man, wenn man es darauf anlegen wollte, in bezug auf Versorgung und Lösung der Wohnungsfrage dort besser aufgehoben als hierzulande. Auf der andern Seite der Welt lebt noch die Dankbarkeit in ihrer wahren Gestalt, als ein warmes Gefühl erwiesener, nicht erwarteter Wohltaten.

Das sentimentale oder sentimentalische Zeitalter mit seinen Auswüchsen ist vorüber, und das ist gut so. Rührseligkeit wäre heute gerade für uns Deutsche nicht die richtige Stimmung. Sind wir aber bei unserer besonderen Veranlagung immer noch in Gefahr, in diesen Fehler zu verfallen, so treibt jetzt eine neuere Richtung in das entgegengesetzte Extrem; denn an ihrem Ende angelangt, sind Herz- und Gehirnerweichung gleichbedeutend. Das Gefühl der Erhabenheit über veraltete Vorurteile, das heute einen nicht unbeträchtlichen Teil der reiferen Jugend beherrscht und doch im Grunde unreif ist, verdankt nicht seine Entstehung, aber seine Verstärkung und Ausbreitung den zerstörerischen Folgen des politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Schon der jähe Anstieg der Wohlstandskurve im Anfang

---

\* Name der Gouverneursresidenz.

des Jahrhunderts hatte bei uns endlich auch jenen Schwund gewohnter Hemmungsbegriffe hervorgerufen, mit dem uns die großen Siegnationen längst voraus waren. Als ich urlaubsweise anderthalb Jahre vor dem Kriege, nach zwölfjähriger ununterbrochener Abwesenheit, Europa wieder sah, hatte ich es eilig, wieder zu den Samoanern zu kommen. Der noch viel jähere Niedergang, das Schwinden aller höheren und trivialen Hoffnungen scheuchte die einen in den Abgrund der Verzweiflung und trieb die Menge der anderen zu immer wilderer Hast in der Jagd nach dem Glück. Aber im Laufe des Lebens ist es jedem beschieden, in sich selbst zurückzukehren. Wer im Alter vergeblich wieder herbeisehnen muß, was er einst als unnützen Ballast über Bord warf, der empfindet den konventionellen Geburtstagswunsch: „Noch viele Jahre . . .“ als absichtliche oder unabsichtliche Bosheit. Wohl dem, der nicht zu spät entdeckte, daß ein Rest von Gemüt zum Existenzminimum gehört. Ich bin nicht in dem Wahne befangen, daß ein noch halb in den Kinderschuhen steckendes farbiges Volk vorbildlich wirken könnte; aber es würde mich doch wurmen, wenn ich verschweigen sollte, daß ich bei den Samoanern, in dem engen Zirkel ihrer Kleinkultur, ein Gleichgewicht zwischen Verstand und Instand gefunden habe, dessen Nichtvorhandensein, wo ich es auch feststelle, mich jedesmal schmerzlich beleidigt, und zwar sowohl, wenn die Unausgeglichenheit zur Gemeinheit, als wenn sie zur Torheit führt.

## Sippenzwist

Bestrebt, ein wahres Bild zu liefern, muß ich ferner melden, daß die samoanische Sippe keineswegs in einem Zustand ewigen Friedens dahinlebt. Das häusliche Beisammensein der Einzelfamilie verläuft allerdings, unter dem Zwange der patriarchalischen Zucht und Ehrfurcht, in einer Harmonie, die vielleicht gefühlsmäßig nicht so vertieft ist wie in einem glücklichen europäischen Heim — exakt kann man solche seelischen Inhalte nicht messen und vergleichen —, aber als eine geregelte, freundlich nivellierende Durchschnittsstimmung erscheint. Zwischen den

verschiedenen Zweigen einer Sippe dagegen kommt es oft zu Zank und Streit aus allerlei Ursachen, unter denen der gemeinsame Landbesitz und dessen Nutzung an erster Stelle steht. Das ist wohl schon lange so gewesen und wird noch weiter so gehen und ist vermutlich das Zeichen eines langsamen Zerfallsprozesses, durch den der Sippenverband allmählich in eine lose Vereinigung von Einzelfamilien aufgelöst wird. Freilich wird die Auflösung in Anbetracht der engen räumlichen Grenzen nie eine so gründliche sein wie bei Völkern, die sich weiter ausdehnen konnten.

Gleichfalls als eine für die Beziehungen zwischen Familie und Staat wesentliche Verfallerscheinung betrachtete ich anfangs die Tatsache, daß bei den endlosen inneren Kämpfen, die die Vorgeschichte Samoas ausfüllen und die durch die Flaggenhissung 1900 nur äußerlich beigelegt wurden, viele Sippen auch politisch geteilt waren. Schließlich kam ich jedoch dahinter, daß gerade diese *itio in partes* im Gegenteil meist ein Beweis des inneren Zusammenhaltes war. Wohl wissend, daß der etwaige Sieg der einen Partei Unterdrückung der andern bedeutete, setzte man gewissermaßen auf beide Pferde und trennte sich, damit der Sippenname hier oder dort gewiß war mitzugewinnen.

Bewußt ist diese Rückversicherung gegen das soziale Risiko politischer Wirren in Europa bis in unsere Zeit hinein von den schottischen Clans bei den jakobitischen Aufständen ausgeübt worden, solange man nicht sicher war, ob Hannover oder Stuart siegen würde\*. Eine andere, noch modernere Parallele wird aus dem ehemaligen österreichischen Parlament berichtet, wo verschiedentlich von zwei Brüdern der eine im deutsch-nationalen, der andere im slawisch-nationalen Lager eine Rolle spielten und sich dann allerdings auch mit verschiedener Orthographie schrieben, z. B. die Brüder Glantschnigg und Glancnik, Boschnagg und Bosnjač, Klucki und Klucki, ferner Graf Alfred Coronini als Slowene und Graf Franz Coronini als Italiener\*\*.

\* Innes, *History of the British Nation*, London 1912, S. 574.

\*\* Serž, *Rasse und Kultur*, 2. Aufl. 1915, S. 415.

## Der Samoaner und das Tier

Insofern als Tiere verhäuſlicht und dadurch gewiffermaßen in den Kreis der Familie aufgenommen werden, verdient das Verhältniß des Samoaners zu dieſem Teil der Schöpfung einige Worte.

In erſter Linie kommt dafür der treueſte Freund des Menſchen, der Hund, in Betracht. Von vornherein muß geſagt werden, daß der Samoaner die Einſtellung, die wir, außerhalb von Sympathie und Antipathie, als ethiſche Norm empfinden, noch nicht ganz gefunden hat. Wer Hunde gern hat, wird in der Südſee allgemein und ſo auch in Samoa mancherlei auszuſetzen haben, und wer ſie nicht gern hat, vielleicht noch mehr. Schon die erſten örtlichen Eindrücke ſind nicht gerade einladend. Wenn ein Fremder unerwartet ein ſamoaniſches Dorf betritt, ſtürzt eine Meute ruppiger Köter in allen Größen und Farben auf ihn los, und er hat ſich der kläffenden, jaulenden Angreifer zu erwehren, ſo gut es eben geht. Der Kenner merkt an dieſer mißtönenden Muſik ſofort, daß er es mit unziivilisierten Tölen zu tun hat. Denn ſie bellen nicht oder nur unartikuliert. Das Bellen des Hundes iſt ſeine artikulirte Sprache; er erwirbt ſie erſt in gehobener Stellung. Ein paar Steinwürfe aus den nächſten Hütten jagen endlich das Pack unter Behgeheul auseinander. Aber beim Gaſtmahl in der Rathhütte oder im Freien findet ſich die vierbeinige Staffage der Dorflandschaft nach und nach wieder ein, und der Beſucher kann ſie nun aus der Nähe beaugenſcheinigen. Abgemergelt, mit Schwären bedeckt, voller Ungeziefer, ſtets nach etwas Freßbarem herumſchnuppernd, jeden Dreck verſchlingend oder dem Mithund neidend, knurrend, zähnefleſchend, bißig, ſind ſie entſchieden eine widerwärtige Geſellſchaft. Das iſt wahrlich nicht das hochſtehende Weſen, von dem Chamisso, Darwin, Schopenhauer u. a. geſungen und geſagt haben.

Bis vor nicht langer Zeit wurde der Hund in dieſer Weltgegend ſogar gegeſſen. Von namhafter Seite iſt das für Samoa beſtritten worden, unter Hinweis darauf, daß die Hunde den

Göttern geweiht waren\*. Allein das beweist doch gerade das Gegenteil. Was den Göttern geweiht war, wurde ihnen geopfert, und will etwa jemand leugnen, daß die Opfer wesentlich dazu beitrugen, die Naturalverpflegung der Priester aufzubessern? Außerdem wird es schon im Zeitalter der Naivität Zweifler gegeben haben, die an den Appetit der Götter nicht recht glaubten oder sich nicht scheuten, heimlich mal von der verbotenen Speise zu naschen. Von den alten Tahitiern berichtet man, daß sie den Opferhunden die Vorderpfoten hinter den Ohren zusammenbanden und sie dadurch zwangen, auf den Hinterbeinen zu gehen. So mußten die armen Bestien zum Tempel marschieren und wurden dort, gemeinsam mit geknebelten Schweinen und anderen Opfergaben, in hohem Bogen über den Tempelzaun und die Köpfe einer andächtigen Menge hinweg vor die Füße des Oberpriesters geschmissen.

Solcher Grausamkeiten haben sich die Samoaner sicher nicht schuldig gemacht, wie denn überhaupt die Tahitier bereits zu entarten angefangen hatten, ehe die Franzosen kamen und ihnen darin weiter halfen. Als die alten Götter verbannt wurden und das Tabu, jenes System von Verbotsgesetzen, zusammenbrach, hieß es natürlich auch in Samoa: Freie Bahn dem Schlecker!

Hundefleisch muß dem Vorurteilslosen oder dem Überwinder gut munden. Persönlich habe ich von meiner ersten Reise an die Südküste von Sawaii, wo damals die Sitten noch recht ursprünglich waren, in Erinnerung, daß mir dort auf der Tafel ein höchst verdächtiges Stück Fleisch vorgesetzt wurde. In Anbetracht des hochpolitischen Zweckes der Reise verhielt ich mich so, wie es Thackeray am Schlusse des ersten Kapitels seines unsterblichen Snobsbuches an der Hand einer köstlichen diplomatischen Scherzgeschichte empfiehlt. Um die Herzen der Leuten zu gewinnen, aß ich und tat, als ob es mir gut schmeckte. Die Rücksicht auf die Ruhe meines Magens hat mich abgehalten, der Sache nachträglich auf den Grund zu gehen. Aber man wird sich auf Cook verlassen dürfen, der aus zweifelloser eigener

\* Turner, Nineteen Years in Polynesia, London 1864, S. 196.

Krämer, Die Samoa-Inseln, Bd. II, Stuttgart 1903, S. 159, Anm. 1.

Erfahrung urteilt, daß das Fleisch des Südseehundes nicht zu verachten sei, und es mit „unserm englischen Lamm“ vergleicht. Der Samoaner ist, wie bei diesem Anlaß erwähnt werden mag, zwar durchaus kein Freßer wie der Neger, aber doch ein guter Esser und dazu ein Feinschmecker und vermag seinen Gelüsten so wenig zu widerstehen, daß z. B. ein mir gut bekannter alter Häuptling die Leber eines jungen, in der Lagune gefangenen Haiisches verzehrte, obwohl er, wie jeder Samoaner, genau wußte, daß sie giftig war, während die großen, auf hoher See erlegten Tiere vollkommen genießbar sind, ein Unterschied, der vermutlich mit der verschiedenen Nahrung zusammenhängt. Der Alte starb denn auch prompt daran. Als ich den Sohn fragte, wie denn sein Vater so mutwillig sein Leben aufs Spiel setzen konnte, antwortete er treuherzig: „Herr, du solltest doch die Samoaner kennen! Bedenke, was soll einer tun, wenn er eine große, fette, schöne Haiischleber vor sich sieht!“ — Und in der Tat, die Haiischleber sieht appetitlich aus, wie eine Gänseleber von gigantischen Ausmaßen. Auf kulinarischem Gebiet ist das meiste oder alles Konvention. Man findet, wenn man sich hierüber klar geworden ist, in der samoanischen Küche mancherlei Genießbares. So ist der berühmte Palolowurm, der nur zweimal jährlich, am neunten Tage nach Vollmond im Oktober und im November, im Morgengrauen auf der Meeresoberfläche erscheint, ein Gericht, dessen pikanter Geschmack auch von Europäern geschätzt wird. Es sieht wie Spinat aus. Nur an die dicken weißen Käferlarven, die in Sawaii gern gegessen werden, habe ich mich nie gewöhnen können, trotzdem ich irgendwo gelesen hatte, daß die römischen Schlemmer ähnliche Delikatessen liebten.

Lange ist jedoch der Hund, nachdem er in Samoa freigegeben war, nicht auf der Speisefarte geblieben. Das in Spott- und Ekeläußerungen umgesetzte ethische Gefühl des Europäers, das den Hund schützt, muß den für solche Einflüsse sehr empfänglichen Samoaner bald auf den rechten Weg gewiesen und zur Folge gehabt haben, daß der Kynophagie zunächst nur noch heimlich gefrönt wurde und die besseren Kreise sie überhaupt ablegten, womit dann ihr völliges Verschwinden angebahnt war.



Das Schlimmste also, das Entwürdigendste bleibt dem Hunde heute erspart. Doch läßt seine Behandlung noch sehr zu wünschen übrig. Er wird vernachlässigt und hart mitgenommen. Nicht einmal Eigenart, Rasse kann er entwickeln. Da viele Europäer Hunde einführen, die im Lande verbleiben und sich ausbreiten, hat sich eine wahllose permanente Hundeausstellung zusammengefunden, die der kundigste Züchter nicht zu klassifizieren vermöchte. Man kann daher auch nicht mehr feststellen, wie der Hund aussah, den die Polynesier bei ihrer Einwanderung mitbrachten. Daß er nicht erst mit den Europäern gekommen ist, folgt aus den samoanischen Bezeichnungen; alle sind polynesischer Herkunft, keine Lehnwörter. Ausnahms- und merkwürdigerweise hat sich neuerdings auf den mikronesischen Gilbertinseln das Wort kamia eingebürgert, eine Assimilierung des englischen „come here“, des häufigsten Befehls, den der Hund zu befolgen hat.

Unverkennbar ist trotzdem bei näherem Zusehen, daß der Samoaner seinen Hund schätzt. Das deutsche Gouvernement bemühte sich, die Hundelage — so darf man sagen — durch kräftige Besteuerung einzuschränken. Die Dorfvorsteher wurden durch Prozente daran interessiert, und den Hundebesitzern wurde andererseits zu verstehen gegeben, daß sie durch Abschaffung der Hunde der Steuer entgehen würden. Vergeblich! Die Eingeborenen suchten sich auf alle mögliche Weise von der Abgabe zu drücken und behielten ihre Hunde. Beliebt war namentlich der Trick, in dem Monat der Steuereinzahlung die Hunde in die schwerer kontrollierbaren Inlanddörfer zu verschieben. In dieser Zeit herrschte an der Küste ein wohlthuender, leider nur vorübergehender Hundemangel. Ich vermutete dahinter zunächst Nützlichkeitsgründe. In der Tat leistet der Hund in Samoa unentbehrliche Dienste bei der Jagd auf wilde Schweine; aber das ist auch das einzige und gilt nur von den Exemplaren, die dazu geeignet sind, was bei der Mehrzahl nicht der Fall ist. Erst im Laufe der Zeit wurde mir auf empirischem Wege klar, daß der große Gelehrte Wundt recht hat: nämlich daß der Hund, Anschluß suchend und findend, zum Menschen gekommen und seine Brauchbarkeit erst entdeckt worden ist, als er bereits Genosse, Untertan,

Spielzeug, Zeitvertreib geworden war\*. Wahrscheinlich war die Unterwerfung freiwillig oder sehr leicht. Beim Menschen gab es Obdach, Wärme, Abfälle. Und der Mensch fühlte einen seiner Urtriebe — den Willen zur Beherrschung der Natur, also den Trieb, auf dem die ganze menschliche Kultur beruht — durch den wedelnden Schweif angenehm befriedigt. Es hebt das Machtgefühl, so ein lebendiges Ding um sich zu haben, das mit sich alles aufstellen läßt, Fußtritte oder Caressen, je nach Laune des Herrn, hinnimmt. O le mamalu o le tangata le tautuaina, einen Häuptling erkennt man am Gefolge, sagt ein samoanisches Sprichwort. So wurde der Hund auch der Ehre, dem Häuptling folgen zu dürfen, teilhaftig und erhielt einen Platz in der Häuptlingsprache. Taifau, fa'afeao heißt er, wenn er einem Häuptling gehört, sonst maile. Der gemeine Mann hält sich wohl selber mal einen Hund, um seinerseits ein wenig den Herrn spielen zu können. Hier und da hat sich ein samoanischer Hund durch äußerliche und innerliche Vorzüge auch schon in die behagliche Lage eines Lulus- und Schoßtieres emporgeschwungen und hat es darin ungefähr so gut wie sein europäischer Standesgenosse. Das Extrem der Hundeliebe freilich, vertreten durch die alte Jungfer mit ihrem Mops und den einsamen Philosophen mit seinem Pudel, ist in Samoa unmöglich, weil die subjektive Voraussetzung dafür fehlt. Es gibt keine einsamen Samoaner.

Die gezähmten Wildtauben, die in vergangener Zeit als Lockvögel beim Taubenfangsport dienten und die man noch heute nicht selten in den Hütten auf der Stange findet, werden sorgsam gepflegt.

Für Pferde hat der Samoaner geradezu eine Leidenschaft, und er besitzt eine equestrische Begabung, die man bei einem Inselvolk nicht erwarten sollte. Als in Apia ein Sportverein gegründet wurde und Wettrennen zu veranstalten begann, entstand bei den Samoanern dank ihrer Neigung zu allem Sport und Spiel eine Begeisterung, die bald einiger wohlthätiger Einschränkungen bedurfte. Unimprovisierte Rennen sind die „Kanakergäule“ so gewöhnt, daß sie, wenn man reitend bei Ebbe

\* Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, S. 23.

auf dem Küstenwege an eine lange, feste Sandstrecke kommt, automatisch die Ohren spitzen und in Karriere übergehen. Diese Tiere sind, bei aller angeborenen und erworbenen Härte und Ausdauer, kuhheßig und hechttrüchtig, offenbar infolge langen Mangels an frischem Blut, für den man aber natürlich den unkundigen Samoaner nicht haftbar machen kann. Über die Anfangsgründe der Zucht belehrt, mußten sie dann erst das Vorurteil überwinden, daß es eine Herabwürdigung des Menschen sei, wenn man die Fortpflanzung von Tieren nach den gleichen Gesichtspunkten regeln wollte. Schließlich ernannte ich selbstherrlich eine Rörkommission mit rigorosen Ausmerzungsinstruktionen und bot den Häuptlingen an, so viel Stuten, wie sie wollten, sowie zwei Deckhengste gegen Ersatz der Selbstkosten aus Australien für sie einzuführen. Um finanzbureaukratische Schwierigkeiten mit Berlin zu vermeiden, tat ich dies auf eigenes Risiko. Mein Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen. Die Pferde kamen an und wurden an die Abnehmer verteilt. Die Zahlungen gingen glatt ein, obgleich der Samoaner zuweilen ein hartleibiger Schuldner sein kann. Was aus diesen kurz vor dem Kriege eingeleiteten hoffnungsvollen Anfängen einer Landespferdezucht geworden ist, weiß ich nicht.

### „Noch!“

Die Menschen, die ich hier mit wenigen Strichen darzustellen versucht habe, leben noch. Aber dieses Noch ist nicht das fast unbetonte Wort, das im Laufe der Rede am Ohr vorbeigeht, wenn von Menschen gesprochen wird, an deren Endlichkeit wir vollkommen gewöhnt sind, d. h. von Individuen. Viel schwerer wiegt die Partikel, wenn es sich um Völker, um ganze Rassen handelt, deren Ende herannahet. Und doch erfährt der Zuschauer Inhalt und Umfang einer solchen Tragödie erst nach einer Reihe von Denkprozessen, für die nicht jeder Muße besitzt. Vor dem Völkertode, der in der Südsee ausgebrochen ist, werden auch die Samoaner schwerlich zu retten sein, wenn sie in den Händen der

Neuseeländer bleiben. Wir hatten die Bevölkerung nicht nur auf der von uns 1900 übernommenen Höhe zu halten vermocht, sondern sogar eine wenn auch geringe regelmäßige Zunahme erzielt, eine in der Südsee einzig dastehende Tatsache. Deutsche Ärzte haben in Samoa Mustergültiges auf dem Gebiet der Hygiene geleistet. Die Neuseeländer haben das Geschaffene zerstört und die Saat der Vernichtung gesät. Infolge einer beispiellosen Fahrlässigkeit des Administrators Robert Logan — der Name dieses Ehrenmannes sei der Nachwelt übergeben — wurde die spanische Influenza, eine besonders gefährliche Art von Grippe, in Samoa eingeschleppt und raffte in kurzer Zeit etwa den vierten Teil der Eingeborenen dahin. Da hauptsächlich die jüngere erwachsene Generation der Seuche erlag, mangelte es an Händen zur Pflege der Kranken und Alten und zur Beerdigung der Toten. Die Zustände, die dadurch in dem heißen Klima entstanden, sind unbeschreiblich. Alsdann kam das Satyrspiel. Die neuseeländische Regierung erkannte, daß diese Katastrophe, die gegen Ende des Krieges eintrat, den Alliierten bei ihren Bemühungen, den Raub der deutschen Kolonien moralisch zu fristieren, große Unbequemlichkeiten verursachen könnte, und beschloß, sofort eine Hilfsexpedition nach Samoa zu senden. Als es aber an die Ausführung ging, zeigte sich, daß in Neuseeland weder das Personal noch das Material dazu vorhanden war. Die Neuseeländer mußten sich daher nach Australien wenden, von wo dann eine in Eile notdürftig zusammengestellte Expedition abging, die natürlich erst eintraf, als die Epidemie ihre Ernte bereits herein hatte. Die besonderen Erfahrungen, die aus der Südsee vorliegen, machen es leider sehr wahrscheinlich, daß die Samoaner von dem gegen die Wurzel ihrer Lebenskraft geführten Schläge sich nicht wieder erholen werden. Dem schon durch seine Maoripolitik schwer belasteten Dominium Neuseeland nun noch das Mandat über Samoa anzuvertrauen, ist eine Verfündigung an Kultur und Humanität. Überhaupt wird der Umstand, daß Neuseeland Kolonialpolitik auf eigene Rechnung treiben will, Kopfschütteln erregen, wenn man bedenkt, daß dieses Land, ungefähr von der Größe Italiens und seit 1840 englisch, es bislang erst auf knapp eine Million Einwohner gebracht hat.

## Koloniale Schuldlüge und koloniale Opposition

Schöder, schäbiger Neid hatte eine Welt von Feinden gegen uns vereinigt und fügte zum Schaden die Schande. Die koloniale Schuldlüge ist eine wesentlich schlimmere Beschimpfung als die Kriegsschuldlüge. Sie trifft keineswegs nur die, die die Kolonien zu verwalten und zu bewirtschaften hatten, sondern sie spricht uns Rang und Beruf eines Kulturvolkes ab, und kein Deutscher kann sich schmunzelnd von ihr drücken. Da muß man sich, gelinde gesagt, mindestens wundern, daß noch weite Kreise des deutschen Volkes, namentlich auch Intellektuelle, den Bestrebungen zur Wiederherstellung unseres Kolonialreiches ihre Mitwirkung versagen, und nicht einmal mit Gleichgültigkeit allein haben wir es zu tun, sondern auch wieder mit derselben grundsätzlichen Kolonialopposition, die, aus verschiedenen Ursachen entspringend, der deutschen Kolonialpolitik von Anfang an Steine in den Weg rollte und sich erst verkroch, als unleugbare Zeichen ansagten, daß wir den Erfolg, den großen Belehrer und Bekehrer, auf unserer Seite haben würden. Aber sie lebte unterirdisch fort und sucht heute, allerdings noch in sehr zurückhaltender Form, die überseeischen Beziehungen Deutschlands von der unbequemen Kolonialpolitik zu reinigen. Über die unheilvollen Folgen, die ein solches Programm in nationaler und sozialer Hinsicht haben würde, ist kaum ein Wort zu verlieren. Mag ehemals hauptsächlich Ehrgeiz und Machterweiterungstreben Motiv für die kolonialisatorischen Unternehmungen gewesen und für den westeuropäischen Imperialismus noch heute sein, — seit der Revolution der Produktions- und Verkehrsmittel ist für die Länder, deren Bevölkerung schnell und ständig wächst, also in erster Linie Deutschland, kolonialisatorische Betätigung eine Lebensfrage. Wird die Auswanderung abgedrosselt, so füllt sich der Bienenkorb immer mehr, und die Daseinsbedingungen daheim verschlechtern sich zunehmend für alle Nichtdrohnen. Wird sie von fremden Ländern verschlungen, so geht ihr Nutzen uns früher oder später ganz oder größtenteils

verloren und wird zu einem jährlichen Tribut, den wir ans Ausland zahlen. Nur unter eigener Flagge, in engster Verbindung mit dem Mutterlande, lassen sich die überschüssigen Volkskräfte zum Vorteile der Heimat verwerten. Daß in den werktätigen Schichten trotz ihrer politischen und wirtschaftlichen Schulung diese Einsicht noch fehlt, erklärt sich wohl aus dem starren einseitigen Doktrinarismus ihrer Führer, die, mit wenigen löblichen Ausnahmen, in Kolonien nur Einrichtungen zur friedlichen oder gewaltsamen Ausplünderung barbarischer Völker sehen. Und auch darüber hinaus bin ich verschiedentlich auf ganz merkwürdige, hartnäckige und unzugängliche Ablehnungen gestoßen. Ein sonst sehr kenntnisreicher, hochgebildeter und weltverständiger Herr war mir bei der Erledigung dienstlicher Aufgaben in Ostasien sehr behilflich, konnte sich aber nicht enthalten, mir im Privatgespräch zu eröffnen, daß er persönlich von Kolonialpolitik und -wirtschaft absolut nichts halte. Grund: Er genieße weder Kaffee noch Tee, noch Kakao, noch Tabak usw. und habe überhaupt kein Bedürfnis nach irgend welchen tropischen Produkten; seinetwegen könnten also die Kolonien sämtlich . . . . . Tief beschämt über mein Schicksal, das mich zur Beschäftigung mit so überflüssigen Dingen verurteilte, bemühte ich mich, mir sein Wohlwollen durch einige Hinweise auf die allgemeine wirtschaftliche Bedeutung von Kolonien zu erhalten. Gegen jemand, der recht behalten will, taugen jedoch die besten Gründe nichts. Ein anderer, auch ein Diplomat, fühlte sich durch meine Bemerkung, daß Hollands Wohlstand überwiegend aus Kolonisation herrühre, zu einem fast komisch anmutenden, aber sehr ernst gemeinten Abwehreifer herausgefordert. Seine These war: Haarlemer Tulpenzwiebeln, Edamer Käse und Genever. Undernfalls hätte ja womöglich, Gott steh uns bei, jemand auf den Gedanken kommen können, daß auch Deutschland auf diesem Wege wohlhabend werden würde.

Leichter machen es sich die, die der Meinung huldigen, die koloniale Schuldlüge sei durch *Locarno* und *Völkerbund* zur Strecke gebracht worden. Ich erlaube mir das anzuzweifeln. Man braucht uns heute, und darum spricht man nicht mehr von der Vergangenheit, auch nicht von der Gegenwart, deren Ereignis-



Neuseeländische Infanterie bei der Besetzung von Apia, 29. August 1914 (zu S. 158)  
Phot. H. Fatterfall, Apia



Straße in der Umgegend von Apia



nisse die koloniale Fähigkeit und Würdigkeit Englands und Frankreichs wieder in ein recht peinliches Licht gestellt haben. Man denke nur an Marokko, Syrien und Indien. Politisch aber besteht die koloniale Schuldfrage fort. Sie ist in den Versailler Noten der Alliierten vom 16. Juni 1919 verankert und kann im Bedarfsfalle stets wieder flottgemacht werden.

Doch lassen wir den Mut nicht sinken. Systematisch fortgeführte Propaganda wird die Trägen und die Widersacher mit hinausschwemmen auf die blaue See. Später als andere Völker haben wir uns mit den modernen Gesetzen der Massenbewegung befreundet. Aber die Abneigung, mit der die feinere weltcheue Art des gebildeten Deutschen alles propagandistische Gebaren zu betrachten pflegte, ist am Verschwinden. Wir wissen jetzt mehr oder weniger alle, daß der Berg niemals zu Mohammed kommt, daß die immanente siegende Kraft der Wahrheit nicht spontan in Tätigkeit tritt, sondern geweckt und verkündet werden muß.

## Die Südsee als Kolonialgebiet

Die Südsee insbesondere kann bei uns etwas mehr Propaganda ganz gut vertragen. Denn — und damit möchte ich abschließend zum Anfang zurückkehren — wenn Samoa wenigstens zeitweise populär war, hatten die anderen deutschen Südseekolonien es eigentlich immer schwerer als Afrika, sich in der öffentlichen Meinung an der Stelle zu erhalten, die ihnen gebührte. Zum Teil lag das an einem Umstande, der ihnen von Rechts wegen zum Ruhme gereichen sollte und den ein hervorragender Kolonialkenner, der um die koloniale Sache allgemein sehr verdiente ehemalige Gouverneur von Kamerun und Ostafrika, Herr v. Soden, in die passende Formel gekleidet hat: „Wenn eine Kolonie kein Geld und kein Blut mehr kostet, verliert sie bei den Massen an Wert.“ Die deutschen Südseekolonien waren schon früh und leicht befriedet worden, ihre Finanzen standen gut, Handel und Wandel gediehen, ohne daß viel Besens davon gemacht wurde. Es mangelte also an Sensationen

und an Unlaß zur Kritik. Vielleicht war auch der alte romantische Ruf mit schuld daran, daß die Südsee wirtschaftlich nicht voll genommen wurde. Die echt deutsche Form der Romantik begnügt sich, wie schon gesagt, mit Mondschein und Bergißmeinnicht, und sie ist, wenn sie sich darüber erhebt, höchstens noch zur Ironie imstande. Daß sie sich aufs Geldverdienen verstehe, hat ihr noch niemand zugetraut. Aber die Romantiker, die einst in die Südsee zogen, suchten nicht nur die berühmte blaue Blume, sondern hatten daneben auch recht praktisch-materielle Absichten. Überdies sind die Zeiten des Glücksrittertums vorüber. Heute hat draußen der Kaufmann, der Pflanze, der Unternehmer das Wort.

Nur dann und wann einmal erscheint, wie ein Anachronismus, ein Schiff mit ein paar vermögenden Angelsachsen an Bord, die sich von einem geriebenen Yankee haben weismachen lassen, daß er die Lage des sagenhaften Eilandes und auf ihm den Platz wisse, wo z. B. Dampier seine Reichtümer vergraben hätte. Das ist das pazifische Seitenstück zu den Schatzmännern, die im Atlantischen Ozean die alten Schlupfwinkel der westindischen Flibustier umwittern und noch heute Gläubige finden. Wurde doch vor einiger Zeit laut gemunkelt, daß das Fundament zu dem Riesenvermögen der bekannten aus Schwaben stammenden Milliardärsfamilie Astor mit dem von ihrem Gründer entdeckten Raubgut des Kapitäns Kidd, der 1701 in London wegen Piraterie in Ketten aufgehängt wurde, gelegt sei. Uns dünkt so etwas auf den ersten Blick knabenhaft oder spleenig, aber es liegt ein beachtlicher Kern in dieser Vereinigung von Gewinnsucht und Abenteueri. Es offenbart sich darin, wiewohl fehlgreifend, die praktische Veranlagung der Rasse. Die Leute, die jetzt noch Geld in solche Unternehmungen stecken, sind die Nachkommen der „merchant adventurers“, die England groß und reich gemacht haben, und sie setzen einfach die traditionelle Jagd nach spanischen Dublonen in einer den veränderten Umständen angemessenen Weise fort. Der nämliche Trieb hat auch die Zuckermühlen geschaffen, deren Schornsteine heute die Landschaft von Hawaii und Fiji verzieren, die Seifenfabriken des Lord Leverhulme, in denen aus Südsee-Kokosnüssen „Sunlight

Soap“ gemacht wird, und noch vieles andere mehr. Was sich im angelsächsischen Charakter individuell meist vereinigt findet, scheint im deutschen individuell getrennt vorzukommen. Im ganzen betrachtet wäre dieser Unterschied unerheblich, und wir können uns geruhig etwas darauf einbilden, daß die deutsche Geschäftstüchtigkeit an sich der englischen nichts nachgibt, auch in der Südsee nicht. Die rentabelsten deutschen Kolonialunternehmungen arbeiteten in Neuguinea und in Samoa. Ich nenne die Jaluitgesellschaft, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft und die Phosphatgesellschaft. Einer der ersten Wirtschaftssachverständigen der Südsee hat berechnet, daß binnen einer kurzen, an der Entwicklung der Plantagen ersichtlichen Frist Deutschland u. a. seinen ganzen Bedarf an Kopra aus seinen Südseekolonien hätte decken und sich in dem Bezuge von Phosphaten für seine Landwirtschaft jederzeit vom Auslande hätte unabhängig machen können\*. Charakteristisch deutscher Betriebsamkeit und Erfindungsgabe ist es zu verdanken, daß in der Kokospalmenkultur das primitive lokale Ölgewinnungsverfahren durch die viel rationellere Aufbereitung von Kopra ersetzt wurde und daß die Verwendungsmöglichkeit der Kopra, vor allem für die Volksernährung, durch ein Verfahren zur Beseitigung des spezifischen Ölgeruchs bedeutend erweitert wurde. Das Wirtschaftsimperium der Hamburger Firma J o h. C e s a r G o d e f f r o y, das sich einst von Valparaiso bis Shanghai spannte und aus dem schließlich die deutsche Kolonie Samoa entstand, ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Unternehmungsgeistes. Nicht minder haben wir uns durch Teilnahme an der wissenschaftlichen Erschließung O z e a n i e n s dort ein Heimatsrecht erworben.

Und bei allen unseren Leistungen und Erfolgen haben wir, wenn wir den Untergang der Eingeborenenrassen menschlich bedauern, dazu das Recht des guten Gewissens, die andern nicht.

Darf man das heute ungescholten sagen? Von England, das in erster Linie für das Ende des ursprünglichen Lebens

\* D. Riedel, Hamburg, in der Zeitschrift für Geopolitik, Heft X.

überall in der Welt verantwortlich ist, erwarten ja viele unter uns heute das Heil. Nun, wer von englischer G u n s t etwas zu erreichen hofft und dieselbe durch eine wohlbegründete Verteidigung gegen Unglimpf und durch eine zum Nachweise der Wahrheit erforderliche Gegenanfrage zu verlieren fürchtet, der lasse sich gesagt sein, daß er weder das A B C der Politik noch den englischen Nationalcharakter kennt. Durch ängstliche Scheu vor offener Erörterung offenkundiger Tatsachen erregen wir jenseits des Kanals höchstens Verwunderung, wenn nicht Spott oder Verachtung.

Der Engländer, der für sein Vaterland sogar lügt und verleumdet, — dem Feinde gegenüber lautet sein Wahlspruch: *Honny soit qui ne mal y pense pas!* — der Engländer sollte es übelnehmen, wenn wir für unser Vaterland die Wahrheit sagen? — Wäre eine koloniale Wiederherstellung nur durch Bußfertigkeit, durch irgend etwas, was einer Aufrechterhaltung unseres erzwungenen Schuldbekenntnisses gleichkäme, oder auf Probe möglich, dann lieber Schluß für alle Zeit mit aller deutschen Kolonialpolitik! Nicht Wohlwollen regiert die Welt, sondern Interesse. Wir werden also auf die Engländer nur insoweit zählen können, als wir durch unser Dasein ihnen von Nutzen sind, und es ist unsere Sache, ihnen begreiflich zu machen, daß Kolonialbesitz zu unseren Daseinsnotwendigkeiten gehört.

Im Falle eines Sechzig-Millionenvolkes, dessen räumliche Unterlage im umgekehrten Verhältnis zu den ihm aufgebürdeten Lasten steht, sollte das nicht allzu schwer sein. Auf die großen unerschütterlichen Tatsachen unserer Zahl und unserer Arbeitskraft dürfen wir uns verlassen, und deshalb erhoffe ich in nicht allzuferner Zeit einen Wiederaufbau des überseeischen Deutschlands.

Dabei sollen wir, noch einmal sei auch dies gesagt, nicht außer acht lassen, daß der Schwerpunkt der Weltpolitik sich verlagert hat. Zu den Personen, die ein Stück Weltgeschichte aufführen, gehören nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Zuschauer. Sie spielen ohne Gage mit und kommen, um im Bilde zu bleiben, doch auf ihre Rechnung. Selbst ein

schlechter Platz ist immer noch besser als gar keiner. Deshalb bejahe ich aus voller Überzeugung die von Professor Haushofer (Vgl. das in der Anmerkung auf Seite 49 zitierte Werk S. 7.) gestellte Frage, ob wir als Mitteleuropäer an der geopolitischen Sehnsucht nach dem größten Seeraum der Erde festhalten sollen.

So gemeint, und nicht im Aftersinne kosmopolitischer Verwaschenheit muß unsere Zukunft lauten:

**Orbis patria!**

## Bilderverzeichnis

Bild des Autors . . . . .	Titel
Apia. Stadt und Hafen . . . . .	8
Wasserfall im Innern von Upolu . . . . .	9
Flußmündung mit alten Mangrovebäumen . . . . .	9
Tätiger Krater und Lavafeld, Savaii . . . . .	16
Krater und Lavafelder, Savaii . . . . .	17
Tätiger Krater, Savaii . . . . .	24
Die aus dem Krater Talab fließende glühende Lava ergießt sich ins Meer, Savaii . . . . .	25
Cooks Landung in Tawna, Neue Hebriden . . . . .	32
Landung La Pérouses auf Takemba, Fiji . . . . .	33
Cooks Ermordung in Hawaii, 1779 . . . . .	40
Ueberfall der Samoaner auf die Expedition in Tutuila, 1787 . . . . .	41
Der „Spanische Kapitän“, im Berliner Museum für Völkerkunde . . . . .	48
Bildhafte Proklamation des englischen Gouverneurs Daveys von Tasmanien 1816 an die Eingeborenen . . . . .	49
Fijianer, mit Halsband aus Pottwalzähnen . . . . .	56
Salanoa, samoanischer Häuptling aus Falefa, Upolu . . . . .	56
Englische Missionkirche, Samoa . . . . .	57
Inneres der Kirche . . . . .	57
Alter Häuptling mit Tochter, Samoa . . . . .	64
Mataafa . . . . .	65
Alter Häuptling im Tanzschmuck . . . . .	65
Marae in Pyramidenform bei Papara, Tahiti . . . . .	72
Maori-Haus . . . . .	73
Fijianisches Haus . . . . .	73
Nahrungsmitteltribut . . . . .	80
Samoanisches Bohnnhaus . . . . .	81
Samoanisches Häuptlingshaus . . . . .	88
Samoanische Familie am Strande . . . . .	88
Samoanerin, Kawa zubereitend . . . . .	89
Gemeinsamer Kawatrunk in Tonga . . . . .	89
Taupou (Dorfjungfrau) . . . . .	96
Manaia (Häuptlingssohn) . . . . .	96
Samoanerinnen . . . . .	97, 104, 105
Samoanerin mit Köpfmesser . . . . .	112
Bao-puni-matangi . . . . .	113
Sitztanz samoanischer Mädchen unter Führung zweier Taupous . . . . .	120
Samoanische Dorfjugend am Strande . . . . .	120
Vier tanzende Mädchen . . . . .	121
Mimischer Tanz junger Männer, Samoa . . . . .	121
Eingeborener, eine Kokospalme erkletternd . . . . .	128

Herstellung eines Kanus (Einbaum) . . . . .	129
Kanu zum Bonitofang, mit Angelrute . . . . .	129
Samoanisches Kriegskanu . . . . .	136
Dorfplatz mit Häuptlingshäusern, Samoa . . . . .	137
Brotfruchtbaumzweig mit Früchten . . . . .	137
Inneres eines Häuptlingshauses, Samoa . . . . .	144
Kanuregatta auf der Lagune, Marshall-Inseln . . . . .	144
Hausbau, Samoa . . . . .	145
Dachkonstruktion eines Häuptlingshauses . . . . .	145
Neuseeländische Infanterie bei der Besetzung von Apia . . . . .	160
Straße in der Umgebung von Apia . . . . .	161

---

## R e g i s t e r

- Ana 56, 81, 93, 134  
 Aberglauben 79, 82 ff., 103, 147  
 Adams, John 116 ff.  
 Aitu 79, 84, 92  
 Aiaroa 124  
 Affommodationsfreit 44  
 Aleipata 81  
 Alexander 32  
 All-White-Australia-Politik 34  
 Amot 130 ff.  
 Anselfänger 33  
 Animismus 147  
 Apia 51, 52, 131  
 Apolima 81  
 Astor 162  
 Atua 81, 136  
 Austral-Inseln 114  
 Australien 34, 109, 157, 158  
 Avira 36
- Balboa 23  
 Banks, Sir Joseph 109  
 Bastian 26  
 Beachcomber 30, 51, 86  
 Begräbnis 75 ff.  
 Benedikt XIV. 44  
 Benevidets 122  
 Bismarck 5  
 Blackbirders 33  
 Bligh, William 110 ff.  
 Bougainville 6  
 Bounty 110 ff.  
 Bounty Bay 116  
 Brotfruchtbaum 108  
 Buffanier (siehe auch Flibustier) 25  
 Byron 6, 109
- Cafombau 67  
 Calabus 24, 131  
 Carteret 117  
 Cavendish 23  
 Chamberlain, S. St. 17
- Chamisso 6  
 Chamorros 24  
 Chateaubriand 6, 37  
 Chinja-Inseln 33  
 Christian, F. B. 32  
 Christian, Fletcher 110, 112, 114 ff.  
 Churchill 50  
 Cook 24, 25, 30, 33, 108, 109, 111, 153  
 Cook-Gruppe 45  
 Cooper 6  
 Cortez 29  
 Coy, Mac 120, 122
- Damian, Vater 43  
 Dampier 23, 162  
 Darwin 152  
 Defloration 92  
 Demokratie 53  
 Dilke, Sir Charles 50, 53  
 Diplomatie 64 ff.  
 Dorjungfrau (siehe Taupou)  
 Drake 23  
 Dumont d'Urville 24
- Edwards, Kapitän 114  
 Ehe 92 ff.  
 Ehebruch 97 ff.  
 Ehescheidung 99 ff.  
 Elefantiasis 87  
 Endogamie 102, 106  
 Entdeckungszeitalter 23 ff.  
 Erotik 7, 91 ff.  
 Erskine 31, 34  
 Euronesier 125  
 Exogamie 102, 106
- Fa'atili 84 ff.  
 Failaunga 70  
 Fale'upolu 95, 96  
 Fangasa 27  
 Fasito'o-uta 144  
 Fata 66



- Fatu 146 ff.  
 Fiji 31, 33, 36, 51, 63, 67, 124, 136,  
 141, 162  
 Finau 66  
 Flibustier (siehe auch Buffanier) 167  
 Fono 22  
 Fornander 28  
 Forster, George 6, 107  
 Friz, Georg 32  
 Frobenius 53  
 Furor consularis 5  
  
 Gaetano, Juan 29  
 Gambier-Gruppe 45  
 Garvey, Marc 122  
 Gauguin 6  
 Gobineau 17  
 Godoffroy, Joh. Cesar 163  
 Goethe 6, 18  
 Guatemala 33  
  
 Haifisch 60, 154  
 Haushofer 49, 164  
 Hawaii 24, 25, 27, 28, 32, 37, 42,  
 52, 60, 90, 141, 162  
 Hayes, Bully 51  
 Hebriden, Neue 30, 31, 32  
 Heeren, v. 49  
 Hegel 49  
 Heine 6  
 Heirat 92 ff.  
 Henderson's Island 120  
 Hereheretue 104 ff.  
 Herz 151  
 Hervey-Gruppe 45  
 Hillebrandt, Heinrich 115  
 Hongi 64  
 Honolulu 29, 52  
 Humboldt, Alexander v. 6  
 Hund 137, 152 ff.  
  
 Jamaika 113  
 Konga 62  
 Imperialismus 10, 24  
 Influenza 51, 158  
  
 Kalaupapa 43  
 Kalifornien 29, 45, 46  
 Kamehameha I. 28  
 Kannibalismus 61 ff  
 Kap Horn 31, 111  
  
 Kauai 43  
 Kawa 15, 35, 88, 100  
 Kiana 28  
 Kidd, Kapitän 162  
 Kidnappers 33, 34  
 Kino 138, 139  
 Koloniale Schuldlüge 49, 159 ff.  
 Kolonialpolitik 13, 159 ff.  
 Kolonialwirtschaft 10, 161 ff.  
 Kolonifator (Der Mensch als) 12, 35  
 Konquistadoren 25  
 Kopra 31, 76, 123, 163  
 Kosmogonie 26  
 Krämer 21, 153  
 Krankheiten 32, 35, 42, 51, 79, 82 ff.,  
 87, 158  
 Kriegsschuldlüge 159  
 Kufate (Karolinen) 32  
  
 La Pérouse 24, 27, 51  
 Las Casas 40  
 Lauati 72  
 Lau'i'i 130 ff.  
 Lavalava 38  
 Leary, E. P. 49  
 Lepra 42  
 La Baillant 6  
 Leverhulme, Lord 162  
 Levula 52  
 Lichtenberg 37  
 Locarno 160  
 Logan, Robert 158  
 London, Jack 21  
 Lono 25  
 Lope, de 23  
 Loti 6  
 Luatuanu'u 135  
  
 Maafu 66  
 Macaulay 18  
 Maeterlinck 17  
 Magelhaens 23  
 Mahdi 86  
 Malanga 89, 92  
 Malietoa 61, 66, 139  
 Manaia 91  
 Mandatsregierung 21, 51, 158  
 Mangaia 46  
 Mangareva 45  
 Manono 81, 124, 144

- Maoris 36, 47, 63 ff.  
 Marianen 24  
 Mariner 66, 109  
 Marquesas 23, 63, 124  
 Marsfall-Gruppe 74  
 Masern 51, 79  
 Massage 88  
 Mataafa 73, 136, 139  
 Matatufu 83 ff.  
 Matten 71, 77, 93, 95, 147  
 Maungaloa 81  
 Melville, Herman 63  
 Mendaña 23  
 Menschenraub 33 ff.  
 Merchant adventurers 162  
 Metalanim 107  
 Meyen Dr. (Preuß. Erdumseglun-  
 gen) 42  
 Methodismus 41, 80  
 Milieu 17, 125 ff.  
 Mischlinge 116, 125 ff.  
 Missionen (allg.) 36 ff., 99  
 Mission, englische 40 ff., 85, 101, 139  
 Mission, kath. 40 ff., 101  
 Mkwawa 85  
 Moloſai 43  
 Motuihi 147  
  
 Nassau Island 123  
 Neioti 56  
 Neu-Britannien 23  
 Neuguinea 23, 163  
 Neu-Mecklenburg 125  
 Neu-Pommern 23  
 Neuseeland 21, 32, 48, 49, 50, 107,  
 124, 158  
 Neusüdwaies 50, 109, 121  
 Ngaapai 66  
 Niue 35  
 Robbs 122  
 Robili, Roberto de 44  
 Norfolk Island 121  
 Rukuhiva 63, 124  
  
 Dahu 28  
 Omdurman 86  
 Deno 120  
 Orkan (Upia) 5  
 Oro-i-Rupe 142  
 Osterinsel 33, 78  
  
 Palmen 34  
 Palolowurm 154  
 Papalangi 74, 81  
 Papeete 52  
 Patelesio 136  
 Patriarchalismus 58  
 Paumotu-Gruppe 104  
 Perlmuschel 31, 104, 116  
 Pferd 24, 156  
 Pflüger, Generalkonful 29  
 Philippinen 24  
 Pitcairn 108 ff.  
 Polytheismus 26  
 Pomare 6  
 Ponape 32, 107  
 Port Breton 125  
 Po'ula 92  
 Propheten, farbige 46  
  
 Quintal 121, 122  
 Quiros 23  
  
 Rarotonga 45, 66, 107  
 Rassenfrage 17, 125 ff.  
 Rathenau 11  
 Rays, Marquis de 124  
 Recruiters 33  
 Redefunft 70 ff.  
 Remittance-man 52  
 Renan, Ernst 45  
 Riedel, O. 163  
 Roggeveen 23, 33  
 Romantif 7, 13, 162  
 Rousseau 6, 16  
 Ruatapu 47  
  
 Saavedra 23  
 Salelesi 136  
 Salomon-Inseln 23, 124  
 Saluafata 136  
 Sandelholz 31, 32  
 Sawaii 15, 19, 81, 134, 135, 144, 154  
 Savo 124  
 Schaggräberei 162  
 Schnapsbrennerei 34, 120  
 Schnee 49  
 Schopenhauer 152  
 Seelenverkäufer 33  
 Seume 6  
 Silberschiff 24

- Gio 136  
 Gippe 54 ff., 130, 132, 140 ff.  
 Gitiwi 130 ff.  
 Goden, v. 161  
 Solis, de 23  
 Somosomo 142  
 St. Helena 113  
 St. Pierre (Bernardin) 6  
 St. Vincent 113  
 Stammbäume 140  
 Strandrecht 104, 137  
 Suatele 74, 98  
 Sunlight Soap 162  
 Sydney 34, 51, 65, 113  
 Sympathiezauber 147
- T**  
 Tabu 37  
 Tacitus 89  
 Tahiti 6, 7, 24, 28, 36, 37, 40, 48,  
 63, 90, 105, 109 ff., 126, 141, 153  
 Taimalelangi 144  
 Taiohae 124  
 Talleyrand 12  
 Tamafese 48, 139  
 Tangaloa 26  
 Tasmanier 30  
 Tätowierung 83  
 Taucher 105  
 Taupou 57, 88, 89 ff., 137, 144  
 Taviuni 142  
 Thadéray 64, 153  
 Thierry, Charles, baron de 124  
 Thurnwald 21  
 Ti'iti'i o Talanga 26  
 Timor 112, 115  
 Tofua 112
- T**  
 Tokelau-Gruppe 123  
 Tofo 136  
 Tonga 26, 31, 66, 90, 112, 124, 141,  
 142  
 Tongafiti 100  
 Torresstraße 115  
 Trepang 31  
 Tuamafanga 81, 93, 134, 138, 139  
 Tubou, Georg 66  
 Tubuai-Gruppe 114  
 Tuiçafau 67, 142  
 Tufu-Naea 66  
 Tulafale 70, 91, 95  
 Tuna 66  
 Tupua 139  
 Tupuivao 59  
 Turner 153  
 Tutuila 79
- V**  
 Vailima 149  
 Vao-puni-matangi 94  
 Vielweiberei 31, 98  
 Vierkandt 17  
 Vischer 147  
 Völkerbund 160  
 Völkertod 30, 157  
 Vulkan 15, 27
- W**  
 Walfischfänger 32  
 Watson 48  
 Weltumsegler 6, 42  
 Wesley, John 41  
 Whitehall 113  
 Wildtauben 156  
 Wundt 155, 156
- Y**  
 Young, Edward 118, 121  
 Ysabel 23
-

Wladimir K. Arsenjew

# In der Wildnis Ostsibiriens

Forschungsexpeditionen im Ussurigebiet

Geleitwort von Fridtjof Nansen

Übersetzt von Franz Dantel

## Band I

Mit 65 Abbildungen, 2 Gebirgsprofilen und einer vierfarbigen Karte

Ganzleinen 9,50 Mark

## Band II

Mit 90 Abbildungen, 2 Gebirgsprofilen und einer vierfarbigen Karte

Ganzleinen 9 Mark

Fridtjof Nansen schreibt: Als ich dem hervorragenden ost-sibirischen Forschungsreisenden Prof. W. K. Arsenjew im fernem Osten, in Chabarowk am Amur, begegnete, erzählte er mir von seinen hochinteressanten Reisen durch die Urwälder des Ussurigebiets und von den sehr wenig bekannten Eingeborenen wie von der Tier- und Pflanzenwelt dieses Landes. Es war eine Fülle von Mitteilungen über hochinteressante, noch kaum erschlossene Gegenden, und ich fand es sehr bedauerlich, daß eine Beschreibung seiner Reisen und Beobachtungen noch nicht veröffentlicht war. Jetzt liegt eine Ausgabe seiner lebhaften Reisebeschreibungen in deutscher Sprache vor, und ich hoffe, daß Professor Arsenjews interessantes und wertvolles Werk viele Leser finden wird.

Sven Hedin schreibt: Will man zuverlässige, auf gründliche Beobachtung und tiefere Kenntnis gebaute Schilderungen aus Sibirien lesen, so nehme man dieses vorzügliche Buch.

Prof. Georg Schweinitz schreibt: Seit Jahren ist mir auf dem Gebiete der geographischen Literatur kein Lesestoff von gleichem Interesse vorgekommen. Selten stößt man in Schilderungen unerforschter Gebiete auf eine derartige Fülle belehrender Beobachtungen auf allen Gebieten der drei Naturreiche. Die spannenden Begebnisse der Wanderung wehrt der Verfasser zu dem fesselndsten Bilde zu gestalten. Ich bewundere besonders sein liebevolles Eingehen auf die Denkungsart aller Völkerschaften, mit denen er in Berührung kommt.

Prof. Georg Wegener schreibt: In ferne Gegenden Asiens führt uns diese Reisebeschreibung, die zu den merkwürdigsten, anschaulichsten Büchern ihrer Art gehört. Es handelt sich um Forschungsreisen, die der Verfasser in den Jahren 1902, 1906 und 1907 als russischer Offizier im fernsten Osten Sibiriens ausgeführt hat. In zahlreichen Kreuz- und Querzügen ist er zwischen dem Japanischen Meer und dem Ussuriflusse hin und wider gewandert, hat das bis dahin nur flüchtig oder überhaupt noch nicht bekannte Gebiet aufgenommen und vor allem naturwissenschaftlich erkundet. Der seltsame, fast einzigartige Mann dieses Buches beruht in der Persönlichkeit des Berichtenden und seiner ganz ungewöhnlichen Kunst des Erzählens.

---

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Helge Kaarsberg  
**Mein Sumatrabuch**

Übertragen von Erwin Magnus

Mit 16 Bildbelegungen

Halbleinen 6 Mark

Der Verfasser erwarb sich als junger Bursche seinem Vater durch und erwarb sich als Nachtschauffeur gerade so viel, um nach Indien und dann nach Sumatra zu gelangen, wo er mehrere Jahre zubrachte. Sumatra wurde seine zweite Heimat. Er liebte Land und Leute mehr als sein Geburtsland. In seinen Tagebuchblättern schildert er die abgelegenen Gegenden und die Dschungellandschaften, Leben und Denkwürdigkeiten der Eingeborenen, denen er so nahe kam, wie nicht leicht ein Europäer. Aber weit mehr noch als das Stoffliche fesseln die glänzende Darstellungsart, der köstliche Humor, die prachtvollen Menschen und die landschaftlichen Schilderungen. Seine Feder ist in Herzblut getaucht und darum wirkt das Buch auf den Leser mit unwiderstehlichem Zauber.

(Literarischer Anzeiger, Freiburg i. Br.)

---

William Montgomery McGovern

**Als Kuli nach Lhasa**

Eine heimliche Reise nach Tibet

Aus dem Englischen von Martin Proskauer

Mit 48 Abbildungen und 4 Skizzen

Ganzleinen 9 Mark

Es war eine „heimliche Expedition“, die der Verfasser unternahm. An Abenteuern, nicht ungefährlichen, reich, gibt das Buch uns wohl die bisher beste Schilderung des Westens Tibets, vor allem der Hauptstadt Lhasa, der sonderbaren Gewohnheiten der Tibeter, der Sitten des Landes, der lebenden Buddhas, und vor allem bringt es die ersten genauen Angaben über die gegenwärtige politische, militärische und industrielle Lage des Landes, das sich heute aus seiner Abgeschlossenheit zu befreien beginnt.

(Hamburger Fremdenblatt.)

---

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Rudolf de Haas

## Unter australischen Goldgräbern

Gebestet 1,20 Mark — Halbleinen 2,50 Mark

Rudolf de Haas, der als Geistlicher in den öden Goldbistritz von Queensland geschickt wurde, hat die 29 Geschichten, die er von dieser Tätigkeit lebhaft zu erzählen weiß, unter dem Titel „Unter australischen Goldgräbern“ erscheinen lassen. Das klingt wie der Titel einer Jugendschrift. Aber wenn auch die Jugend keineswegs vor diesem Buche bewahrt zu werden braucht, so ist es doch durchaus nicht für sie geschrieben. Eine recht bunte, eigentümliche Gesellschaft findet sich da zusammen, und mehr als einmal stockt dem Leser der Atem, wenn er von den Gefahren liest, die den jungen Geistlichen umdrängen, dem nicht immer das Wort Gottes allein bei der Behandlung der ihm anvertrauten wilden Schäflein genügt. Er muß, um diesen Leuten imponieren zu können, auch gelegentlich nicht davor zurückschrecken, mit einem wilden Besucher, der mit ihm ringen und bozen will, seine Kräfte zu messen. Jeder hat da eine bewegte Vergangenheit hinter sich, und das Leben des einzelnen gilt nicht viel. (Berliner Borszeitg.)

## Im Schatten afrikanischer Jäger

Bilder aus den Steppen am Kilimandscharo

Gebunden 2 Mark

Behmütige Gefühle an die verlorenen Jagdgesilde in unseren herrlichen und blühenden ostafrikanischen Besitzungen weckt dieses Buch. Andererseits aber erfüllt es uns mit Freude über die lustigen kernfrischen deutschen Männer mit ihrem derben Waidmannshumor, mit dem sie hinausgezogen in die unermesslichen Weidere, die überreich bestanden waren mit Wild und Getier aller Art. Der Verfasser weiß jedem Wilde und jeder Jagdart die humoristischen Seiten abzugewinnen; trotzdem befeelt ihn, wie jeden echten Waidmann, die wirkliche Liebe zur Kreatur. Mit gleicher Liebe, ja man kann sagen Innigkeit, behandelt er die ganz große bewundernde Schönheit der ostafrikanischen Natur überhaupt. Die Hauptsache in der ganzen Natur aber bleibt der Mensch. Von diesem lernen wir nicht nur die deutschen Pflanze und die Büren, die sich nach dem unglücklichen Kriege gegen die Engländer auf deutschem Gebiet niedergelassen haben, kennen, sondern wir blicken auch in die Seele der Eingeborenen. (Der Tag, Berlin.)

---

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Carl E. Akeley

## Im hellsten Afrika

Aus dem Englischen von Martin Proskauer

Geleitet von Professor Dr. Ludwig Heck

Mit 23 Bildertafeln nach Aufnahmen des Verfassers

Ganzleinen 6 Mark

Dieses Buch des bekannten amerikanischen Forschers fesselt bei schlichter Erzählung durch die Fülle gänzlich neuartiger Beobachtungen der Haupttiere Afrikas. Akeley, von Hause aus Präparator und als solcher ein Reformator dieses wichtigen wissenschaftlichen Hilfsgebietes, ist mit Spürsinn und bisweilen geradezu mit Tollkühnheit den Löwen, Elefanten, Büffeln usw. und besonders den Gorillas auf ihren Pfaden gefolgt. Immer befeelt von der Liebe zum Tier und vom Forschungsdrang, hat er, begleitet von seiner tapferen Frau, bisweilen in gefährlichen Kämpfen ein reiches Material gesammelt, das selbst einen so hervorragenden Fachmann wie den Direktor des Berliner Zoo, Professor Dr. Heck, den Verfasser des Vorwortes, mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

(Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.)

J. A. Mitchell Hedges

## Kämpfe mit Riesenfischen

Aus dem Englischen von Martin Proskauer

Mit einer Vorrede von Dr. Fritz Stowronnek

Mit 49 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen

Ganzleinen 7 Mark

Fischjagden ähnlicher Art hat es zwar schon vor Mitchell Hedges gegeben. Aber solche Riesen des Wassers, wie er zur Strecke gebracht hat, und nicht etwa nur in wenigen, sondern in überaus zahlreichen Exemplaren, hat vor ihm noch keines Menschen Auge erblickt. Das Buch liest sich wie ein spannender Abenteuerroman, hat vor einem solchen jedoch die absolute Wahrhaftigkeit voraus, die sich in jedem Wort ausdrückt und überdies durch eine Fülle von photographischen Belegen erhärtet ist. Es ist ihm gelungen, Haie von 15 Zentnern und Sägesische von 30 bis 50 Zentnern zu erbeuten, die oft einen ganzen Tag lang an dem Ruderhafen, an dem sie sich festgebissen hatten, das Motorboot des kühnen Mannes hinter sich herschleppten, bis sie endlich ermüdeten und, längswärts gezogen, mit Explosivgeschossen getötet werden konnten.

(Berliner Börsenzeitung.)

---

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Admiral Hopman  
Das Logbuch  
eines deutschen Seeoffiziers

Mit 74 Abbildungen und 16 Skizzen

Ganzleinen 9 Mark — Halbleder 13 Mark

In starken Farben tritt in diesen Erinnerungen das Bild eines ungewöhnlich bewegten und an vielseitigen Eindrücken reichen Lebens vor uns hin. Dem Verfasser war es beschieden, in der Zeit des Aufstiegs des Deutschen Reiches und der Ausbreitung seiner weltpolitischen Bedeutung als Seeoffizier in fast vierzigjähriger Laufbahn und in hervorragenden Stellungen die Welt zu sehen. Die viel belästerte Zeit unseres Dinges um die Großmachstellung, von der uns heute ein unermeßlicher Abstand scheidet, tritt in bewegter Größe vor uns hin. Das vorzügliche, mit interessanten Abbildungen ausgestattete Werk ist ein einzigartiges Vermächtnis dieser Zeit an die Gegenwart, eine Mahnung an Deutschland, neue Wege zum Ziel seiner nationalen Vollendung zu suchen, unerschütterlich, jedoch belehrt durch die Fehler der Vergangenheit. (Marine-Rundschau, Berlin.)

Das Kriegstagebuch  
eines deutschen Seeoffiziers

Mit 111 Abbildungen und 19 Skizzen

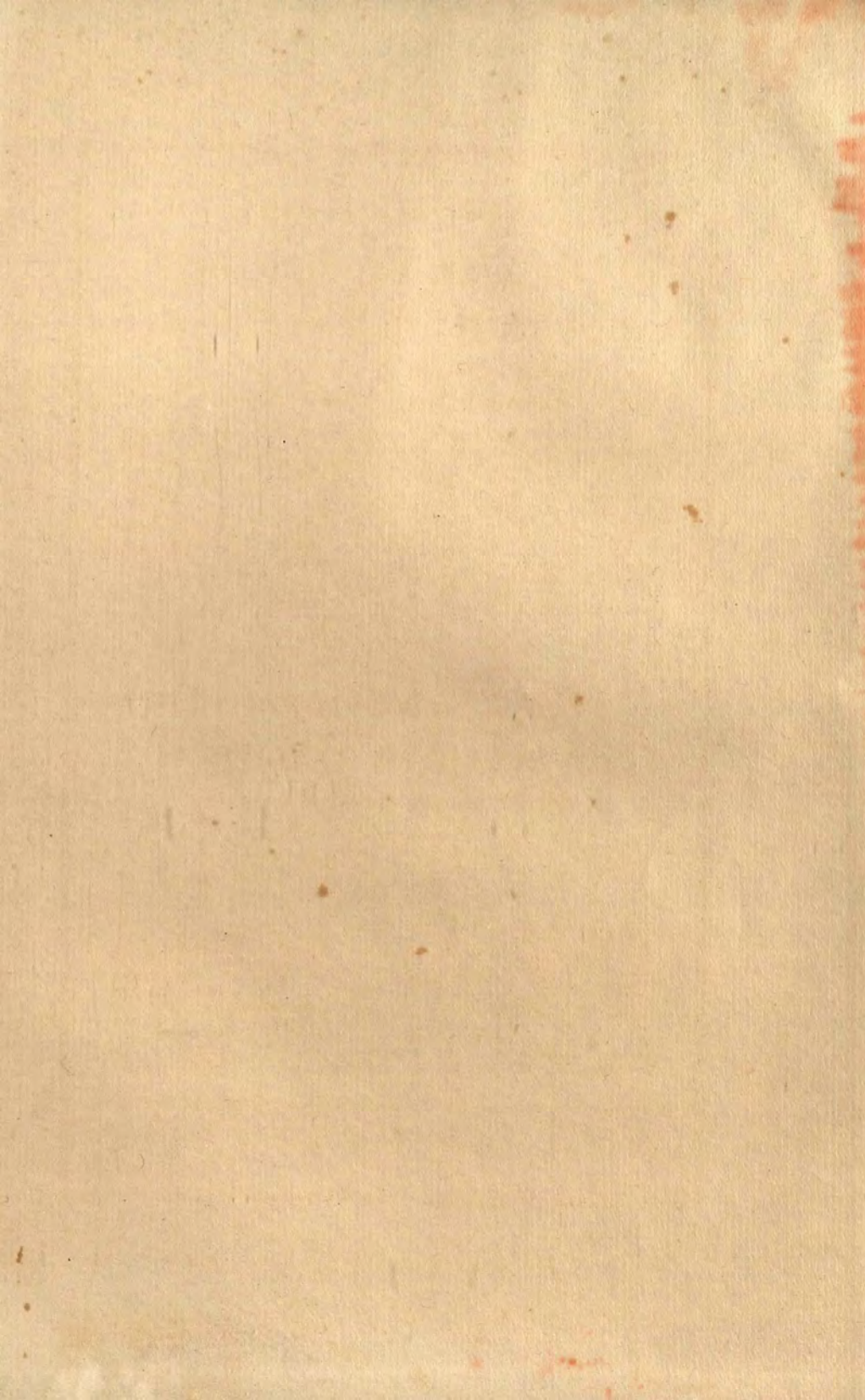
Ganzleinen 11 Mark

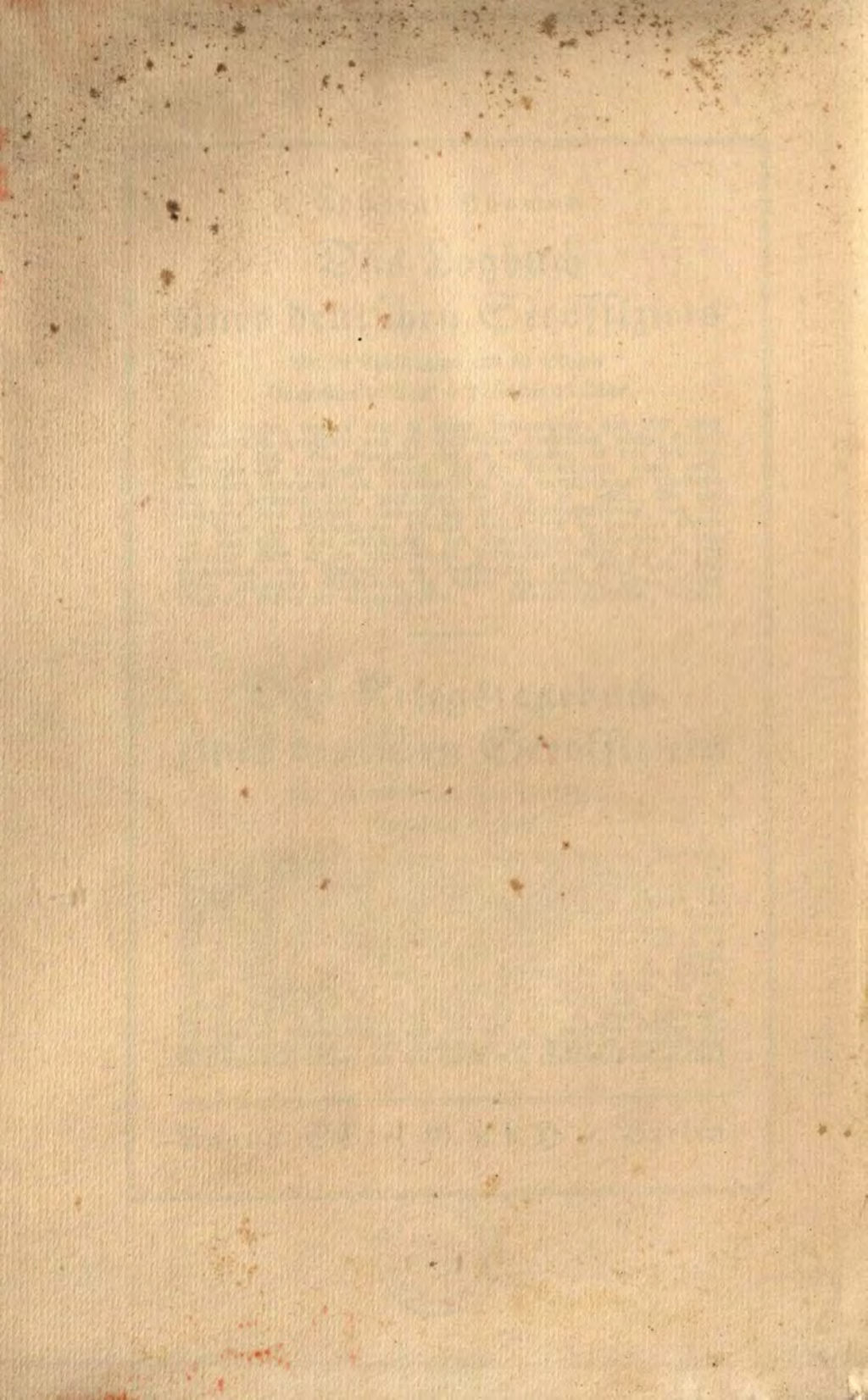
Dieses Buch gehört zum Besten, was über den Krieg, in Sonderheit über den Seekrieg, geschrieben worden ist. Der Verfasser hat die Kriegszeit in durchweg hervorragenden Kommandostellungen verbracht. Zunächst war er für die Dauer von acht Monaten als Berater des Großadmirals von Tirpitz im Großen Hauptquartier tätig. Seine Schilderungen über die Zerissenheit der Obersten Kriegsführung, über die Belächelung der Auffassung, über den Mangel an Entschlußkraft in allen Fragen, die den Seekrieg betreffen, wirken erschütternd. Später wurde Hopman zweimal Führer der Seestreitkräfte in der Ostsee. In der Zwischenzeit kam er auf Wunsch von Enver Pascha als beratende Persönlichkeit in das türkische Marineministerium. Die Ostsee vertauschte er dann mit dem Schwarzen Meer, zu jenem Zeitpunkt, als Rußland zusammenbrach und das Erbe der russischen Marine angetreten werden mußte. Die Ausstattung des Werkes ist musterhaft; die beigegebenen Bilder sind von hohem Wert. (Dt. Offiziersbl., Berlin.)

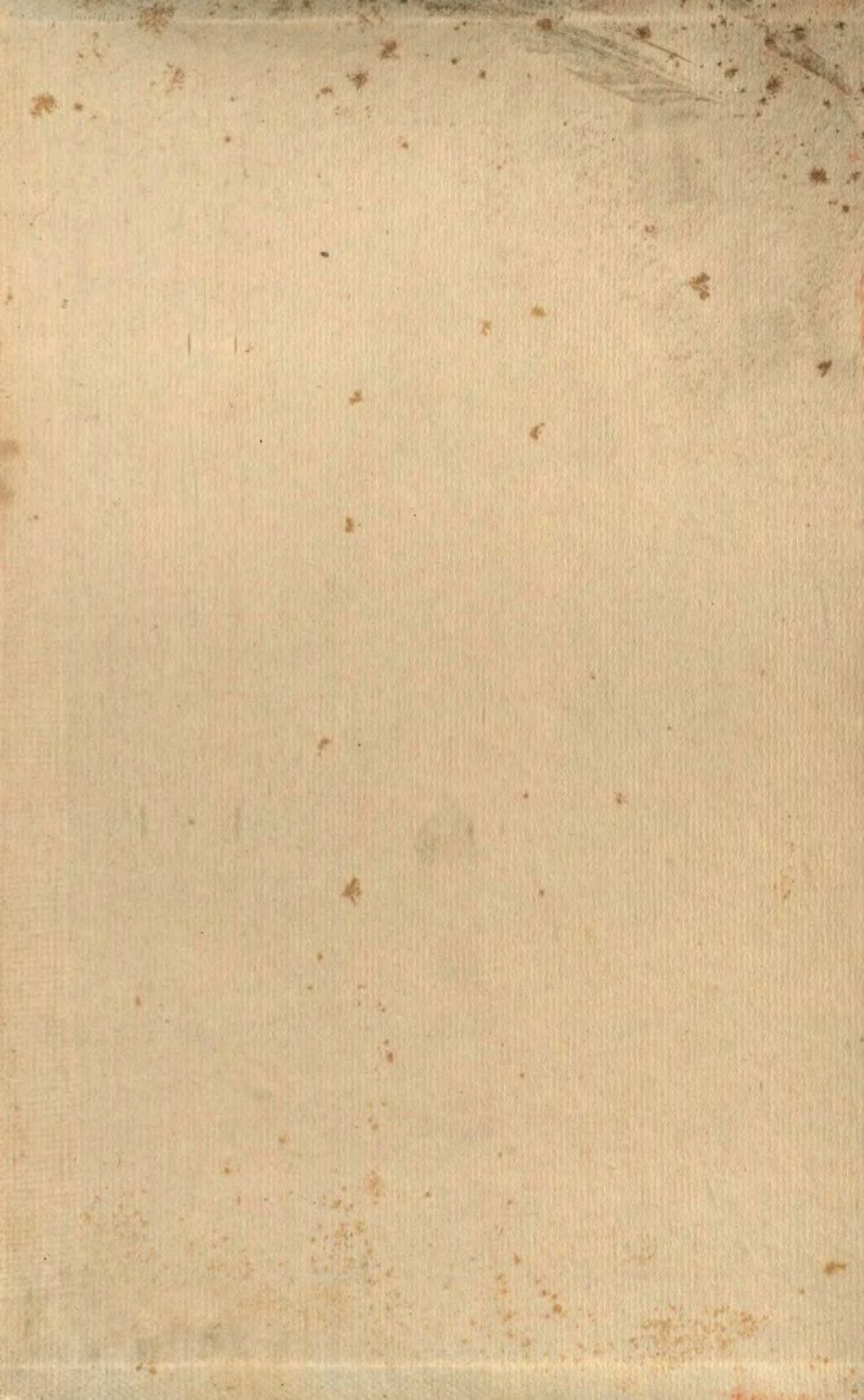
August Scherl G. m. b. H. / Berlin











3516